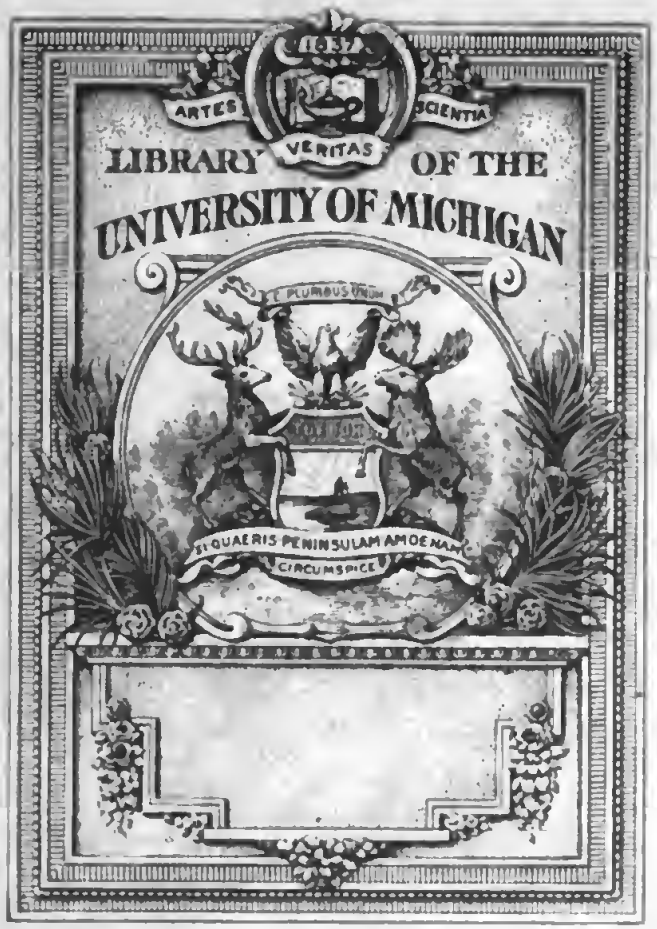
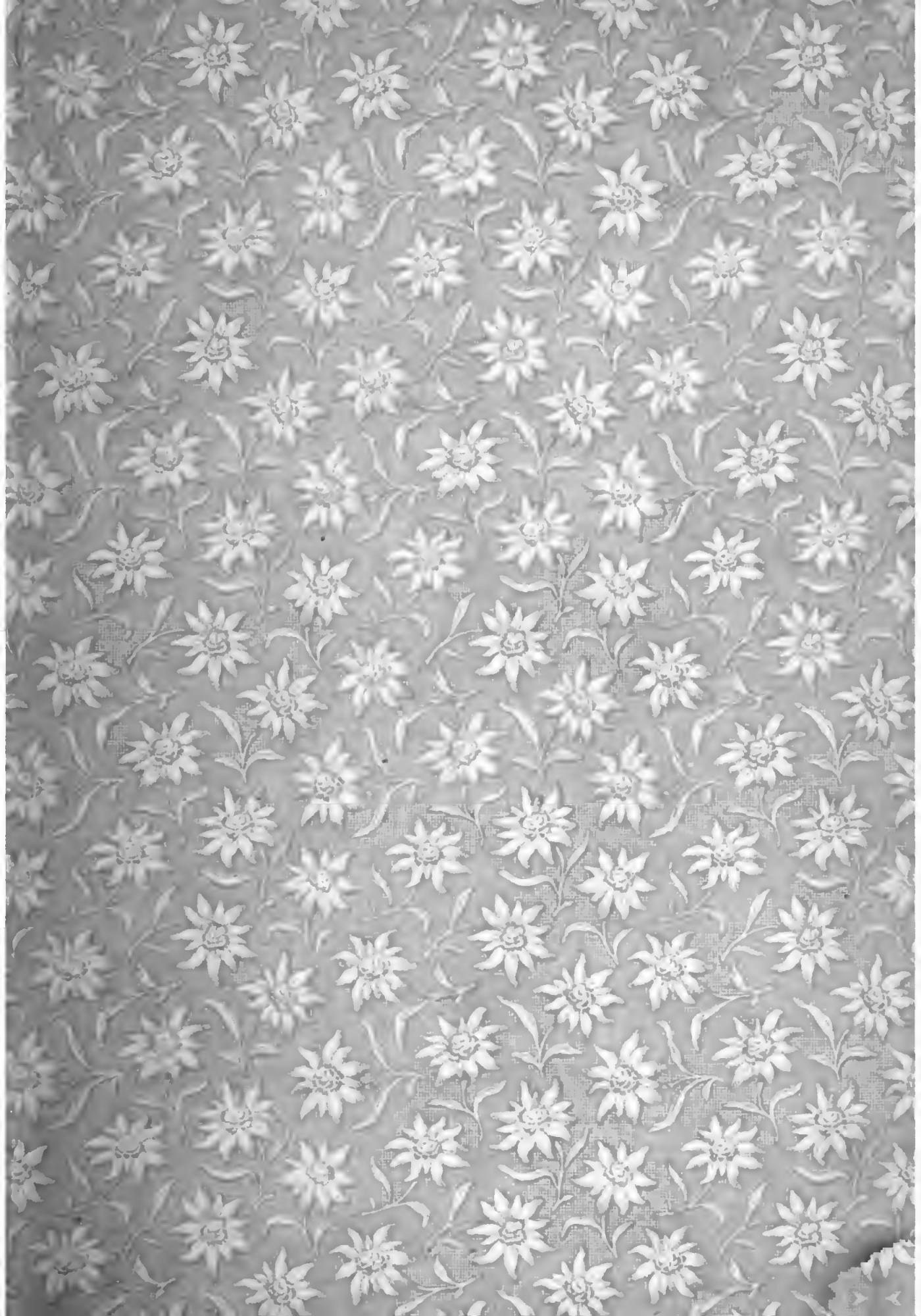
A 606022

Weltgift

von

Peter Rosegger


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



838
R5WE
Q3

Weltgift.

Weltgift.

Roman

von

Peter Rosegger.

Vierzehntes Tausend.

Leipzig
Verlag von L. Staackmann.
1903.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Digitized by Google

Heute endlich bin ich gestorben.“

Mit dieser Neuigkeit beginnen die Aufzeichnungen eines Mannes, der nach seinem Tod ein Leben anfing, so wunderlich und heillos, daß man darüber ein Buch schreiben muß. Es wird geschrieben auf Grund und mit teilweiser Benutzung vorhandener Blätter.

Nach obiger Verkündung seines Gestorbenseins fährt der Mann fort: „Kein Schade um den Schelm! wird die Leichenrede meiner Bekannten lauten. Mein armer Papa! Die Thränen schießen aus den Augen und die Phrasen aus der Feder. Möchte nur jeder, der sein Kind überlebt, so leicht getröstet sein, wie mein „armer Papa!“ Er war so gut, dieser Papa! Wenn es nach seinem Willen ginge, müßte ich jetzt ein reicher, von aller Welt hochgeachteter Mann sein, als vielfacher Verwaltungsrat großer Unternehmungen an grünen Tischen herumsitzen, auch in der Börse, vielleicht sogar im Parlament. Und so weiter. Vor allem müßte ich eine feine Frau haben und das häusliche

Glück teilen mit dem alten — weiß nicht was. Ein beneidenswerter Herr, wenn ich gut gethan hätte. Es hat Mühe gekoſtet, bis ich ſo anſtändig wurde, daß mein Vater mich enterbt hat. Nun iſt es aus. Ich ſchließe die alte Buchhaltung, um eine neue zu beginnen. Eine ohne Haben und mit viel Soll."

Dieſer Mann, der in ſeinem neununddreißigſten Lebensjahr alſo ſchrieb, nennt ſich Hadrian Hausler. Seine Vergangenheit iſt verworren, eine roſtbraune Rauchſchicht liegt darüber. Eine Rauchſchicht, die ſich in dünnen Fäden und ſchwarzaufwirbelnden Stricken aus dem Schornſteinwald ſpinnt. Zwiſchen den Fabrikgebäuden ſtaubiges, geſchnirgeltes Buſchwerk, Gärten genannt. In dieſen Gärten die Herrenhäuſer, mit allem ausgeſtattet, „was das Leben ziert". Doch hinter den Mauern herum das Gemurre ſtörriſcher Arbeiter in Maſſen, das erſtickte Geſchrei verwahrloſter Kinder in Rudeln.

Daneben, faſt darüber hinweg, vierſpännige Herrſchaftswagen. Im Palaſt aber glänzende Geſellſchaften mit den artigſten Höflichkeiten — zwiſchen durch allerlei Anderes, Verſtecktes und doch Alles Durchdringendes. Die üppigen Mahlzeiten, die fein verdeckten Sondervergnügungen gewürzt mit immer drohenden Arbeiterſtreiks und Revolten. Die Geſchäftsſtuben mit ihrer abgeſtandenen Luft, mit ihrem unendlichen Geklingel, durch hundert Drähte weit

ausgreifend in die Welt der Kurszettel, Konkurrenzschlachten der Geschäftsmachinationen. Und der Niederschlag von allem: Geld, Geld, unendliches Geld!

Solcherlei Dinge sind es, die dem Hadrian Hausler noch verschwommen herüberdämmern aus dem Meer des rostbraunen Rauches, des Großstadtbrodems. Das war ja das so viel umworbene, glanzvolle Leben der Reichen. Vergnügungen? In Überfülle. Freuden? Keine. Mit angestrengtem Auge sucht er nach echten Freuden dieser Vergangenheit, mit der Lupe sucht er — und findet keine. Es seien denn ein paar aus der Knabenzeit, wenn er auf staubigem Plan mit Arbeiterkindern spielte. Leiden? Auch eigentlich Leiden nicht, außer dem einen, als man die sterbenskranke Mutter fortgeschleppt hatte nach Korfu, woher sie nicht wiedergekehrt ist. Ärger? Ärger über die Maßen. Der grenzte thatsächlich manchmal an Schmerz, so wenn die Fabrik wieder und immer wieder vergrößert wurde, wenn neue Dampfmaschinen aufgestellt, neue Schlote gebaut wurden, daß die Sonne am Himmel nicht mehr anders zu sehn war, denn als schmutzige rote Scheibe, wie durch rauchiges Glas. Und dann die schreckliche Arbeit! Die Leute beneideten den Millionärsohn, daß er nur genießen könne, und er beneidete sie — um diesen Neid. Immer schreiben, rechnen, inspizieren, agentieren — alles fürs Geschäft. Hadrian

hatte immer geglaubt, das Geld hätte man, um zu leben, und Hausler senior war der Meinung, leben müsse man, um Geld zu machen. Also Ärger, wenn das Geschäft glänzend ging, aber noch größeren Ärger, wenn zeitweise Stillstand eintrat und ungünstige Konjunkturen herrschten.

Oft war Hadrian auf Geschäftsreisen geschickt worden. Doch war erst Papa mit dem großen Etablissement hinter seinem Rücken, ließ er Geschäft Geschäft sein und durchreiste Italien, die Schweiz, Frankreich, England, Rußland als Mensch. Und wenn so einer als Mensch reist — dann vertiert er. Sein Lebensgenuß war derart, daß er zumeist im verfallenen Zustand heimkam und einen unbeschreiblichen Ekel vor dem Leben hatte.

Wie ganz anders sein Vater, Hausler senior. Der empfand nicht einen Augenblick die Gefangenschaft im Rauchbrodem, nicht einen Augenblick die rostige Kette seiner Maschinen und Eisenwaren, mit der sein Herz völlig gefesselt war. Je mehr Rauch über dem Fabrikkomplex, die „Fletz" genannt, je vergnügter war er. Im Trüben ist's gut fischen, pflegte er scherzhaft zu sagen, und er fischte seinen Vorteil aus allen Gründen, in allen Weiten. Aber stets korrekt! Den Arbeitern war er ein väterlicher Freund und wurde nur rasend, wenn die „Bestien" ihre Ansprüche erhöhen wollten. Den Geschäftsfreunden

lieferte er ſtets gediegene Ware, die freilich geſteigert wurde nach jeder Lohnerhöhung und geſteigert nach jeder Lohndrückung. Der Ruf der Firma ſtieg von Jahr zu Jahr, das Wachſen des Vermögens war ein ſo raſches, üppiges, daß es den Hausler junior faſt ängſtigte, während Papa die ſchwindelndſten Hauſſen mit aller Kaltblütigkeit ertrug. Vielleicht gehört wirklich eine Heldenhaftigkeit dazu, gelaſſen und gleichmütig zu bleiben, wenn man Jahr für Jahr um eine Million reicher wird. Man wird ſich aber gewöhnen. Gold härtet nicht bloß die Herzen, ſondern auch die Nerven. Hausler ſenior war ſeit Jahren nicht mehr erregt, nicht mehr zornig, oder gar gefühlſelig geweſen. Er war im Generalſtab ſeiner Oberbeamten immer der Mittelpunkt des Geſchäfts und arbeitete ſtill und genau und unermüdlich. Ganz im Gegenſatz von dem Sohn, dem nervöſen, blaſierten und doch ſtets unbefriedigten Kind des Reichtums.

Während Hadrian immer haſtete, ohne eigentlich etwas zu thun, immer wollte, ohne zu wiſſen was, war Papa Hausler der feine Weltmann, anzuſehn wie ein ſchöner, ernſtfreundlicher Abbé. In der That, er erinnerte an einen ſolchen, wenn er in ſeinem ſchwarzen Anzug, mit der weißen Halsbinde, dem breitkrempigen Rundhut, dem wohlgeröteten, glattraſierten Geſicht und den lebhaften Augen feierlich einherſchritt — der Chef der Weltfirma Hausler und

Kompagnie. Die Kompagnie hatte der energiſche Herr allerdings längſt in ſich aufgeſogen. Hingegen wollte er bei zunehmendem Alter „Hausler und Sohn" machen.

Er wollte ſein Haus ganz an das Unternehmen feſſeln, wollte der Familie dieſe großartige Exiſtenzgrundlage ſichern, ſie zu einem Fürſtengeſchlecht des Geldes und damit ſeinen Namen in der Geſchichte des Landes feſtſtändig machen.

Und das gelang ihm nicht.

Wie Hausler ſenior, ſeit Dezennien in den beſten Jahren, es verſtand, nicht bloß mit Behagen zu arbeiten, ſondern nach ſeiner Weiſe auch mit Behagen zu genießen, war umgekehrt dem Herrn Hadrian der Genuß kaum weniger zuwider geworden, als die Arbeit. Und ſo begann der Wandel. Hadrian hatte manchem Schlagwort der Mode nachgelebt und war nun angekommen bei dem einen: Ehrbarkeit. Ehrbarkeit in hausbackenſtem Sinn. Ein tugendhaftes Weib wollte er nehmen, einen einfachen Haushalt führen, eine brave Familie gründen. Die Reichtümer abſchütteln, draußen in der ſchönen, geſunden Landnatur leben, niemandes Herr und niemandes Knecht ſein.

Schon als Knabe hatte er einſt ein ſolches Edelleben geträumt, und ſeine Mutter hatte ſogar einmal den Verſuch gemacht, ihn für die Forſt- und

Landwirtschaft zu bestimmen. Papa hatte ihr damals bloß auf die Achsel geklopft: „Meine Liebe, laß das gut sein. Wer nur ein Kind hat, der wirft es nicht den Hasen und Rindern vor."

Das einzige Kind! Wie oft, wenn des Morgens im Bureau wieder die Arbeit mit dem Kassabuch anging, hatte Hadrian fromm gebetet: „Herr Gott, schicke mir einen Bruder, der mich erlöst! Schicke mir Geschwister, die mich ausschalten! Es ist Verdammnis, das einzige Kind eines Geschäftsmillionärs zu sein!"

Von dem Familienleben der Arbeiter hatte er gelegentlich nur Schlimmes gehört. Die Männer trinken, und die Weiber treiben Ärgeres. Da er jedoch ein paarmal Gelegenheit hatte, in die Hütten zu blicken, fand er es in den schlichten warmen Stübchen heimlicher, als in den prächtigen Räumen seines Herrenhauses. Besonders bei einer Wäscherfamilie.

Aber an dieser Stelle werden die Aufzeichnungen unseres Helden äußerst unordentlich. Sie stottern gleichsam und verfallen in die Sprache der schweigenden Schwätzer, in die — Gedankenstriche —

In der nächsten Zeile hingegen steht wieder der volle Brustton: Ehrbarkeit. Die Fletz ist ein Grenzort der großen Stadt, in der es allerhand Leute giebt. Auch schöne, hochgebildete, liebe Mädchen. Ein solches wird zu einem Karnevalsfest in unser Herren-

haus geladen. Dann kommt das Blatt des Ueberschäumens einer schwärmerischen Seele. Man sucht unwillkürlich nach dem Datum. Ist das wirklich der blasierte Hadrian? Ist es nicht etwa der einstige Junge aus der Quinta? Da giebt's ja Hochzeit schon in wenigen Wochen! Da giebt's ja ein Ehepaar, wie sie glücklicher in den letzten Kapiteln unserer Frauenromane nicht herumlaufen.

Und auf dem nächsten Blatt — ein haarsträubender Fluch. Ein Ausdruck von so schmetternder Wucht, daß man meint, Haus und Hausler seien zusammengebrochen.

Was ist geschehen?

„Was ich dir ſagen wollte, lieber Hadri,“ hatte eines Tags im Geſchäftsbureau Guido Hausler zu ſeinem Sohn hinübergeſprochen, „wenn du mir mit dem Überſchlag fertig biſt, dann mache raſch Toilette und empfange. Wir haben abends Geſellſchaft.“

Hadrian, der den ganzen Tag ſchon unluſtig geweſen war, warf die Feder hin, ging mit großen Schritten bis zur entgegengeſetzten Zimmerecke und wieder zurück.

Dann ſagte er: „Haſt du dich je zu beklagen, Papa, daß ich mein Amt vernachläſſige? Acht Stunden, wie jeder Arbeiter, ſtehe ich in der Schicht. Aber wenn ſie um ſind, will ich, wie jeder Arbeiter, mein eigener Herr ſein. Iſt das zuviel verlangt.“

„Gewiß nicht,“ ſagte Senior. „Sehr wohl gefällt es mir, daß du dein eigener Herr ſein willſt. Möge es nie an Selbſtbeherrſchung fehlen!“

„Man will doch einmal eine Stunde für ſich ſein.“

„Für ſich. Sage mir, lieber Freund, was fängt man denn eigentlich mit ſich an, wenn man für ſich iſt?“

„Iſt dieſe Frage ernſt, dann bedaure ich. Iſt ſie Spott, ſo antworte ich nicht.“

„Das thut nichts, mein Sohn. Du wirſt doch die Güte haben, die Honneurs zu machen.“

Und Hadrian machte sie. Er lächelte wieder, wo er hätte knirschen mögen, schmeichelte wieder, wo er hätte höhnen mögen, und dachte, es ist wahr, was der Alte sagt. Ich thue das Gegenteil von dem, was ich möchte. Und will mein Herr sein! Mit bitterem Neid beobachtete er an diesem Abend den Papa, der froh, geistreich und nach allen Seiten berückend liebenswürdig war, voll artiger Schelmerei gegen die Damen, voll heiteren Übermuts gegen die Herren. Fast fühlte er in diesem Augenblick ein bißchen Achtung vor seinem Vater. Das war doch ein Mann. Hadrian wußte nur zu gut um die Sorgen, die den Chef drückten. Es waren schwere Sorgen.

Die geschäftlichen Verhältnisse des Hauses hatten sich in letzter Zeit ganz merkwürdig mit der politi- Weltlage verknüpft, und diese Weltlage stand nach den neuesten Nachrichten auf des Messers Schneide. In dem Tagebuch ist von Eisenbahn und Flotten die Rede, wobei sich Hausler und Kompagnie ganz engagiert hätte. Aber die Aufzeichnungen hierüber sind sehr undeutlich und voll düsterer Ahnungen. — Unwillkürlich mußte er seinen Vater loben: ist es nicht auch Aufopferung, wenn man sich und seine Anliegen zurückdrängt und bestrebt ist, andern einen frohen Abend zu machen?

Als der Diener auf silbernem Tablett die Post

brachte — wie wichtig war sie in diesen Tagen! — winkte der Chef des Hauses gleichmütig ab. Ei doch, das Abendblatt verlangte er, und sich eine Zigarre anzündend, schnarrte er behaglich zwischen den Zähnen die Frage hervor, was denn wohl der Krieg mache? Extrablatt war zur Stunde keins erschienen, doch konnte die Kriegserklärung jeden Augenblick erwartet werden. Die Gesellschaft war in nicht geringer Aufregung, Hausler that einen kaum hörbaren Seufzer: „Die armen Eltern, die Söhne draußen haben! Übrigens, meine Damen und Herren, ich glaube, Joseph hat zum Souper kommandiert.“

Es schien, als wäre noch auf jemand gewartet worden. Aber die Dame erschien nicht, und so bot der Chef des Hauses mit jugendlicher Elastizität seinen Arm einem andern der fraulichen Sterne, die kreisend mit ihrem Diamantengefunkel die Augen blendeten. Alles rauschte und trippelte in den Speisesaal, wo sich um die mit Silber, Gold, schwellenden Früchten und funkelnden Pokalen prunkende Tafel bald ein lustiges, fast ausgelassenes Leben entwickelte, bis spät in den Abend hinein.

Hadrian schien sich wenig Mühe zu geben, die schönen Tischnachbarinnen zu unterhalten, oder wenigstens seine Mißstimmung zu verdecken. Es that ihm hingegen wohl, diesen Kreisen, die er so genau kannte, eine leichte Geringschätzung zu zeigen. Na-

türlich fanden die Damen das erſt recht anziehend, und ſie zogen ihren flatternden Kreis immer enger um den blaſierten Sonderling Hausler junior. Da erhob ſich dieſer plötzlich und ging davon.

Nächtlich im Garten ſtrich er umher unter alten Bäumen.

Anſtatt der Nachtigallen das dumpfe Getöſe der Werkſtätten ringsum. Da ſann er und ſann, wie der traurigen Exiſtenz endlich zu entkommen wäre. Was ſoll's denn eigentlich mit dieſem Reichtum, was ſoll's denn mit ihm, wenn er nur Laſt und Langweile bringt! Seine Freuden vergiften das Herz, ſeine Sorgen zerſtören die Seele. Und die Angſt, dieſes nie raſtende Ungetüm, die Angſt vor dem Verlieren! Du kommſt zu keinem Frieden, du kommſt zu keinem. Rette dich, ehe das Haar erbleicht! Hinweg vom Dämon, fliehe ins Leben, in den Tod, gleichviel. Laſſe dich nimmer locken von dieſem „bewunderungswürdigen Werk des genialen Mannes", wie die Sektdürſtenden ihm ſchmeicheln. Der alte Egoiſt hat dir mit ewig beläſtigender Arbeit deine Jugend verdorben, aber mehr noch — dein Leben, deine Braut geſtohlen. Geſtohlen und nicht anders. Nicht mutig das Weib geraubt, nein, feige geſtohlen.

Nun will er dir allmählich dein Mannesblut — den erbärmlichen Reſt — aus den Adern zapfen.

Wenn ſchon, dann verfüge über dein Leben eigenhändig . . .

Wohl an fünfzigmal mochte er den Rundweg zurückgelegt haben unter den finſteren Bäumen, deren Schäfte manchmal beleuchtet waren von einem feuerſpeienden Schlot. Da ſtand es in ihm jählings klar: er will ein Ende machen. Es handelte ſich um einen entſchloſſenen Augenblick — und — Punktum.

Es war ſpät geworden, die heitere Geſellſchaft hatte ſich längſt verzogen. Doch ſiehe, dort oben, in den Zimmern des Alten iſt noch Licht. Hinter dem hellen Seidenvorhang gleitet ein Schatten immer und immer wieder. Es iſt wie ein ſchleichendes Geſpenſt. Vielleicht ringt der Alte jetzt in verlaſſener Stunde wieder einmal mit ſeinen böſen Geiſtern. Sollte man nicht dabei ſein und rufen: „Heiſa, Herr Papa! Die arme Seele iſt beim Satan! Das iſt das Facit!“

Er eilte die Treppe hinauf, aber ſchneller als ſeine Beine war ſeine Stimmung. Oben angelangt: Er will ihn nicht quälen, jetzt nicht. Der Alte mag allein bleiben mit ſeinem böſen Geiſt. — Hadrian will an der Thür vorbeiſchleichen in ſein Schlafzimmer.

Da hört er drinnen etwas wie Stöhnen. Er klopft doch an, er öffnet. Noch im Feſtanzug ſtehen ſich die beiden Männer gegenüber.

„Iſt dir nicht wohl, Vater?“ Teufel, wie dieſe

Phraſe dumm war! Heucheln, wie Franz, die Kanaille? Niemals. — Der alte Hausler ſah erbarmungswürdig genug aus. Verſtört, verwirrt, verfallen, ſeit wenigen Stunden vom heiteren Lebemann zum verzweifelten Greis geworden.

„Gut, daß du da biſt, Hadri!"

Aber als der Sohn wieder dieſe Stimme hörte, wenn auch heiſerer als vor Wochen, da ſie im Gemach dem ſchönen Weib Erhörung abſchmeichelte — dieſe Stimme wieder, da kochte der Tropfen Haß in ſeinem Herzen auf, und er warf der Anrede des Vaters das Wort entgegen: „Jawohl — es iſt gut, daß ich da bin. Wozu denn? Wird's Nacht?"

Hausler zerrte ihn am Rockflügel durch das Zimmer, bis zum Schreibtiſch hin. „Hadri! Hadri! Wenn bis fünf Uhr morgens die Nachricht aus London nicht einlangt, ſo ſind wir ruiniert!"

Hadrian ſtutzte. Das hörte ſich doch einigermaßen anders an, als er ſich ein großes Erlöſungswort gedacht hatte. So entgegnete er unſicher: „Ich hatte gedacht, die Gefahr ſei vorüber. Du gabſt doch den Geſellſchaftsabend und warſt ſo aufgeräumt."

„War ich? Ein Wickelkind biſt du. Wenn ich dein Klageweibgeſicht hätte, bedürfte es wahrlich keiner politiſchen Kataſtrophen, um den Kredit der Firma zu Grunde zu richten. Dieſer Geſellſchaftsabend war das Abſcheulichſte meines Lebens."

Komödiant! wollte Hadrian aufschreien. Sekt spritzest du deinen Freunden in die Augen, damit sie es heut noch nicht sehen, daß sie bei dir ihr Vermögen verlieren. Aber er sagte es nicht. Die Gegenwart des Vaters übte immer einen Bann auf ihn; was er sich stets vornahm, ihm ins Gesicht zu schleudern, und was er später glühend wünschte, ihm gesagt zu haben, im entscheidenden Augenblick blieb's in der Kehle stecken.

„Sohn! Sohn! Was sollen wir thun?" stöhnte der Chef auf.

Frage sie, die du zu deiner Trösterin erkoren hast! Auch dies Wort blieb stecken.

Hausler griff, als habe ihn ein Erstickungsanfall gepackt, an die Halsbinde, riß sie entzwei, der Goldknopf sprang an die Wandtäfelung. Es war in dem Leben dieses glücklich gepriesenen Reichen ja nicht das erste Mal, daß Sorge und Angst vor dem Bankrott ihn würgte. Doch wie diesmal, so hatte er sich noch nie gebärdet. Nun langte er mit tastender Hand nach dem Schlüssel der Tischlade.

„Hadrian. Von fünf Uhr ab ist hier die Hauptkasse."

Er zog die Lade auf. Zwei Revolver.

„S—o—o!" sagte Hadrian.

„Oder vermagst du es, als ehrloser Hund unter den Stiefeln der Gläubiger umherzukriechen?"

„Das vermag keiner," antwortete Hadrian philosophisch gestimmt. „Darum weiterleben. Das Kartenhaus wieder aufbauen."

„Wie du kolossal bist!" Der Alte hatte ihm einen Blick des Hohnes zugeworfen.

„Versteh mich, Vater. Dann erst, meine ich, hat das Leben Wert, wenn man's für etwas Ordentliches ausspielen kann. Zum Beispiel für die Ehre! Ist der Name Hausler im Herrenhaus beim Kuckuck, in der Werkstatt soll er wieder zu Ehren kommen. Hier — zwei Arme!"

„Großartig!" wiederholte der Alte, dabei stand ihm sein dünnes Haar zur Höhe, wie von einem Sturm aufgewirbelt. „Wenigstens eins," sagte er dann matt, „eins nimmst du mir weg. Den Jammer ums Kind. Wenn du dich tröstest! Wenn du zufrieden bist mit einer Ehre im schmierigen Proletarierkittel! Dann spare es an den Zwiebelwürsten ab und kaufe dir einen neuen Namen — ja?"

„Und das werde ich auch! Glaubst du, mir fehlt dazu die Kraft?"

„Das glaube ich auch, mein lieber Hadri."

In diesem Gemisch von Verzweiflung, Wahnsinn und Hohn ging es fort, bis Hausler plötzlich den Finger an die Lippen legte: „Horch! Kommt nicht jemand die Treppe herauf?"

„Vielleicht."

Nein. Die Depeſche war es nicht. Es kam niemand die Treppe herauf. Ein Blick zum Fenſter hinaus in die Nacht, wo weitum aus hundert Rachen Rauch und Funken ſtoben. Iſt der Tod dieſes Ungeheuers nicht ſchon beſchloſſen? Und es faucht und ſpeit und grollt und will nicht verenden.

Hausler legte ſeinen Arm um den Nacken des Sohnes: „Ich denke, Hadri, du kommſt mit mir. Siehe“ — mit klappernden Zähnen ſagte er es, dieweil er den Revolver umſpannte — „ich, der Lebemann! Es iſt mir ein Spaß. Und du, der das Leben ja ſatt hat, der's gar nicht mehr mag — Hadri, komm mit mir! Du verſäumſt nichts, ich verſichere es dir.“

„O, das weiß ich.“

„Du bringſt nichts mehr vor dich. Es iſt ſchade. Mir thut's leid um unſern Namen. Hadrian, komm mit mir!“

Dieſer nahm zögernd ihm die Waffe aus der Hand und ſteckte ſie in ſeine Bruſttaſche. Dann langte er nach dem zweiten Revolver.

„Nein, mein Kind!“ proteſtierte Hausler. „Das ganze Vermögen fällt dir nicht zu. Der da gehört mir! Unter allen Umſtänden.“

In einem Lehnſtuhl war er zuſammengeknickt, den Revolver hielt er feſt umklammert, ſo daß die Adern blau anliefen an der Hand.

Hadrian ſtand am Fenſter und ſchaute hinaus.

In jenem Pfuhl dort atmen zweitausend Menschen, neun Zehnteile davon so arme Teufel, daß sie übermorgen hungern, wenn morgen die Fabrik stillsteht. Ob jetzt auch nur einer von ihnen an den Revolver denkt?

„Willst du nicht schlafen gehen, Kind? Nicht? Wachen willst du mir helfen? Und weißt es doch, daß ich nicht wachen mag."

Den Finger hatte Hadrian am Hahn liegen. Er durfte ihn bloß ein bißchen krümmen. Vorhin im Garten hatte er den Entschluß gefaßt, über sein Leben eigenhändig zu verfügen. Punktum! Nun lag das eiserne Punktum so nahe und traut an seinem Herzen. Aber er gab acht, daß der ungestüme Schlag nicht etwa das Zünglein lockere . . .

Im Hof schellte die Glocke. Ein Fenster auf. Kühle Luft strömt herein, nach Rauch und Schwefelwasserstoff riechend. Die Schlote dort drüben stehen wie Riesenstifte in ein schmutziges Morgenrot hinein. Der Pförtner bringt eine Zeitung herauf. Der bekannte Titelkopf. Darunter großgedruckt einige Zeilen.

„Die Kriegserklärung?" fragte Hausler den Sohn, der rasch nach dem Extrablatt gegriffen hatte. Im Ton lag jetzt weniger Angst als Neugierde.

Er durchflog die Zeilen, dann legte er das Blatt auf den Schreibtisch.

Hernach machte er langsam ein paar Schritte zum Tisch hin, legte die Waffe in die Lade, rieb sich die Hände und sprach: „Ich denke, man kann noch ein paar Stunden schlafen."

Das Blatt berichtete, daß die Mächte mit Erfolg interveniert hätten.

Das drohende Unheil war vorübergegangen an der Welt — auch an der Firma Hausler und Kompagnie. Und dieser Mann, der vorher in dumpfer Verzweiflung zusammengebrochen war, er hatte bei der Rettungsnachricht keinen Freudenruf; nicht ein befreiender Atemzug stieg aus seiner Brust.

Hadrian verließ ihn, warf sich aufs Bett, fand aber keinen Schlaf. Er war so abgespannt, daß Puls und Atem stillstehen wollten. Er war zu müde, um zu schlafen.

Von seiner Seele fühlte er nichts mehr, als einen Bodensatz schlechter Laune.

Wenn Hadrian Hausler darauf hätte ſchwören müſſen, daß der Auftritt in jener Nacht ſich wirklich begeben habe — nicht ohne Bedenken hätte er es gethan. So ganz und gar ausgelöſcht war dieſe Nacht. Als ob alles eine Fieberphantaſie geweſen wäre. Man kann manchmal ja unglaublich überreizt ſein. Nicht? War's doch?

Mit Ausnahme der politiſchen Wendung war alles wie früher. Die Poſt kam und ging mit ihren ſchweren Summen wie vorher, die Fabrik war im vollſten Gang wie vorher, in den Kanzleien wurde mit Hunderttauſenden ſo gleichgiltig gerechnet, wie mit den kleinſten Poſten. Der Chef hatte ſeine gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit wie immer.

Nur Hadrian allein. Ihm war noch öder, als vorher. Nun ahnte er, auf welch thönernen Füßen dieſer Koloß ſtand. Wie ihm früher bange geweſen war bei dem Florieren des Geſchäfts, ſo hatte er jetzt Angſt vor dem Sturz. Und die alltägliche Gleichmäßigkeit hätte er erſt recht nicht ertragen. Hausler ſenior hatte leichthin die Abſicht geäußert, ſein Etabliſſement in Zukunft auf Waffenfabrikation auszudehnen, damit aus dem Krieg Vorteil gezogen werden könne. Dann wieder ließ er etwas fallen von der Umwandlung ſeiner Firma in eine Aktiengeſellſchaft. Darauf horchte Hadrian hin — vielleicht

konnte ihm das Erlösung bringen. Unter allen Umständen mit seinem Vater zu brechen, dieser Entschluß stand in ihm immer noch fest, aber es ergab sich keine rechte Gelegenheit, und so verschob er die Ausführung von Tag zu Tag. Als er dann eines Tages in der Stadt des ungleichen Paares ansichtig wurde, das im eleganten Wagen fast lautlos dahinrollte, hätte er vor Wut beide erdrosseln mögen. Aber bei dem nächsten Zusammentreffen mit Papa war die Energie wieder verflogen.

Da kam dieser Sommernachmittag. Hausler hatte den Sohn zu einer kleinen Landpartie eingeladen. Sie fuhren hinaus nach Stöckel, einem Dörfchen am Fuß der Hügelkette. Unterwegs wurde von gleichgültigen Dingen gesprochen, die Zigarre aber, die der Alte dem Sohn angeboten, hatte dieser abgelehnt. Im Dorfwirtsgarten kehrten sie ein und ließen sich Landwein und Hausbrot geben. Hausler blickte mehrmals zur Anhöhe hin, wo zwischen Gärten und Wäldchen ein alter Bauernhof breit und behaglich dalag. Im Wirtsgarten waren just zwei Männer im Wortstreit gewesen. Beendet ward er damit, daß der Ältere dem andern zuschrie: „So hol dich der Teufel!“ und hastig davonging.

Der Jüngere rief ihm über die Achsel hin nach: „Hau, da kann er gleich einen Zweispänner nehmen. Fährt der Knecht ab, fährt auch der Bauer mit.“

Dieſer Menſch, der am langen Brettertiſch bei einem geleerten Glaſe ſaß, war halb ländlich und halb ſtädtiſch gekleidet, hatte im Mund eine Zigare, an der er nagte und ſog, ohne daß ſie Rauch gab. Neben auf der Bank lag ein Kleiderbündel, in deſſen Schlinge ein blauer Regenſchirm ſtak. Er beobachtete die beiden Herren, die aus dem Wagen geſtiegen waren und am runden, mit rotem Tuch gedeckten Tiſch Platz genommen hatten. Er ſchaute eine Weile ſtarr auf ſie hin. Das iſt ja ein wahrer Glücksfall! dachte er ſich. Dann ſtand er auf, trat hin, lüftete den Hut, wobei er beim Wiederaufſetzen den Kopf nicht genau traf, und ſagte mit breiter Stimme: „Ech habe die Eeere!“

Die Ehre mißlang völlig, weil der Schnabel nur für das „Grüß Gott“ gewachſen war.

„Mit Verlaub, Se ſan der Herr Hausler von da enten. Wiſſens, ich möcht in die Fabrik gehen.“

„Wer ſind Sie denn?“ fragte Hausler.

„Ich? Derweil bin ich Knecht geweſen da oben beim Lahmfritzl.“ Er wies mit der zugemachten Fauſt auf den ſtattlichen Bauernhof hin.

„Ah, das iſt der Lahmfritzlhof?“

„Gelt, Herr! Sauber ſteht er da. Einwendig iſt er halt nit ſo ſauber — pfui Teuxel! Ein notiger Hungerleidbauer. Arbeiten wie ein Vieh und zum Schlampen nix, als alleweil Milchſuppen und Erd-

äpfel. Da hab ich mir denkt: gehst in die Fabrik." Dann winkte er mit der Hand wie zum Abschied gegen den Bauer hin, der seinem Hof zueilte. „Alter Saggra, du! Kommst mir eh bald nach. Haltst dich nimmer lang auf deinem Bühl, das weiß ich. Leb wohl derweil!" Dann wieder gegen Hausler: „Also was ist's, gnädiger Herr, kann ich Arbeit haben?"

Er bekam den kurzen Bescheid, sich bei dem Direktor der Fabrik zu melden.

Dieser gute Rat wäre mir am Ende auch ohne Glücksfall beigekommen, mochte der Knecht sich denken. Er schwang sein Bündel auf die Schulter und trottete zum Gartenthor hinaus.

„He! Franzel!" rief ihm der Wirt nach. „Gehst schon? Fallt dir nix ein?"

„Ja so — zahlen muß man auch," knurrte der Knecht und warf eine Münze auf den Tisch. „Was herauskommt, ist Trinkgeld!"

„Der Stöckelwirt nimmt keins, Franzl. Nimm sie nur mit, deine zwei Kreuzer. Vielleicht kannst sie einmal brauchen."

Hadrian schmunzelte, er schien sich zu freuen über den edlen Stolz dieser Naturmenschen. Er hatte edle Regungen, wie sie gern kommen, wenn der Stadtmensch aufs Land fährt. Am ersten Tag nämlich. Hausler senior drehte sich eine Zigarette, schaute wieder auf den Hof hin und sagte: „Ein hübsches

Landhaus dort, ſo ein artiges Sansſouci. Was meinſt du! Ein paar Stränge, Telegraph, Telephon, und alles bleibt im Laufenden. Wie?"

Hadrian trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch. Telegraph, Telephon! Und das nennt er Sansſouci!

Am hinteren Rand des Gartens, an der roſtbraunen Stallwand ſaß bei ſeinem Warenballen ein Hauſierer. Er hatte das Bündel nicht ins übliche ſchmutziggrüne Tuch geſchlagen, es ſtak vielmehr in einem grauen, länglichen Sack. Seine Kleider, ſeine Haar- und Bartfriſur waren durchaus landesüblich, aber das half ihm nicht viel, jede Bewegung, jeder Laut verriet das Geblüt der Auserwählten. Sein halbes Glas Wein hatte er ſehr ſparſam getrunken. Nun verzehrte er die letzte Schmulle Brot, noch vorher mit ihr die Krümchen auftupfend, die auf dem Tiſch lagen. Hausler ſenior ging hin und ſetzte ſich zu dieſem Menſchen. Der Hauſierer wollte ſofort Höflichkeiten veranſtalten, daß der Chef des Hauſes Hausler und Kompagnie ihm die hohe Ehre erweiſe —

„Laſſen Sie das, Ireb," unterbrach ihn Hausler, ſofort zur Sache kommend, in halb leiſem Geſprächston. „Sie könnten mir einen Gefallen erweiſen. Ich möchte wiſſen, ob der Bauernhof dort auf der Anhöhe käuflich iſt. Gelegentlich, gegen übliche Proviſion

natürlich. Brauchen nicht zu ſagen, wer etwa darauf reflektieren möchte — verſtehen Sie?“

„Aber Euer Gnaden! Wir und nit verſtehen!“

„Ein Vetter von Ihnen, oder ſo, der ſich um kümmerlich erſparte Sache einen Hof kaufen möchte. Was recht und billig.“

Der Hauſierer zwinkerte mit einem Auge. „Euer Gnaden, da mach ich's beſſer. Teuer, will ich ſagen, kauft er. Mehr giebt er, als das notige Gütel wert iſt — he, he.“

„Na denn — guten Abend, Freund!“

Hernach trat Hausler zu ſeinem Sohn zurück. Sie unternahmen einen Spaziergang den Hügel hinan, um den Hof herum und dann wieder thalwärts. Und auf dieſem Rückweg geſchah es.

„Daß ich einmal ernſtlich mit dir ſpreche, Hadrian. Willſt du in die Kompagnie treten oder nicht?“

„Ich würde unbequem ſein,“ antwortete der Sohn.

„Wie meinſt du das? Sprich dich aus.“

„Ich würde zum Beiſpiel zu ſtolz ſein, arme Bauern durch unwürdige Schelmenſtückchen zu überliſten.“

Der Alte blieb ruhig ſtehen. Ein bißchen Schwarzes unter ſeinem Fingernagel, das ſtach er mit einem Federkiel hervor.

Hadrian fuhr fort: „Willst du das Gut haben, so geh doch zum Bauer und handle offen mit ihm."

Hausler lächelte. „Geschäftsmann, mein lieber Hadri, bist du allerdings immer noch keiner. Insofern wärst du als Kompagnon leicht zu entbehren. Arbeiten willst du ja überhaupt nicht, und deine Moralanfälle sind nur Ausflüchte, nicht arbeiten zu müssen. Du verzeihst meine Aufrichtigkeit, zum Kompagnon will ich dich ja doch haben, weil mir leider keine Wahl bleibt, wenn es mich endlich verdrießt, alle Last und Verantwortung des Etablissements und seiner kaufmännischen Obliegenheiten allein zu tragen."

„Du hast es dir auch allein aufgeladen. Ich habe dir Jahr für Jahr vergeblich geraten. Der Mensch lebt doch nicht allein vom Rechnen und Spekulieren."

„Ich bitte dich ergebenst, behalte diese erhabene Weisheit für dich. Und lebe danach. Große Geister pflegen ihrer Philosophie auch nachzuleben, verstehst du? Wenn jemand den Reichtum verachtet und so tapfer davon Gebrauch macht, wenn jemand — nein, mein Sohn, darüber wollen wir uns nicht erhitzen. Wir wollen uns vielmehr einmal verständigen."

Hadrian bebte im Innern, aber er dachte, nun gelte es, gelassen bleiben und klug sein.

„Wie alt bist du, Hadri?"

„Achtunddreißig, dünkt mich, oder so herum."

„Gut, nun höre. In der Mitte deines Lebens kommt ein Mann und macht dich zum Miteigentümer eines großen Vermögens.“

„Ich habe in jener Nacht von diesem Vermögen einen Begriff bekommen.“

„Ein rechter Mann muß auch die Gefahren seines Berufs zu tragen wissen.“

„Ein rechter Mann wünscht das, was er liebt, allein zu besitzen.“

„Ah — du willst gleich das Ganze haben. Ich begreife es.“

„Papa, stelle dich nicht so. Du verstehst mich recht gut.“

„Nur gelassen, mein Sohn, die wichtigsten Dinge immer mit Ruhe. Also, du willst nicht?“

„Ich denke, du wirst nicht mehr über meine Willensstärke zu spotten haben.“ Alles zuckte und zitterte in der Brust Hadrians, als er dieses sagte.

„Willensstärke! Dann weiß ich nicht, was Eigensinn ist. Nun, es hat weiter nichts zu sagen. Wisse, Hadrian, was ich bloß thue. Ich verkaufe den ganzen Plunder an eine Aktiengesellschaft und ziehe mich mit Helene auf einen Ruhesitz zurück.“

„Na also! Endlich wär's heraus!“ rief Hadrian, schrill auflachend. „Dahin geht's. Deshalb sollen Bauern betrogen werden. Darum wird einer gesucht, der die Last und Verantwortung trägt. Damit der Herr

mit der Zote ein vergnügtes Leben führen kann. Ich gratuliere."

Das endlich war genug. Ohne auch nur noch ein Wort zu verlieren, wendete Hausler senior sich und schritt zwischen den Gärten dem Wirtshaus zu, wo der Wagen bereit stand. Er hatte nicht mehr umgeschaut. Er stieg gelassen in den Wagen und fuhr der Fletz zu.

Hadrian stand an einem Birnbaum. Er war betroffen. Ihm schwante, als wäre er jetzt nicht stark gewesen. —

Am nächsten Tag ließ Hausler seinen Sohn zu sich in's Bureau bitten. Es war halb zwölf Uhr, die Stunde, da er Fremde zu empfangen pflegte. Er empfing ihn schweigend, feierlich. Dann schloß er die Thür ab und ging an den Schreibtisch. Dort lag ein Schriftstück. Das entfaltete er und sagte: „Das wäre zu unterschreiben."

„Was ist es?" fragte Hadrian heiser.

„Bitte!"

Hadrian durchflog die Schrift, und hastig schrieb er darunter seinen Namen.

„Danke!" sagte Hausler und faltete das Papier zusammen. „Das wäre abgemacht. Ihres Pflichtteils wegen ist Doktor Kerbholz informiert. Es steht von dieser Stunde an zur Verfügung."

Die beiden Männer verneigten ſich gegenſeitig — gemeſſen, ſchweigend.

Den Rückweg aus dem Zimmer nahm Hadrian nicht, wie er gekommen, durch die Geſchäftsſtuben, ſondern durch die Thür, die nach der Freitreppe führte.

In einem Hotel einlogiert, ſchrieb der Enterbte ins Tagebuch: „Heute endlich bin ich geſtorben — und neu geboren!“

Hadrian hatte die Wiedergeburt mit Sekt gefeiert. Ganz allein unter den roten Sammetmöbeln des Hotelzimmers. Am nächsten Morgen ekelte ihn, that ihm der Kopf weh, im Hinterschädel, wo das Gehirn sein soll.

Nun hatte er's ja. Er war erlöst, war frei. Arm und bedürfnislos sein ist ein von Dichtern gepriesenes Glück. Er hatte einmal davon gelesen.

Sein nächster Gang war zu Doktor Kerbholz. Der war diskret, folgte ihm das Seinige ohne weiteres aus und fragte nicht, wieso das gekommen.

„Es ist ja leider nur das Pflichtteil," sagte er in seiner gefälligen Weise, „aber das Pflichtteil eines Millionärs läßt beim besten Willen kein aufrichtiges Bedauern aufkommen. Lieber von einem Papa Hausler enterbt sein, als des Universalerbes irgendeines andern in der Fletz sich zu erfreuen. Darf ich gratulieren?"

„Gratulieren ist artig," versetzte Hadrian. „Wenn Sie mir aber das Zeug gut verwalten möchten, Herr Doktor, so wäre das noch artiger. Aber keine Papiere, wenn ich bitten darf. Die allerbesten am wenigsten und schon auf gar keinen Fall etwaige Aktien der Stahl- und Eisenfabrik Hausler und Kompagnie. Ich begnüge mich mit Sparkassezinsen."

„So. Ihr Papa würde Sie zwar ob solcher

Mißwirtſchaft neuerdings enterben, wenn es zweimal geſchehen könnte."

„Danke. Mir iſt das eine Mal genug."

„So wollen wir das Geld in mehreren Sparkaſſen verteilen, und Sie werden die Renten bei mir in Empfang nehmen, nicht wahr?"

„Ich werde Ihnen ſchreiben."

„Bleiben Sie nicht hier?"

„Nein."

„Was werden Sie denn beginnen, Herr Hausler?"

Hadrian zuckte die Achſeln und empfahl ſich.

Er hatte ihnen doch immer zu viel geredet und zu wenig geleiſtet. Nun ſollen ſie es nicht hören, ſondern ſehen, was er kann. Verachtung, die ſagt man nicht, die ſchweigt man.

Die Pferde ſind geſattelt.

Zwei braune Magyaren, ſtolz die Köpfe haltend, übermütig mit den Vorderfüßen ſtampfend, wenn ſie drei Minuten auf dem Hofpflaſter ſtehen ſollen. Dieſen lebluſtigen Hengſten wurde ein neuer Landauer angeſpannt, mit dem ſchweren Lederkoffer hinten — dem Felleiſen eines armen reiſenden Millionärs.

Und der Kutſcher?

Es war einmal ein Stallknecht. Ein kleiner, rundlicher Burſche mit kaſtanienbraunem Haar, das — immer hübſch nach rückwärts gekämmt — hinten lang und weich hinabhing bis zur Schulter und dort in gerader Linie abgeſchnitten war. Wenn der Junge den Kopf ſchüttelte, was manchmal wohl geſchah, ſo ſchlug das Gelocke wie ein Pendel hin und her. Vorwitzige Leute nannten ihn den „Fliegenwachel". Sei es drum — ſie ſind Herr ihrer Zunge, oder ſind es oft auch nicht. Er iſt Herr ſeines Hauptes und iſt es immer. So deutete er ſich's. Weil er einfältig war, ſo machten ſie ſich gern über ihn luſtig. Aber ſo oft man ihn berührte, ſprang ein Funken aus ihm, mit heiterem Wort gab er alles zurück. Anſtändige Leute, meinte er, dürfen nichts ſchuldig bleiben. Der Burſche war kaum an die achtzehn, ſein rundes, weißes Geſicht hatte etwas Mädchenhaftes, und es blieb nicht viel Kohlenſtaub kleben an ſeinen Wangen.

Er war das Ziehkind einer alten Hökerin und hätte sich in der Fabrik als Kohlenträger und Aschenausführer fortbringen sollen. Dagegen pendelte er aber seine Locken! Kohlen und Asche — da waren ihm lebendige Sachen lieber. Zum Beispiel Pferde, bei denen er sein Nachtlager hatte. Zu diesen schickte er sich besser, als zu Asche und zu Leuten. Und wenn manchmal wilde Tiere im Stall standen, mit denen keiner was anzufangen wußte, so kam just einmal der kleine Saberl herbei und beschwichtigte sie sofort. Mit der Fahne hätten sie den Jungen an die Wand schlagen können, und doch ließen sie sich alles von ihm gefallen. Wenn die Rösser mit den Beinen stampften, guckten sie vorher beinahe, ob nicht der kleine Saberl darunter sei. Wenn er nächtigerweile in ihrem Futterbarren lag, plauderte er vor dem Einschlafen mit ihnen, und wenn sie ihn beschnupperten und sein Haar für Heu nehmen wollten, lachte er sie laut aus.

Mit dem Saberl war es am allersichersten zu fahren. Aber Hausler senior wollte den „Zwerg" nicht auf dem Bock sehen. Dem stand die Livree mit den großen Silberknöpfen, wie dem Kasperl die Generalsuniform. Mit einem solchen Geschöpf, das von den Leuten anstatt Sabin oder Saberl mit Vorliebe sogar „Tschapperl" geheißen wurde, konnte der Chef von der Fletz schlechterdings nicht auf die Straße fahren. Der

Tschapperl also wurde degradiert, er kam von den Pferden wieder zu den Leuten. Allerdings als einer, der überall gern gesehen ist. Sie verspotteten ihn, trieben mit ihm Schabernack, aber liebten ihn, konnten oft kaum erwarten, bis er kam — denn Saberl war Briefträger geworden. Die Briefpost für zweitausend Personen der Gewerkschaft hatte er zu bestellen, und das that er weitschrittigen Ganges mit aller Gewissenhaftigkeit und Würde. Nur junge Weibsleute foppte er gern. Was er heute wieder für einen im Sack habe! Aber Bestellgebühr wäre dafür zu entrichten. „Tausend Küsse" seien sicherlich wieder in dem Brief, davon gebührten dem Zusteller fünf Prozent! Etliche gab es immer in der Fabrik, die diese Prozente prompt entrichteten, worauf der Saberl allemal mit der Zunge seine Lippen leckte, um auf den Geschmack zu kommen. Und einmal gestand er, seines Dafürhaltens zahle es sich kaum aus, daß man von diesen Dingen so viel Aufhebens mache.

Diesen jungen Menschen nun hatte Hadrian zu seinem Kutscher erkoren. „Aber du mußt nicht fragen, Saberl, wohin wir fahren!"

Drällerte der Junge: „Ich komm und weiß nit, woher, ich fahr und weiß nit, wohin — derowegen ich so lustig bin."

„So ist's recht, Saberl. Nicht fragen, nur wagen."

Stellte der Junge ſich treuherzig hin: „Gnädiger Herr, ein ſchönes Gebitt hätt ich. Nit alleweil mich Saberl heißen, das bin ich nit gewohnt. All haben ſ' mich den Tſchapperl geheißen — wiſſen S', weil ich halt eins bin. Und wenn ich immer einmal Narrheiten treib, thun S' nit bös ſein. Weil S' eh wiſſen, daß ich ein Tſchapperl bin."

„Du ſollſt aber geſcheit ſein, Junge."

„Ich bitt, gnädiger Herr, ich mag nit geſcheit ſein. Weil einem dann die Dummheiten noch ſchwerer aufgemeſſen werden."

„Du biſt ſchlau!" lachte Hadrian. „Ich will dir ſagen, daß es zweierlei Dummheit giebt. Die eine kannſt du treiben, ſoviel du willſt. Wenn du mir aber von der andern Gattung eine machſt, dann verjage ich dich. Verſtehſt du?"

„Das iſt leicht zu verſtehn, gnädiger Herr. Dirndl keins anſetzen, gelt?"

„Ah, ſo iſt's nicht gemeint."

„Alſo nit Tabakrauchen?"

„Ganz angenehm; ſoll aber kein Verbot ſein."

„Alſo, nachher nit ſtehlen."

„Das ſtimmt," ſagte Hadrian, der ſich in ſeiner ſittlichen Würde nachgerade entzückend vorkam. „Ehrlichkeit iſt prima. Tſchapperl will ich dich auch nennen, dafür ſollſt du als Gegendienſt nicht gnädiger Herr zu mir ſagen. Ich bin bloß dein Herr, und ob ich gnädig

bin, das muß ſich erſt zeigen. Bleibſt du brav, ſo wirſt du nicht klagen."

„Und bei mir iſt's auch ſo. Ein Herr, der mir anſteht — dem ſoll bei mir nix fehlen."

„So nimm Abſchied von Vater und Mutter, von Bruder und Schweſter. In zwei Stunden reiſen wir, und du wirſt nie wieder zurückkehren."

„Ich hab niemand. Ich bin allein," ſagte der Saberl. Dann ging er zu den Pferden und beſorgte ihre Ausrüſtung.

Hadrian hatte ein Hochgefühl, das ihm bisher unbekannt geweſen. Er kam ſich ordentlich erhöht vor, ſeitdem er mit dem Alten gebrochen. Und der Verkehr mit dem Jungen gab ihm ſo eine Art gemütliches Gleichgewicht. Vor ihm lag eine neue Zukunft, die völlig dunkel war. Was wollte er nun? Er wußte nur, was er nicht wollte, und das war ſchon etwas. Hier wollte er nicht bleiben, ſein altes Leben wollte er nicht fortſetzen. Und weiter? Da er zu ahnen begann, daß auf das menſchliche Wollen kein Verlaß iſt, ſo wollte er nichts, als ſich dem Zufall überlaſſen. Dem Zufall und dem Tſchapperl.

Die Pferde ſtehen alſo eingeſpannt und ſtampfen ungeduldig auf dem Pflaſter. Im Wagen zurückgelehnt der einzige Sohn des reichen, gewaltigen Hausler. Auf dem Kutſchbock der Junge im grauen Anzug, am Filzhütlein die Feder.

„Vorwärts!“

Der Saberl rührte ſich nicht. Das Fragen war ja verboten.

„Vorwärts!“

Da wendete der Junge ſich ſeitlings und ſagte leiſe über die Achſel zurück: „Ihr Kutſcher iſt ſo geſcheit, daß er nicht weiß, wohin er fahren ſoll.“

„Und dein Herr iſt ſo klug, daß es ihn gleichgültig läßt, wohin du fährſt.“

„Na, dann wiſſen es vielleicht die Röſſer,“ ſagte der Junge und ſchlängelte ihnen den Leitriemen über den Rücken. Sie zogen friſch an und trabten mitten auf den großen Platz hin. Dort ſtand eine ſteinerne Säule, davor hielten ſie an. Die Säule war vor zweihundert Jahren zur Zeit graſſierender Peſtilenz errichtet worden zum Sühnopfer. Am Schaft hinan ſtanden die vierzehn Nothelfer, oben die heilige Jungfrau.

„Iſt's recht da?“ fragte der Saberl.

„Sieh einmal auf den Giebel des Beamtenhauſes, Kutſcher. Siehſt du dort die Windfahne? Na, wohin zeigt ſie?“

„Gerade gegen die Sonnenſeite. “

„So fahre der Sonne zu in des Teufelsnamen.“

Der Junge ſtutzte einen Augenblick, dann ſagte er leiſe: „In Gottesnamen!“ und fuhr los.

Es ging zwischen den rostbraunen Gebäuden entlang glatt voran auf offener Straße gegen Süden.

An den Abladeplätzen, wo haufenweise die rostigen Kessel, Blechplatten, zerfressenen Röhren und anderes Eisengerümpel lagen, begegnete ihnen der Herrschaftswagen. Die beiden saßen drinnen. Hadrian nahm sich vor, den Kopf nicht zu wenden, und hätte es so gerne gesehn, ob sie sich nach ihm umschauten. Nach einigen Sekunden blickte er aber doch zurück, gerade in dem Augenblick, als auch sie nach ihm ihre Köpfe gewendet hatten. Er knirschte vor Ärger. Sie sollen ja merken, wie grenzenlos gleichgültig ihm alles ist in diesem verrotteten Fletz — wie sie der gründlichen Verachtung und Vergessenheit hingeworfen sind, — beide.

Dann, hinter den Eisenbahndämmen, auf denen unter schrillem Gepfeife ununterbrochen die Lastwagen hin- und hergeschoben wurden, kamen Felder. Gelbe Halme neigten ihre Ähren in Bogen, der Rasenstreifen am Straßenrand war noch taunaß. An den Hügeln standen braune Rauchbänke von den Schloten. Aber die Luft wurde klarer, ein Mann schnitt Gras, und der Duft kam heran. Hadrian schrie so grell auf, daß der Saberl sich erschrocken wendete. Es hatte ein Jauchzen sein sollen. So frisch, so frei, so hoch war dem Mann ums Herz. In die weite Welt! Losgeschält aus allem Wust und Tand und Schund

und Unſinn — ein Menſch endlich! Ein menſchgegewordener Homunkel.

Aber dieſer Menſch war plötzlich wieder bange. Als ob ihm die Einſamkeit der Natur weh thäte.

„Saberl, haſt du all deine Sachen mit?"

Der Junge blickte nach allen Seiten an ſich hinab, betaſtete die Taſchen, die Glieder, ſchüttelte den Kopf. Taſtete neuerdings und begann — während die Tiere langſamer trabten — laut zu zählen: „Der Wäſcheſack, der Wettermantel, das Taſchenmeſſer, das Gewand, die Sackuhr, der Geldbeutel, der — das — Herr, ich hab was vergeſſen."

„Was haſt du vergeſſen?"

„Ja, das weiß ich nit. Sieben Sachen ſoll der Menſch haben. Meine Kirchnermutter ſelig, die hat allemal geſagt, bevor ich in die Schule gegangen bin: Haſt deine ſieben Sachen? — Und jetzt hab ich nur ſechs mit. Und weiß nit, was mir fehlt!"

„Getröſte dich, Knabe, ſolange du's nicht weißt, fehlt nichts."

Hadrian merkte, wie weiſe das klang. Ohne Zweifel, ein großer Menſch begann ſich in ihm zu regen. Doch bisweilen ging ein Ahnen durch ſein Weſen, als ob auch er etwas vergeſſen hätte in der Fletz. Und führte er doch in ſeinen Ledertaſchen, in ſeinem Koffer eine Welt von Habſeligkeiten mit ſich.

Nach einer Stunde wand die Straße ſich den

Scharberg hinan. Auf der Paßhöhe, wo die Säule mit dem Radſchuh ſteht, hielt der Wagen. Die Inſaſſen ſtiegen ab und ſchauten zurück. Ein roſtbrauner Dunſtqualm weit und weit hin. Die Schlote der Fletz ſind in dieſem Qualm noch ſichtbar; und weiter hinten, ſchier wie in die bleigraue Bank hineingebaut, die ſich um den Sehkreis zieht, einzelne Kuppeln und Türme der Rieſenſtadt. Dort, dort! In jenem Dunſtbrodem das Häuſermeer mit ſeinen hunderttauſend Höhlen und Geſpenſtern, ein Ort für die Nacht und für die Sünde. Der Saberl duckte ſich und ſchaute zwiſchen ſeinen ausgeſpreizten Beinen durch — in jene Gegend hin. Das ſei ſein „Perſpektiv". Solches verſuchte wundershalber auch Hadrian, und er ſtaunte. Mit umgekehrtem Auge — man erkennt ſein Heimatsthal nicht wieder. Welch ein entzückendes Landſchaftsbild! Es wird wohl alſo ſein: was dich mit umgekehrtem Auge entzückt, das entzückt andere mit umgekehrtem Herzen! Sie alle, die mit Freuden in der Unnatur der Großſtadt leben, haben ein umgekehrtes Herz. Dem Auswanderer wurde das ſeine regſam. Lebe wohl, du Schöpfung der Hausler, du ſtolze Arbeitsſtätte in der Fletz! Ich verachte dich!

„Vorwärts! Der Sonne zu! Kleiner Kerl!"

In demſelben Thal, durch das Hadrians Wagen auf Gummirädern weltflüchtig dahinglitt, ging auch die Eiſenbahn mit ihren endloſen Güterzügen, mit ihren fliegenden Eilzügen, mit ihren Drähten, in denen die Weltereigniſſe, die Börſenberichte, die Defraudations- und Selbſtmordsanzeigen von Land zu Land zuckten. Hadrian fröſtelte. Ein eiskalter Blutstropfen rollte durch ſeine Adern. Er verſprach dem Saberl ein Trinkgeld, wenn er raſch fahre.

Der Junge murmelte darauf etwas.

„Wie? Haſt du etwas geſagt?"

„Ich hab mir nur gedacht?"

„Was haſt du gedacht?"

„Halt ſo, daß der Herr das gute Trinkgeld den Pferden geben ſollte. Anziehn müſſen die."

Es iſt wahr, dachte ſich Hadrian. Das Pferd wird zu Schanden gehetzt, und der Kutſcher ſteckt das Trinkgeld ein. Und da geben dieſe Leute vor, ſie liebten ihre Tiere. Es iſt alles Verrat.

„Fahre langſam!"

„Wohin, gnädiger Herr?"

„Zwei Gebote auf einmal übertreten. Soll ich dich erinnern?"

„Ich weiß ſchon. Das heißt, ich weiß nichts."

„Das macht nichts."

Nein, noch nie hatte Hadrian ſich ſo glücklich ge-

fühlt, als jetzt in dieser Unwissenheit, was die nächste Stunde für ihn sein wird. Den Einfältigen das Himmelreich. Wie wäre es, wenn er Christ würde, wirklicher Christ? In Einfalt leben, die Güter der Welt verachten, hieß es nicht so? Und das, was anderen so schwer ankommt, den Reichtum von sich zu werfen — bei ihm war es bereits geschehn. Er nahm die Sache jetzt so, als ob er freiwillig auf alles verzichtet, ja als ob er selbst in heiligem Zorn alles hingeworfen hätte. So kam er über den Ärger, daß seine Schwärmereien durch die ungeahnt eingetretene Enterbung zur Wahrheit geworden waren, am leichtesten hinweg. Nun soll das große philosophische Leben kommen: der Menschheit will er sich opfern, besonders den Armen. So oft an der Straße eine Jammergestalt auftauchte, ließ er den Wagen halten und beschenkte sie mit einer kleinen Münze.

„Ja, wenn der Herr alleweil Bettler machen thut, kommen wir nicht weiter!" sagte der Saberl einmal.

„Bettler machen?"

„Aber natürlich! Wenn sie sich aufs Almosen verlassen, da thun sie nix."

Ein wunderlicher Junge, dachte Hadrian. Er giebt manchmal zu denken. Giebt überhaupt zu denken. Wie lange kenne ich ihn denn schon? Zwei Wochen, oder drei. Und kommt mir doch dieses Gesicht

ſo längſt bekannt vor. Mit dem Stumpfnaſel und dem aufgeböſchten Kindermund ein ganz hübſches Lärvchen. Und die kleinen braunen Augen, die ſo gern hinter den langen Granen verſtohlen hervorgucken. Juſt, als ob hinter dieſem Geſicht einer verſteckt wäre, ſo ein — wie ſoll man denn gleich ſagen! — Der gute Kamerad aus einem früheren Leben. Es heißt ja, daß man früher auch ſchon einmal gelebt hat, oder öfter als einmal. Die Genoſſen kommen wieder! Mag ſein, mir iſt das zu hoch. Merkwürdig nur, daß man dem einen gut iſt und dem andern böſe, und man weiß nicht warum. Vorwärts!

Weit und luſtig lag die Gegend. Sonſt hatte Hadrian, wenn er mit ſeinem Vater auf Landfahrten war, alles daraufhin anſehn ſollen, was es wert ſei, wie man es ohne viel Aufſehn an ſich ziehn und ausnützen könne. Jetzt freute er ſich des Gedankens, daß in dieſem Haus glückliche Menſchen wohnen, auf jenem Feld genügſame Leute arbeiten, in jenem Wald Jäger und Hirtinnen ein romantiſches Liebesleben führen! Aber es empörte ihn auch der unluſtige Geſelle, der dort unter dem Ahorn faulenzte, während der Acker nebenhin brachlag und die daranſtehende Hütte verlottert war. In qualmigen Straßenſchenken ſaßen halbbeſoffene Bauern und ſpielten Karten — und draußen die ſchöne, heilige Natur, die herrliche Luſt, das köſtliche Waſſer, und jede Scholle lohnt

den fleißigen Spatenſtiel. Konnten dieſe Leute nicht ein wahres Edelmannsleben führen im Vergleich zu dem Arbeiterfronweſen in den Fabriken und Städten! Sollte es doch wahr ſein, daß unſer gutes Landvolk morſch zu werden beginnt? Dann müßte es neu aufgefriſcht werden.

Dort auf dem Hang arbeiteten ein Mann und ein Weib. Sie häufelten Kartoffeln an. Sie waren verkrümmt und ſchwerfällig. Hadrian ließ halten und lud die Leutchen ein, mit ihm ins Wirtshaus zu kommen, das an der Straße ſtand. Dort ließ er ihnen Wein auftragen, den beſten, der im Keller war. Den Armen würde einmal ein gutes Tröpflein auch wohl bekommen. Das Getränk war ſtark, der Bauer ſchnob nach dem erſten Trunk aus der Kehle, ſein Weib verkutzte ſich an dem Schluck, geriet ins Huſten, von dem es ſich erſt wieder erholte, als die Wirtin eine Schale warmer Milch gebracht hatte.

Schließlich waren die zwei Bauersleute froh, dem Wirtshaus und dem Fremden mit ſeinem gewaltthätigen Wein entkommen und wieder auf ihrem Kartoffelacker zu ſein. Sie hatten nicht einmal dafür gedankt. Hadrian war darüber verdrießlich, er hatte gemeint, die ihnen erwieſene Gnade würde ſie vor ihm zu Boden werfen, und ſie würden ihm Lobſprüche ſtammeln. Schier erbarmte ihn ſein gutes Herz, daß

es enttäuſcht worden war. Er nahm ſich vor, trotzdem gut zu bleiben.

Gegen Abend dieſer erſten Tagesfahrt verengte ſich das Thal.

„Fahrt's nur eini da!“ rief den Reiſenden ein alter Stromer zu und wies gegen die Schlucht. „Da drinnen giebt's was!“

„Und hier auch was!“ ſagte Hadrian, ihm einen Silberling in den Hut werfend. Der Stromer ſah das Geldſtück an, ſchmunzelte und rülpſte. Er dünkte ſich wohl ſchon im Vorgenuß der künftigen Freuden, die dieſe Münze bringen ſollte.

Im ſchluchtähnlichen Thal eingeengt ſtand ein Fabrikort, endlos lang hingeſtreckt zwiſchen ſteilen Waldlehnen. Es waren die Kohlen-, Erz- und Graphitwerke zu Schuttenthal, denen ſich Leder- und Papierfabriken anſchloſſen. Unſere Reiſenden ſuchten einen Seitenweg, um dieſen Ort zu umgehen; denn Hadrian wollte nicht noch einmal in den Rauch, Ruß und Geſtank einer Induſtriehöhle untertauchen. Der Seitenweg führte über einen Bergrücken und war ſteinig, holperig. Der Saberl ſtieg aus, Hadrian blieb ſitzen und dachte über das Weltelend nach.

„Ein verdammt ſteiles Luder, dieſer Weg!“ rief der Saberl recht vernehmlich. Aber der Herr blieb ſitzen. Da befeſtigte der Junge an der Deichſel raſch einen Riemen und ſpannte ſich den Pferden vor. Das

war dick, aber der Herr blieb ſitzen. Die Pferde trappelten mit krampfhaften Beinen, ſie ſtrauchelten, die Steine gaben Funken. Es wollte rückwärtsgehen, ſtatt vorwärts. Sollte er doch ausſteigen? Hinten nachſchieben? Nein, man muß den Meinungen eines Dieners nie zu weit nachgeben, das taugt nicht.

Der Wagen prallte von einem Stein ab und ſank krachend nach vorn ein — die Achſe war hin.

Der Saberl that einen Pfiff und ſtarrte ſeinen Herrn an. Dieſer begann zu fluchen.

„Das hilft nix," ſagte der Junge und ſchupfte die Achſeln. „Hab eh vorher ſelber geflucht, und der Herr iſt doch ſitzen geblieben."

Dann haben ſie mit Hilfe von Landleuten den Wagen wieder ins Thal zurückgebracht und nach Schuttenthal hinein, um dort einen Wagner aufzutreiben. Nun beredeten ſie auch, wie ſie es hätten machen ſollen, und Hadrian erklärte mit Beſtimmtheit, daß ſie nicht den Umweg über den Berg hätten nehmen ſollen, daß ſie ohne weiteres durch Schuttenthal hätten fahren müſſen; in kaum einer halben Stunde wären ſie durchgeweſen, während ſie ſo in dem verhaßten Induſtrieort übernachten müßten.

In Schuttenthal ging's merkwürdig her. Die Maſchinen ruhten, und die Schlote hatten ſich, wie der junge Roſſelenker deutete, das Rauchen abgewöhnt. Hingegen waren alle Straßen und Plätze voll von

Arbeitern. So leidlich dieſe rußigen Kerle ſich in den Blaubluſen ausnahmen bei der Arbeit, ſo widerwärtig erſchienen ſie darin im Müßiggang, oder wenn ſie, die rote Nelke im Knopfloch, durch die Straßen revoltierten. Das war Hadrians Meinung. Beſonders, wenn ſie Schlägel, Feuerſtößer und anderes Werkzeug in der Hand hatten, wo es doch nichts zu bearbeiten gab, als die „Bourgeois", da waren ſie dem Sohn des Großinduſtriellen beſonders zuwider. Er ſagte ſich ja, daß ihm nichts geſchehen könne, da er nun ſelbſt zum Volk niedergeſtiegen ſei, da er für die Menſchenrechte eintreten werde — aber es war ihm doch unheimlich.

Auf Eckſteinen, an Brunnenſtändern ſtanden ſchreiende Männer und verlangten in wilden Worten Arbeitsverkürzung und Lohnerhöhung. Und das trug ſich fort von Gaſſe zu Gaſſe, überall, wo es an Rotten ſtieß, Beifallsgeſchrei entzündend. Wirtshäuſer waren mit roten Fahnen geſchmückt, und drinnen ſurrte es wie in Bienenkörben vor dem Schwärmen. Manch kreiſchende Stimme ſtach hervor: „Nieder mit dem Kapital!" „Und den Kapitaliſten!"

Die Herren- und Beamtenhäuſer hatten ihre Thore und Fenſter feſt geſchloſſen und ſchienen ausgeſtorben zu ſein. Stellenweiſe ſchritten Gendarmerieabteilungen dahin; die Spitzhauben waren recht nach-

sichtig gegen die lärmenden Massen, die ihnen freilich hundertfach an Zahl überlegen sein mochten.

Als unsern Reisenden diese Lage klar geworden war, bogen sie rasch in eine dunkle Seitengasse und ließen dort den Wagen in eine alte Scheune schieben, überließen dort den Wagen einem alten Schmiedemeister. Hadrian war gewillt, sich später unter die Männer zu mischen, die um ihre Rechte kämpften. Einstweilen stand er hinter einer Bretterwand und lugte durch eine Spalte auf die wogende Menge hinaus, wo die Losung laut geworden war: „Auf in die Stadt! Auf in die Fletz!“

Bei einer Schustersfrau fanden sie endlich besseren Versteck. Ihr waren die schützenden Männer sehr willkommen, denn sie war allein zu Hause. Meister und Gesellen waren irgendwo in den Herrenhäusern, um etwaige Schätze zu bewachen und in den Kellern zu bergen. Ihre Leute, erzählte die Frau, wären noch nicht verrückt und würden es auch nicht werden. Ihr Mann gebe anständigen Lohn, sie anständige Kost und ordentliches Quartier, die Arbeitszeit sei eher zu kurz als zu lang; ihr Mann sage immer, man dürfe den Leuten nicht so viel freie Zeit lassen, um sich zu Schanden zu saufen. So herrsche in ihrem Haus noch altbürgerliche Ehrbarkeit. Aber an den Fenstern keiften Arbeiterweiber vorüber: es wäre

nicht mehr auszukommen, der Lohn zu gering, Fleisch, Kaffee, Zucker zu hoch!

Warum die Leute sich nicht in Bauernhöfe verdingten, wenn sie in der Fabrik nicht auszukommen glauben? Das fragte Hadrian. Die Schustersfrau lachte ihm ins Gesicht: „In den Bauernhöfen? Was denkt man? Von dort kommen sie eben her. Ist's ein Wunder? Nach Fleisch, Kaffee und Zucker schreien sie. Bei den Bauern schimmliges Brot, saure Milch und anderes Gefraß. Und nit einmal das genug. Was glauben Sie denn? Ich hab einen Buben in der Bäuerei gehabt. Vier Wochen, dann hat er genug gehabt bis da herauf!" Sie legte die Scheide der wagerechten Hand an den Hals. „Daß ich nit lüg: nit einmal, zehnmal ist er vom Leuttisch hungrig aufgestanden und zum Schweinstrog gegangen. Und nachher das Bett! Ich red nit. Ich sag nur soviel: ich red nit."

Eine Magd mischte sich ins Gespräch: „Nur probieren, wer's nit glaubt! Bei den Bauern ist unsereins ein Hund, muß kuschen, hat keine Ansprach, keine Kameradschaft, überall zuwidere Gesichter und Leutschinderei zwölf Stunden und länger, alle Tag. Schon gar, wenn der Hausvater ein Vieh und die Hausmutter ein Drach ist. Mag nachher so ein armes Dienstbot wohl liederlich werden, damit es bald in die Höll kommt. Dort hat s' es besser, wie ein altes,

mühseliges Leut beim Bauer! Just einmal probieren! Die Dummen bleiben beim Vieh, die Gescheiten gehen in die Fabrik, halten dort zusammen und wehren sich um ihr Sach. Recht haben sie!"

„So ist's!" bestätigte die Schustersfrau. „Und jetzt marsch zu deiner Wäsche!"

Die Magd stand da, kreuzte über der Brust ihre Hände und grinste der Meistersfrau höhnisch ins Gesicht. Was wagt die Meisterin? Hört sie nicht, was draußen vorgeht?

Als es dunkelte, kam der Meister nach Hause. Den braunen Lederschurz um, die Hemdärmel über die derben Arme zurückgestreift bis hinter den Ellbogen, als ob er von der Werkstatt käme.

„Wo hast du die Gesellen?" fragte sein Weib scharf.

„Futsch sind sie."

„Was sind sie?"

„Die falschen Bestien! Mit solchen Leuten gegen die Roten marschieren wollen! Zu dumm! Kaum kommen wir auf den Platz, wo der Krisel predigt, tritt der Lump, der Altgesell, mir ins Gesicht, auf Spannweite, sag ich dir, und schreit: Schuster! Zwanzig Prozent Lohnerhöhung von heut ab!"

„Unser Altgesell?"

„Der im Haus alleweil so duckmäuserisch ist gewesen."

„Und du? Du lasſeſt dir das gefallen von dieſen Knochenbohrern? Du gehſt nit zu den andern Meiſtern und ſagſt: Männer! Streiken auch wir! Und hungern ſie aus! Ich, wenn ich Mann wär!“

„Die Kleinmeiſter ſtreiken, meinſt du? So! So!“ Mit höhniſchem Mitleid ſchaute der Schuſter ſein Weib an. „Die Meiſter ſtreiken! Juſt auf das warten ſie ja, die Großfabrikanten.“

Jetzt wurde die Meiſterin wütend. Mit ausgeſpitzten Ellenbogen ſchoß ſie im Haus umher. Wenn es ſo weit ſei, dann thue ſie auch mit!

„Meiner Seel, ich ſelber!“ knirſchte der Meiſter.

Unſere Reiſenden ſuchten zur Not ein Abendbrot zu bekommen — dem Saberl ſchmeckte der alte Käſe, dem Hadrian ſchmeckte er nicht — und zogen ſich eheſtens zurück in eine Strohkammer. Als ſie auf dem Stroh lagen, ſagte Hadrian verzagt: „Ich glaube, Sabin, jetzt heißt's mitgefangen, mitgehangen.“

„Nit gefangen, nit gehangen, Herr! Ich denk, wenn's alle thun, wir empören uns auch!“

„Wir? Ja, Saberl, gegen wen denn?“

„Das weiß ich ſelber nit genau. Empören wir uns halt juſt einmal.“ Sein rotes Sacktuch knüpfte er an den Peitſchenſtab und ſteckte es zum Kammerfenſter hinaus. Alſo war das ganze Schuſterhaus revolutionär geworden.

Trotzdem murmelte der Saberl seinen friedlichen Abendsegen und horchte den Pferden zu, die im Nebenraum untergebracht waren; sie gebärdeten sich unruhig, stampften und schnoben.

„Sie empören sich halt auch," sagte der Saberl. „Nachher gehen wir zu Fuß ins Holland, oder wohin lauter."

Als sie schon ruhten, rief plötzlich vor der Kammerthür die Schustersfrau: „Will nit fragen, wer die Herrn sind. Aber lieber wär's mir schon, sie thäten ihr Nachtquartier anderswo suchen. Bei den unruhigen Zeiten kann man nit wissen, was geschieht. Der Lampelwirt nimmt Ihnen gern, der hat gute Betten."

Der Saberl erhob ein lautes Schnarchen, und das war die Antwort. Und als sie draußen nicht mehr redete, flüsterte er: „Wegen meiner, ich bleib liegen. Ich geb mich nit zu erkennen, und der Herr, werd ich sagen, ist mein Bedienter."

„Ganz so weit sind wir noch nicht, Saberl."

„Ganz so weit sind wir schon," versetzte der Junge lustig. „Vor acht Tagen hätt ich mir's freilich nit eingebildet, daß der Herr Hausler sich vom kleinen Saberl bedienen lassen wollt!"

„Und wer bedient wird ist der Bediente, meinst du? Sei jetzt lieber still, ich bin gar nicht gelaunt,

um Späße zu machen.“ Seine Kehle war eng geworden, ſein Gaumen trocken, ſo ſehr quälte ihn die Angſt. Der Lärm auf der Straße war wie ein Sturmwind, bald toſte er, bald ziſchte und pfiff er, dann rollte er gleichmäßig dahin. Aber als Hadrian zu hoffen begann, es werde ſich ſachte beruhigen, entſtand unmittelbar vor der Kammerthür ein Gepolter. An der Klinke wurde gerüttelt und jemand hielt in gewaltſamem Hochdeutſch eine Anſprache: „Pardon, recht ſchön! Wir ſind ſchon ſo frei. Wohnen dahier nicht der hochwohlgeborene Herr von Hausler? Wir möchten gern unſere Aufwartung machen. Müſſen ſchon um Entſchuldigung bitten, aber wenn die Herrſchaften Beſuchszeit haben, müſſen wir arbeiten. O Verzeihung, da iſt was gebrochen!“ Denn es war vor dem Anſturm die Thür geborſten.

Während das vorging, hatte der Saberl ſo viel Stroh über ſeinen Herrn geworfen, daß dieſer ganz verdeckt war. Als die rote Fackel hereinleuchtete, lag der Junge einſam und allein auf dem Schaub, und das Geſicht in den Ellbogen bergend, wimmerte er: Papa! Papa! Wenn doch Papa da wäre!“

„Ach, das iſt ja nicht der Alte!“ rief einer der Eindringlinge. „Was nutzt uns der Junge!“

„Er ſoll mit zum Lampelwirt! Er ſoll mit uns Wein trinken. Er kennt die guten Marken.“

Die Treppe herauf kam ein Gendarm: „Meine Herren! In Privathäuser eindringen, das geht nicht!“

„Sein S' beruhigt, Herr Justizrat, es g'schieht nix. Herr Hausler junior von der Fletz will mit uns Bruderschaft trinken.“

„Ei Kinder!“ rief einer. „Laßt ihn gehn, den Herrn Junior. Ist eh ein armer Teufel, der!“

Und ein anderer lachte: „Ist ja auf der Flucht nach Ägypten, wie man hört. Seit ihm der Herr Papa das Mensch hat weggenommen.“

Sie lachten grell und roh. Nur einer spielte den Mitleidigen und sagte im Klageton: „Armer Kerl!“

Dann haben sie sich zurückgezogen. Und als es in der Kammer wieder finster und ruhig war, begann der Junge zu kichern. Hadrian kroch aus dem Strohgrab und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn.

Im Tagebuch findet sich diese Nacht romantisch aufgeputzt, als ob Hadrian auf die Gasse geschleppt, in Gefahr gewesen wäre, getötet zu werden, und nur durch Mut und Geistesgegenwart sich und den Kutscher gerettet hätte. Daneben aber die Bemerkung: „Auch der Sabin hat sich tapfer gehalten.“

Am nächsten Morgen war es in Schuttenthal ruhig. Da auf der Bank, dort auf dem Rasen lag ein Übernächtiger. Der Gemeindediener klebte grüne Zettel an die Straßenecken. Eine halbe Stunde Arbeitverkürzung bewilligt. Die Erwachenden rieben sich mit den Fäusten die Augen, schlüffelten träge hin, lasen die Zettel und murrten.

Besseres wußte der Sabin. Der Wagen war hergestellt, zwar die Gummireifen hatten geopfert werden müssen. Das war nichts für die rauhen Pfade des neuen Lebens. Als unsere Reisenden davonfuhren, zog mancher vor ihnen den Hut.

„Sind halt doch brave Leut!" sagte der Saberl.

„Hurtig, hurtig voran!"

An demselben Tag fuhren sie nur fünf Stunden und nahmen früh Herberge. Es war ein altes Hospiz an der Reichsstraße, sie fanden es dort wesentlich heimlicher als in Schuttenthal, und der Saberl schlug vor, das Haus zu kaufen. Denn es hatte einen schönen, geräumigen, luftigen Pferdestall. Hier wollten sie sich für die Unbilden der vorigen Nacht entschädigen. Der Junge hatte Koffer und Taschen auf seines Herrn Zimmer geschleppt und untersuchte die Thürschlösser. Nach dem Abendessen, das sie gemeinsam auf dem Zimmer eingenommen hatten, stand der Saberl eine Weile vor der Thür.

„Du wünſcheſt?“

„Herr!“ ſagte der Junge. „Der Hausknecht iſt ein ordentlicher Menſch. Des Wirts Röſſer hält er gut, die glänzen wie Sammet und Seide. Ich möcht meine Pferde keinem anvertrauen, aber dem ſchon, dem. Daß ich da beim Herrn ſchlafen kann im Nebenſtübel.“

„Was?“ rief Hadrian. „Ich glaube gar, du fürchteſt dich!“

Der Saberl geſtand, er fürchte ſich, ſetzte aber nicht bei, für wen!

„Gut,“ ſagte Hadrian mit leutſeliger Großmut, „du darfſt in meiner Nähe bleiben. Kannſt im Vorzimmer ſchlafen, auf dem Sofa.“

Da meinte der Junge, dem Sofa traue er nicht. Solche Sofas wären katzenfalſch. Sobald man ſich hinlege, um darauf zu wachen, ſei ſchon das Pechmannel da und klebe die Augen zu. Er wolle ſich ein anderes Bett machen. Und ſchob die Stühle an den Koffer, breitete den Wettermantel darüber, legte ſich darauf. Neben ſich legte er den Ofenſchürhaken. „So! Jetzt ſollen ſie nur kommen!“

Hadrian konnte auch nicht ſchlafen. Er ſchrieb in ſein Tagebuch. Da ſprach der Junge zur offenen Thür hinein: „Sollt ich daheim nit mein Kugelſchnellerl vergeſſen haben?“

„Haſt eins?“

„Vergeſſen zu kaufen."

„Gut, du ſollſt einen Revolver haben."

„Nachher hätt ich ja meine ſieben Sachen bei einand."

Hadrian legte ſeinen Stift weg, hüllte ſich in ein Plaid, ging ins kleine Zimmer und ſetzte ſich neben den Jungen aufs Sofa.

„Bleib liegen, Saberl."

„Wenn ich Verlaub han," ſagte der Junge und legte ſich den rechten Arm unter den Kopf. Er hatte ein weitärmeliges, geſtreiftes Hemd an. Von ſeinem braunen Haarwedel lag ein Fetzen über die Wange herab, und ſo guckte er munter auf ſeinen Herrn.

„Nicht wahr, Saberl, du haſt auch keinen Schlaf?"

„Na."

„Sage mir einmal, wie alt biſt denn du eigentlich?"

„Ich? Das weiß ich nit genau. So vierzig oder ſechzig. Kann's nit genau ſagen."

„Tſchapperl! Vierzig! Sechzig! Du biſt doch höchſtens achtzehn oder neunzehn!"

„Zu dienen. Ich kann auch ſiebzehn ſein. Mir iſt das gleich."

„Sage mir doch auch einmal etwas von deinen Eltern."

„Von meinen Eltern?“ Der Junge ſchüttelte ein wenig den Kopf. „Das alte Fräulein, die Kirchnerin, werden Sie eh gekannt haben. Das iſt halt meine Mutter geweſen.“

„Die Öpſtlerin?“

„Gefunden, ſagen ſie, ſoll ſie mich haben. Und nit mehr zurückgegeben. Weil ſich niemand gemeldet hat. Das iſt wohl eine gute Frau geweſen, die Kirchnerin. Wenn die mit wär geweſen —“ Er rückte ſein Haupt und ſchlug ſich mit der Hand die Locke aus dem Geſicht. Sehr leiſe ſagte er es: „Für die wär ich wohl ſchuldig, zu beten . . .“

„Und deine rechte Mutter?“

„Die ſoll frühzeitig verſtorben ſein. Eine Nähterin oder Wäſcherin oder ſo etwas.“

„Eine Nähterin oder Wäſcherin?“

„Ich weiß nichts Rechtes.“

„Und dein Vater?“

Sabin ſchwieg ein wenig ſtill, und dann ſagte er: „Nix. — Ein Windel-Findel-Kindel.“

Nach dieſem Geſpräch ſaß Hadrian noch ein Weilchen ſtill da, dann ging er in ſein Zimmer, in ſein Bett. — Ein Findelkind. Bei ſolchen Geſchöpfen weiß man's nie, ob's nicht irgend ein — ein Vetter iſt. —

Auf dem Bett lag ſchon lange die Sonne. Hadrian würde noch immer nicht aufgewacht ſein, wenn ihm die Fliegen nicht gar ſo keck über das Geſicht ſpaziert wären. So ſtand er auf und wollte heute einmal die Stiefel mit den hohen Glanzröhren anthun. Aber er brachte ſie nicht an die Beine, und der Saberl war ſchon auf und davon. Er ging ans Raſieren, und im ſchiefhängenden Spiegel ſich betrachtend, fragte er: „Dreißig oder ſechzig? Am Ende weiß es auch ich nicht. Wenn einer Tag für Tag ſein Geſicht anſchaut, ſo merkt er's nicht, wie es ſachte altert." Der Taufſchein vor ein paar Tagen war ſehr artig geweſen. Erſt den Vierzig nahe. Da iſt noch nicht aller Tage Abend. Das Blut iſt auch noch hübſch warm — bis auf den verdammten Tropfen, der wie ein Eiskügelchen durch die Adern rollt, einmal hier, einmal da den unheimlichen Schauer hervorbringt. Das Haar hat noch keinen weißen Faden trotz der — „ſorgenvollen Vergangenheit", hätte er beinah geſagt. Wenn der Bart nicht wäre, das Geſicht dahinter iſt gewiß noch ſehr zierlich. Einen „Es iſt erreicht!" hatte er ſich immer gewünſcht, aber der Schnurrbart wollte nicht, der hing immer an beiden Seiten niederwärts, wie bei einem Janitſcharen. Alſo — weg mit ihm. Zuerſt die Schere, dann das Meſſer, und vor dem Spiegel ſtand ſchmunzelnd ein Jüngling im lockigen

Haar. „Wer ein neues Leben anfängt, der beginne mit der Jugend!“ ſteht im Tagebuch. Hadri Hausler begann mit dem Kindiſchſein.

Dann ging er in den Hof hinab, um ſein Findelkind zu ſuchen. Das war natürlich im Stall bei den Pferden geweſen. Nun ſtand Sabin am Hausbrunnen und wuſch ſich. Mit den hohlen Händen ſchüttete er das Waſſer ins Geſicht und ſprudelte es wieder von ſich. Als er ſeinen Herrn ſah, ſchrie er auf und krümmte ſich vor Lachen.

„Ein ganz klein bißchen Reſpekt, mein lieber Saberl!“

„Aber! Aber! Aber!“ lachte der Junge und klatſchte mit den flachen Händen auf die Oberſchenkel ein. „Der Herr hat ja ſeinen Schnurrbart verloren bei der Nacht!“

„Wir haben es im Schuttenthal erfahren, wie gefährlich es unter Umſtänden iſt, als ein Hausler zu reiſen.“

Der Junge ward verlegen. „Ich hab ja den ſchuldigen Reſpekt vor dem gnädigen Herrn. Aber eins muß ich noch ſagen — bitt unterthänigſt, ſonſt muß ich erſticken dran.“ Er brach wieder in ſein Lachen aus. „Der gnädige Herr, der ſchaut jetzt aus — der ſchaut aus wie —“ keuchend vor Lachen ſtieß er es hervor, „wie die Käs-Kundl in der Fletz!“

„So. Na — ich dank ſchön.“

„Ich muß mich bedanken, daß ich's hab ſagen dürfen." —

Hernach Frühſtück, Einpacken, Weiterfahrt.

An einem Waſſer ging es dahin. Die Berge waren nicht hoch, aber dicht mit Erlen- und Brombeerſträuchern bewachſen. An der Flußſeite ſtürzten ſie in felſigen Terraſſen ab. An der Straße bisweilen Steinſchlägerhütten und runde Meilenſteine, die darthaten, wie weit die große Stadt mit der Fletz ſchon hinten lag.

Wendete ſich der junge Kutſcher wieder einmal um: „Wie weit denn noch?"

„Ja, mein lieber Saberl, wenn du's nicht weißt!"

„Ich weiß es ſchon," ſagte der Junge ſchalkhaft. „Wenn wir alleweil grad ausfahren, rund um und um, ſo kommen wir wieder in die Fletz."

Hadrian ſchien es darauf ankommen laſſen zu wollen. Er lehnte ſich in den Wagen zurück, und bei dem immerwährenden Rollen und Waſſerrauſchen begann es in ihm zu ſinnen, zu träumen.

— — Alſo wie die Käs-Kundl in der Fletz! Die alte Frau, die mit Käſe und Butter handelt und über ihrer langen Naſe gern einen Filzhut trägt. Wenn mir recht iſt, die Mutter von —. Vor Jahren, als ihr Töchterlein noch lebte, hat ſie eine Wäſcherei gehabt. Ums Mädel war's ſchade. Ach, ſieh einmal,

jetzt weiß ich auch, an wen mich Sabins Geſicht erinnert. Ich der Alten ähnlich und er der Jungen! Komiſch, das. Komiſch. — Na ja, bei den Millionen von Menſchen in der Welt kann nicht jeder anders ausſehen . . .

Am Nachmittag begann es zu regnen. Ganz ſachte aus leichten Wolken. Der Saberl meinte, es ſei ein Glück, daß es nach den heißen Tagen nicht grob käme. In demſelben Augenblick röchelten die Wolken. Der Junge nahm ſeinen Lodenhut ab und löſte von ihm die graue Geierfeder. „Daß 's nit einſchlägt."

„Fürchteſt du dich vor Gewittern?"

„Man ſoll nit ſpaßen. Wenn ich der Bliß bin und in den Wolken ſiß und herabſchau und ſehe einen mit der langen Geierfeder — hei, denk ich mir, probier, ob du ſie triffſt!"

Der Regen breitete ſich aus und machte ſich's bequem. Anfangs legte ſich der Nebel nur ſo über die Berghöhen herein und in breiten Säcken an den Hängen nieder. Dann ſtieg er aus den Schluchten auf und regnete wieder herab, und endlich war der grau regnende Nebel überall und der hinrollende Wagen mitten drinnen. Der Saberl hatte über ſeinen Herrn das Lederdach gezogen und über ſich den Wettermantel. Hadrian ſaß im Kobel und blickte durch das Glas hinaus. Die Straße wurde lehmig, von der Gegend

nichts mehr zu ſehn als am Rand entlang grüner Haſer, deſſen hängende Riſpen troffen und troffen. Hier ein wilder Birnbaum, dort ein Lärchbaum, und die Äſte troffen. Weiterhin nichts wie Grau und Grau. Plötzlich fiel es Hadrian ein: vielleicht bin ich wahnſinnig geworden . . .

Der Wagen holperte, da redete der Saberl herein: „Herr! Wir brauchen bald einen Raſttag. Wir dermachen's nimmer. Der Rechte, ſcheint mir, iſt ſogar krumm geworden."

Hadrian ſchwieg. Er ſaß bequem, wozu ein Raſttag?

Sie kamen zu einer Ortſchaft. Die Tafel am Eingang beſagte: „Dorf Gug, politiſcher Bezirk Breitengrub." Holzhäuſer mit ſteilen Bretterdächern, die Wandfugen und Fenſterpfoſten mit weißem Kalk verkleiſtert. Dann ein großes, gemauertes Haus, deſſen Fenſter in der dicken Wand ſchießſchartenähnlich klein waren und ſich nach außenhin erweiterten. An der Mauer rankten Schlinggewächſe. Über dem breiten Rundbogen des Einfahrtthors ein Ochſenkopf. Vor dem Thor ſtand ein behäbiger Mann mit grünem Käppchen, weißer Schürze und einem daran baumelnden Meſſerwetzer. Er bewegte ſich nicht. Der Wagen ſtand ſtill, der Saberl ſprang ab und öffnete den Schlag. Der Mann rührte ſich nicht.

„Iſt hier ein Wirtshaus?“ fragte ihn Hadrian laut.

„Wie ihr wollt,“ antwortete der Mann am Thor mit ſanfter Baßſtimme.

„Kann man Zimmer haben?“

„So viel ihr wollt.“

„Wir möchten alſo dableiben.“

„So lang ihr wollt.“

Der Saberl hatte Roß und Wagen an den Hausknecht abzugeben und mußte an der Seite ſeines Herrn bleiben. Als ſie die breite Holztreppe hinaufgeführt wurden, ſuchte Hadrian der Magd eine Münze in die Fauſt zu drücken — er hoffe gute Bedienung, es würde nicht ihr Schade ſein.

Die Magd ſchaute den ſchönen Silberling, der ihr in der Hand geblieben war, betroffen an und fragte mit einer Stimme, die ſo tief und rauh war wie die eines Mannes: „Soll das mein ſein? Für was denn? Na, das is bei uns nit der Brauch. Da habt's es wieder. Ich krieg eh meinen Lohn, ich brauch kein Trinkgeld.“

„Sie haben den Herrn nit verſtanden,“ vermittelte der Saberl, „kaufen ſollen Sie ihm etwas dafür, beim Krämer, da über der Gaſſe.“

„Was lauter?“

„Dach und Fach, was der will.“

„Ein Dach ſoll ich kaufen gehn?“

„Ein Regendach, freilich. Weil's alleweil regnet."

Da hat es Herr Hadrian doch glauben müssen, er wäre in einer andern Welt. In einer Märchenwelt, wo man kein Trinkgeld nimmt.

So saß er dann in der großen, niedrigen Stube. Der Fußboden so blank gescheuert, daß man die feinen Kratzer sah, die der Sand gezogen hatte. An der Decke Stuckornament. Im großen, viereckigen Kachelofen prasselte, von der unbestechlichen Person fleißig geschürt, ein frisches Feuer, an den sechs Fenstern schwitzten die Scheiben. In der Bettstatt waren vier Schichten von roten Kissen aufgebaut, darüber ein altes Bild der heiligen Familie. An der Stubenecke der klobige Ahorntisch auf vier wuchtigen weit ausgespreizten Füßen; ein Mann vermag ihn kaum zu rücken. Ist es also wahr, daß der Bauer seinen Tisch für zehn Geschlechter der Zukunft baut, während in der Großstadt selbst die reichsten Bürgerhäuser schon nach wenigen Jahrzehnten purzeln?

Hadrian gedachte in diesem Hause ein paar Tage Rast zu halten. Es war ihm hochgemut zu denken, daß ihn hier kein Brief, keine Depesche finden konnte, und doch fragte er an, zu welcher Tageszeit die Post einzutreffen pflege. Ins Fremdenbuch, das in Schweinsleder gebunden alle Reisenden enthielt, die seit einem Menschenalter hier übernachtet hatten, trug er den Namen „Sabin Kirchner" ein.

Die Nacht im Dorfwirtshaus zu Gug war nicht übel geweſen, ſo daß Hadrian recht gern allein im Zimmer ſchlief. Eine merkwürdige Heimlichkeit, ſo ſehr auf der Gaſſe auch die Hunde bellten in der erſten Nachthälfte und die Fuhrleute lärmten in der zweiten. Geſchlafen hatte Hadrian wenig. Er war in Gedanken, in ſpringenden Gedanken. — Was ſoll nun eigentlich werden? Drei Tagreiſen gefahren, alle Brücken hinter her abgebrochen. Was nun? — Du wirſt ja doch noch mindeſtens vierzig Jahre leben wollen! ſagte er ſich. Was willſt du machen? Genießen? Aber genoſſen haſt du ja ſchon. Arbeiten? Das Schlagwort der Philiſter. Haſt du denn nicht gearbeitet, daß dir der Rücken faſt krumm wurde über den Ziffern? Aber gelebt haſt du nicht. Alſo leben! Schön, frei, harmoniſch leben in der Natur. Dann wird die eiskalte Beſtie, die jetzt ſo oft über deinen Rücken läuft, ſchon krepieren. — Doch ſolche Gedanken blieben Schemen und wollten ſich nicht verdichten, ſo daß ſie faßbar hätten werden können. Hauptprogramm blieb einſtweilen das: er wollte leben, ſchön, frei, harmoniſch in der Natur.

Aber bei der Morgentoilette gab's Ärger, in der vorigen Herberge hatte er ſeinen Haarſalbentiegel vergeſſen.

Die Magd hatte ihm vom Kaufmann einen

großen roten Regenschirm gebracht und die übriggebliebenen Scheidemünzen auf den Tisch hingelegt. Allein es regnete nicht mehr. Hadrian ging hinaus in den feuchten, kühlen, klaren Sonnenschein. Er stieg die Kirchtreppe hinauf, um einen Ausblick zu haben über die Bretterdächer hin in die Gegend. Ein Thalkessel mit Feldern und Wiesen. Ringsum ein weiter Bergkranz in sanften Linien, bis zu den Höhen bewaldet, so daß das Blau der Wälder und das Rot des Morgens zauberhaft veilchenfarbig ineinanderschimmerten. Vereinzelt standen Landhöfe, strichweise zog es sich bräunlich wie eine Heide hin. Gegen die Abendseite hin grenzte das Dorf Gug an einen Wald oder Wildpark, der, durch eine verfallende Mauer abgegrenzt und mit alten Buchen und Eichen bestanden, sich hin bis an den Fuß der Berge zu erstrecken schien. Vom Fuß jener Berge leuchtete über den Strich des Waldes her die weiße Zinne eines Gebäudes; von der obersten Stufe der Kirchtreppe sah man an diesem Gebäude die langen Fensterreihen. Ein Schulmädchen gab dem Fragenden Bescheid, jenes große Gebäude hinter dem Park sei das Schloß Finkenstein. Hinter diesem Schloß eine Spalte ins Gebirg hinein, eine Schlucht wohl mit Weg und Wasser. Das Wasser fließt auf steinigem Bett über das Thal heran und durch das Dorf, fast bergwärts, wie es dem Beobachter schien. Er hatte die Richtung

verloren, aus der ſie tags vorher gekommen, und jetzt verwechſelte er oben und unten.

Wie Hadrian eine Weile ſo hinausgeſchaut hatte in die ſtille Natur, in der ein paar Knechte gelaſſen herumarbeiteten, fragte er ſich, ob das leben heiße?

Von den Stallungen her kam der Saberl. Er ſuchte den Herrn, um zu ſagen, wie ſehr es ihm hier gefalle. Auf dem Hut hatte er wieder die Feder ſtecken. „Gelt, Herr, da iſt's luſtig? Die Pferde ſind feſt, nur das eine mit dem hinkenden Fuß braucht noch einen gebotenen Feiertag."

„Den ſoll es haben. Und du mit ihm."

„Aber ich kann gar nicht ſtehn bleiben, muß alleweil umeinandergehn. Das iſt eine Friſchen, gelt, Herr! Eine Luſt zum Rauſchigwerden."

„Kleiner Kerl, kannſt denn du auch ſchwärmen?"

„Bin heut ſchon weit ſpazieren geweſt. Gar dort unten beim ſelbigen Schloß. Iſt aber nix dran, auswendig ſchöner wie einwendig, was mir halt alleweil nit gefällt. Beim Fenſter hab ich in die Küche hineingeſchaut. Groß genug iſt ſie ſchon, aber Brenneſſeln wachſen drin."

„Es iſt alſo nicht mehr bewohnt?"

„Im Garten hab ich zwei ſchwarze Frauen umgehn geſehn. Sonſt keinen Menſchen und keine Katz.

Aber der Hafern, Herr! Der Hafern hinten an der Bergleiten! Wenn meine Pferdeln diesen Hafern sehn möchten! Die thäten ein bissel schnalzen mit der Zung!"

Das war Saberls Bericht von seiner frühmorgendlichen Forschungsreise. Dann ging er wieder zu den Pferden, führte sie zur Tränke, führte sie im Hof umher, um zu sehn, wie es mit dem krummen Bein stehe, und weil es gut stand, so tätschelte er dafür den Braunen dankbar ab und freute sich ins Herz hinein, daß die Tiere ihn mit ihren großen Rundaugen so freundlich anschauten.

Der Mittagstisch war an diesem Tag üppig. Die Wirtin bekam man nicht zu sehn, aber der schmackhafte Schweinsbraten und die bräunlichen, lockeren Kaiserkrapfen zeugten von ihrer segensreichen Wirksamkeit in der Küche. Der Wirt sagte fast auf jede Anschaffung: so viel ihr wollt! So fein's euch freut! So groß ihr's mögt! — Seine Vorräte und Leistungen schienen unbegrenzt zu sein. Nur den von Hadrian gewünschten „Boutellenwein" hatte er nicht, hingegen brachte er in gewöhnlicher Maßflasche einen Tropfen herbei — frisch vom Faß — der dem Herrn sehr bald in Erinnerung rief, was leben heißt. Sogar der Saberl, dem sonst jeder aufgedrungene Schluck Wein den ganzen Körper schüttelte, kam auf den Ge-

danken, Brot einzutunken und es den Pferden zu geben.

Nach Tisch machte Hadrian eine Wanderung. Durch eine Mauerscharte stieg er in den Wildpark hinein. Da gab es Kieswege, aber sie waren mit grünen Moosfilzen bewachsen und von niedergebrochenen Baumästen verrammelt. Dann der versandete Bach, über den ein morschender Steg führte. Ein großer Teich, nur völlig verschlammt, in einigen Tümpeln noch der Kröten Tummelplatz. Nach einer Stunde hatte Hadrian sich durchgearbeitet, und vor ihm stand das Gebäude. Die Front gar stattlich, doch an den Mauern feuchte Flecken und rauhe Stellen, an denen der niedergebrochene Mörtel das Gestein bloßgelegt hatte. Die anstoßenden Wirtschaftsgebäude verödet, im Hof, auf den Dungstätten wucherten Lattiche und Germen. Auf dem weiten Anger, der noch Reste von Blumenbeeten und Rosenranken wies, schoß einsam ein Springbrunnen auf, die einzige Regsamkeit ringsum, wenn man die Mücken, die Falter, die Hummeln nicht rechnet, so die Luft belebten. Über allem ein großer, langweiliger Sonnenfrieden.

Im hölzernen Lusthaus dort, das schon ein wenig schief sich an eine halbverdorrte Ulme lehnte, bemerkte Hadrian zwei Frauen. Sie waren alt, trugen schwarze Kleider und hatten weißes Haar, eine wie die andere.

Sie waren ſich ganz ähnlich, nur daß die eine im blaſſen Geſicht ein zartes Bärtchen an der Oberlippe hatte. Sie beſchäftigten ſich mit Handarbeiten und ſchwiegen. Sie mochten wohl ſchon ſo lange nebeneinander hinleben, daß ſie ſich nichts mehr zu ſagen hatten. Ein Mädchen brachte aus dem Hauſe eine Kaffeekanne mit Taſſen. Hadrian wollte abſeits biegen, war aber ſchon bemerkt worden. Die eine der Matronen trat aus der Laube und ſagte, wenn er das Schloß beſehn wolle, ſo ſtünde ſie zur Verfügung. Nachdem er ſich artig vorgeſtellt hatte, luden ſie ihn zu einem Schälchen Kaffee, ließen ein mit Silber beſchlagenes Holzkäſtchen kommen und boten ihm Zigaretten. Sie baten, ungeniert zu rauchen, ſie ſeien das längſt gewohnt, noch von ihrem armen Bruder her. Ja, das wären freilich ſchöne Zeiten geweſen, als ihr guter Bruder, der General, noch lebte. Wie gern ſei der auf Finkenſtein geweſen. Nicht um drei Laxenburgs, habe er oft geſagt, gebe er ſein Finkenſtein her. Ach, der Gute, Arme! Im Grab noch würde er ſich umdrehn, wenn er wüßte, wie dieſes ſchöne Gut nun an Fremde verkauft werden müſſe. Aber, leider Gottes, die Verhältniſſe! Wenn es wenigſtens ein verſtändiger Mann erſtünde, der nicht alles gleich ſtürzen und wenden wollte, wie es neue Herrſchaften ſo gern belieben; ein Herr, der aus Pietät für die Vergangenheit Finkenſteins den Beſitz in ſeinem

gegenwärtigen Zuſtand reſpektieren möchte. Es wäre zu jammerſchade, wenn man etwa gar aus Geſchäftsrückſichten die Poeſie dieſes weltabgeſchiedenen Aufenthalts zerſtören würde. Wer ihn nur erſt im Frühjahr ſähe! Das Schloß habe den Namen nicht umſonſt.

So ergingen ſich die beiden Damen redſelig über das Gut, das ſie verkaufen müßten und das ſie ſchon in den Zeitungen angezeigt hätten. Manchmal kämen wohl Leute, um es anzuſehn, gingen aber wieder fort, und wenn nicht bald ein Schick wäre, ſo müſſe es binnen kurzer Zeit unter den Hammer kommen. Sie, die Frauen, wären in geſchäftlichen Angelegenheiten auch ſo unpraktiſch.

Das letztere hätten ſie wohl nicht erſt zu verſichern gebraucht. Ein geriebener Geſchäftsmann, dachte ſich Hadrian, würde aus jedem Wort, das ihr da ſo vertrauensſelig hinſprecht, für ſich Münzen ſchlagen. Nun, mir gegenüber mögen ſie immerhin freimütig ſein, ich gedenke das Gut nicht zu kaufen. — Trotzdem ließ er ſich im Gebäude umherführen. Beſonders machten die Damen ihn aufmerkſam auf den Feſtſaal, das einzige, was mit Sorgfalt in gutem Zuſtand erhalten zu werden ſchien. Der Saal war mit ſpiegelglattem Parkett belegt, mit vergoldetem Edelholz getäfelt, und zwiſchen roten Marmorſäulen hingen an

den Wänden die Ahnenbilder derer von Finkenſtein — Generäle, Staatsmänner, Biſchöfe. Wie nun durch die breiten hohen Fenſter die niedergehende Sonne ſo licht hineinſchien auf die Goldrahmen, auf die eingelegten Tiſche, auf die blauſeidenen Seſſel, auf den Ofen, der wie eine elfenbeinerne Burg daſtand — da leuchteten wohl auch die alten runzligen Angeſichter der armen verkrachten Ariſtokratinnen — voll Stolz auf eine große Vergangenheit und voll Trauer ob einer glanzloſen Zukunft.

Dieſer Feſtſaal war das Prunkſtück geweſen. Dann kam nicht viel Erfreuliches mehr, ſo zahlreiche, ſchadhafte Steintreppen erſtiegen, feingeſchnitzte, wurmſtichige Thüren geöffnet wurden. Staub und Modergeruch in allen Gemächern. Hadrian öffnete mehrmals ein Fenſter und blickte hinaus in die grüne Landſchaft. Die Wohngemächer der Matronen hatte er trotz der freundlichen Aufforderung nicht betreten. Nach der Verabſchiedung ging er noch ein Weilchen umher, redete mehreres mit einem alten Hausbeſchließer, der im rückwärtigen Hof mit der Axt einen alten Wandſchrank zertrümmerte, um aus ihm Brennholz zu machen.

Den Rückweg ins Dorf nahm er über Felder und Wieſen. Bei einer Herde braungefleckter Rinder fiel ihm ein, daß nicht bloß die Pferde und die Hunde und

die Papageien merkwürdige Tiere seien. Er hatte von einer Ästhetik der Ochsen und Kühe gehört, besah nun daraufhin die Tiere von allen Seiten, wußte sich aber nichts Rechtes dabei zu denken. Ja, ob man sich in der ländlichen Natur das Denken nicht überhaupt abzugewöhnen habe? Nicht denken — leben, leben!

Wenn man nur wüßte, wie das anzufangen ist.

Am zweiten Abend ward es luſtig im Wirtshaus zu Gug.

Es kamen muntere Gäſte an. Sogar den wackeren Wirt machten ſie geſprächig. Schon als der Schimmel mit dem Steirerwagen die Straße herantrabte, jauchzte der Wirt völlig auf: „Jeſſes, da kommt ja der Lindwurm von Seſam!“ Ging aber den Ankömmlingen nicht einen Schritt entgegen, blieb ſtehen an ſeiner Thür und ließ den meſſingnen Meſſerwetzer baumeln an der weißen Schürze. Der einſpannige Wagen war hübſch vollgepfropft. Außer allerlei Päcken und Taſchen ſaßen auf dem Wagenſitz zwei beinah erwachſene Burſchen, auf dem Kutſchbock ein Knabe und ein älterer behäbiger Mann, der das Pferd leitete. Sofort, als der Wagen hielt, machte ſich der Saberl nützlich, ſich freuend, daß es endlich doch wieder einmal einen Handgriff zu thun gab. Er tätſchelte den Schimmel ab, an dem er Pinzgauerſchlag erkannt, und führte ihn in den Hof. Der ältere Mann ſtieg zuerſt vom Bock, flink und würdig zugleich. Ein ſtattlicher Mann! Hätte er um ſein wohlgerötetes Geſicht einen braunen Vollbart gehabt, ſtatt des weißen buſchigen Schnurrbarts, ſo wäre es ein Andreas Hofer geweſen. Die kernige Geſtalt in den feſtgebauten Bundſchuhen, weißen Wadenſtrümpfen, kurzen, mit Silberſeide ausgeſteppten Gemsledерhoſen, in dem

roten Bruſtfleck, dem grünen Hoſenband und den breiten Grobhemdflügeln oben am Hals. Dann aber auch mit der braunen, meſſingknöpfigen Lodenjoppe und dem wuchtigen Schlapphut, an dem der Gemsbart und ein ſichelförmiger Hahnenſchwanz aufgeſtrammt war. So ſtand der Bergmenſch. Um den rundlichen Bauch baumelte ein ſilbernes Uhrkettengehänge; im breiten, weißbeſteppten Ledergurt ſtak die ſteiflederne und wohlverſehene Meſſerſcheide — gewißlich als Schildwache vor der Geldkatze.

Die zwei Burſchen ſo in erſten Zwanzigern und der Knabe von etwa ſechzehn waren richtige Bauernjodeln, an denen die halbſtädtiſche Studentenkleidung nicht viel änderte. Alle drei waren gleich gekleidet mit grauem, flottgeſchnittenem Tuchgewand und ſchwarzen, weichen Rundhüten. Die älteren beſaßen ſchon Schnurrbartanflüge, an denen ſie natürlich beſtändig zupften, um die Härchen womöglich in die Länge zu ziehen. Der jüngere hatte ein rundes Blasengelgeſicht, an dem, für ein feines Auge ſichtbar, beſondere Mutterpflege und Mutterliebe hing. Die Hemden ſchimmerten an Hals und Ärmeln ſchneeweiß hervor, auch hatten ſie hellrote Halsmaſchen, ſo daß die drei Bengel gar nicht übel anzuſehen waren.

Nun alſo, der Lindwurm von Seſam!

„So — da ſan ma wieder!“ ſagte der Alte —

er hatte eine breite, etwas ſchnarrende Stimme — „giebſt uns a Hütten über Nacht, Franzwirt?“

„Aber ſo viel ihr wollt!“ ſagte dieſer lachend.

Sie bekamen die große Stube mit den ſechzehn Betten angewieſen, die an Hadrians Zimmer ſtieß.

Hernach, als die Gäſte alle in der Wirtsſtube beiſammen waren, ſtellte der Bergbauer ſich und ſeine Söhne auch unſerm Reiſenden aus der Fletz vor: „Ich bin der Lindwurm von Seſam! Und die drei Kampel, das ſind die jungen Lindwürmer. Denen thun wir halt a biſſel Bildung lernen laſſen. Sollen drei Stadtherrn draus g'macht werden, daß ſie's einmal beſſer haben, als wie ihr Vater. Halt drei Doktorn, was ſagen S' dazu? Der ältere da, der Toni, das iſt der Medizindoktor. Nachher, der zweite, der Bertl, das iſt der G'ſcheite, der Profeſſor. Der lernt Philoſophie. Und der kleine da, der Michel — aber Michel, ſo grüß den Herrn ordentlich! —“ verwies er dem Jungen das feixende Geſicht — „das wird, wenn's Gott's Willen iſt, der Doktor der Rechte. Will ja Miniſter werden. Na, da kann's uns nachher nit fehlen, was?! Aber Geld koſten ſie, die Saggra!“

„Und jetzt reiſet ihr mit den Söhnen wohl in die Stadt?“ fragte Hadrian.

„Ich begleite ſie, weil die Vakanzen vorbei ſind und halt's Auseinandergehen a biſſel ſauer iſt. — Na gelt, Michel,“ packte der redſelige Bergler weiter

aus, „die Vakanzen! Die ſollten halt's ganz Jahr dauern! — Der will mir halt immer einmal nit recht fort vom Ochſenſtall daheim. Kommt jetzt ſchon in die Siebente. Na, brav lernen, da fahlt ſich nix."

Fragte Hadrian: „Weshalb laſſet ihr eigentlich den Jungen ſtudieren, wenn er nicht fort will vom Ochſenſtall?"

„Hat a g'ſcheit's Köpfel. Wär Sünd und Schad. Schon in der Volksſchul hat's der Lehrer geſagt: der Michel muß den Brüdern nach. Die Lindwürmer, hat er geſagt, werden Zierden des Staats. Will mich nit prahlen, ſag nur, was der Schulmeiſter geſagt hat. In Gott's Namen, wenn's ſein muß. — Franzwirt, die große Flaſche nimm mit, wenn du in den Keller gehſt."

„So groß du willſt!"

„Haben zwar da oben beim Staudenhanſel eine Maß getrunken," plauderte der Bauer weiter. „Aber ein g'rechter Tropfen ſchmeckt alleweil, gelt, Buben!"

Die Buben erklärten, daß ihnen Bier lieber wäre.

„Na ja, freilich, Studenten! Ich für meinen Teil halt's wieder mit meinem Vater. Sein Lebtag a gutes Weinerl und zuletzt a kleins Schlagerl, hat er gern geſagt. Und iſt auch wahr geworden bei ihm, Gott tröſt ſein Seel."

„Seid ihr von der Gegend, oder kommt ihr weiter

her?" fragte Hadrian, weil ihm der gemütliche Bauer Spaß machte.

„Von Seſam herab. Der Herr weiß doch, wo Seſam iſt! Nit? Iſt er noch nie oben in Seſam geweſen? Na, da heißt's wohl nachholen. Und nur dem Lindwurm nachfragen. Das iſt mein Hof. Fehlt uns ſo weit nix. A biſſel ſpat iſt die Gegend. Dreiviertel Jahr Winter, und 's letzt' Viertel kalt, geht das Sprichwort. Ha, ha, iſt nit ſo arg. Verfroren iſt noch keiner. Lauter friſche Leut. Und a ſchönes Vieh haben wir."

Zum Nachtmahl wurde ein ganzes Ferkel beſtellt, „mit Krautſalat, wenn er ſchon iſt!" Als aufgetragen war, mußte man den Michel ſuchen. Der war im Stall beim Schimmel und beim Saberl, mit dem er ſchon Freundſchaft geſchloſſen hatte.

Jetzt erſt zog der Lindwurm ſeinen Hut vom Kopf und legte für ein paar Augenblicke ſchweigend die Hände aneinander. Sein Haar war dicht, grau und kurz geſchnitten. „Ja!" rief er dem Wirt zu, faſt noch aus dem Gebet heraus, „meinen Pelz, wenn du hätteſt!" Denn der Franzwirt war kahlköpfig. „Ei ja, Hautwolle wie die Bären! Das fahlt ſich nit bei uns in Seſam!"

Dann ſetzten ſie ſich zuſammen, Vater und Söhne, und ſchmatzten ihren Braten hinunter, und dieweilen

der Lindwurm immer von Seſam erzählte, rann ihm das Fett übers Kinn herab.

„Schmeckt's, Buben?“ rief er ihnen ſtets ermutigend zu. „Na halt ja. Junge Leut im Wachſen, da muß man fleißig einfeuern. Fehlt uns zwar daheim auch nix, gelt! Wenn die Mutter mit dem Geräucherten kommt und Knödeln dazu, da ſag ich vergelt's Gott für das feinſte Backhuhn. Und Holzapfelwein dazu. Daß nit, daß wir uns was abgehen ließen in Seſam oben. Gelt, Buben!“

Während der Alte mit lauter Stimme alſo redete, hatte der Knabe die Gabel auf den Teller gelegt.

„Hau, Michel! Iſt das heut alles? Den Doktor der Rechte muß man ja doch aufpappeln. Magſt lieber mager?“

Der Michel ſchob ſachte den Teller von ſich, und um ſeine Mundwinkel war ein bedenkliches Zucken zu merken.

„Gelt, der Seſamhof daheim und die Mutter!“ rief der Alte luſtig, damit ſchlug er dem Faß den Boden aus. Der Knabe brüllte laut auf. Über ſeine glühenden Wangen rieſelten die Tropfen.

Hadrian fragte von ſeinem Tiſch herüber den Lindwurm, ob er zu Hauſe noch andere Kinder habe.

„Eh na, ſonſt keine. Das heißt, a Mädel noch.“

„Und wenn es so gut ist in Sesam, wollt ihr den Stamm nicht fortführen auf dem Lindwurmhof? Wundert mich, daß ihr diese prächtigen Jungen in die Stadt schickt."

„Ich bitt Ihnen! Gut in Sesam. Gut wär's freilich, wenn's nit alleweil thät schlechter werden. Ist nit mehr viel zu machen in der Bauernschaft heutzutag. Und denk ich mir halt, wenn das Mädel einmal einen braven Mann nimmt, aufs Heimathaus, so werden ihnen die Brüder, wenn sie was sind, auch besser an die Hand gehen können. Mögt's noch a Mehlspeis, Buben?"

Die beiden älteren drehten sich schon Zigaretten. Trotzdem begann in der Wirtsküche noch ein prasselndes Schmoren, und auch Hadrian wurde eingeladen, sich zum Lindwurmtisch zu setzen. Aber der Herr aus der Fletz hatte an den biederen Landleuten gerade schon genug, er sagte sein: „Gute Nacht!" und „Glückliche Reise!" und ging auf sein Zimmer.

Eine unruhige Nacht hatte er befürchtet. Allein die vier Lindwürmer mußten in ihren Betten liegen wie die Kartoffelsäcke. Nur ein immerwährendes Rauschen war zu hören, das Hadrian dem draußen vorüberrinnenden Bach zugeschrieben hatte, bis es um vier Uhr plötzlich verstummt war. Beim Ankleiden waren sie geräuschloser als beim Schlafen. Mit einem gellenden Peitschenhieb im Hof verabschiedete sich bald

darauf der Lindwurm und rollte mit seinen Jungen davon, aus frischer, klarer Bergesluft der großen Stadt zu.

Hadrian dachte nicht mehr daran. Er strich am folgenden Tag viel herum, über die Felder, durch den Wildpark, kam auch wieder nach Finkenstein, wo er sich mit dem alten Beschließer unterhielt. Er wunderte sich selbst über seine Leutseligkeit, über die Teilnahme, die er für alles empfand, bis er die Gespräche jählings abbrach, weil ihm auf einmal alles dumpf und stumpf erschien. In einem kleinen Wirtshaus unweit vom Schloß hatte er sich einen Eierkuchen backen lassen und sauren Wein dazu getrunken. Hatte sich bei dem Wirt um mancherlei Verhältnisse und Zustände der Gegend erkundigt, dann stieg er die Berghalde hinan und betrachtete die Jungwälder. Und blickte in den Umkreis hinaus und verwunderte sich über die Felshäupter, die hinter den grünen Rändern des weiten Thalkessels aufragten. So nahe dem Hochgebirge! Die wilden Berge erschreckten ihn fast.

Gegen Abend kam er zurück ins Dorf. Der Saberl war schon in Angst gewesen. Es giebt Wässer, wo man hineinfallen, Raine, an denen man hinabkollern, Wälder, in denen man sich verirren kann. Und der Herr geht ganz allein herum! Den ganzen Tag aß der Junge nichts. Um so besser mundete ihm das

Nachtmahl an der Seite ſeines Herrn. Und als er ſatt war, wiſchte er ſich den Mund ab und erklärte, wenn der gnädige Herr (in gereiztem Zuſtand ließ er das „gnädig" niemals weg) noch einmal ſo fortginge und zu rechter Zeit nicht nach Hauſe käme, ſo müſſe er den Dienſt kündigen. Einen ſolchen Tag, wie dieſen, wolle er nicht wieder durchmachen.

Hadrian verſprach, in Zukunft ſich ordentlich aufführen zu wollen.

Nun hatte der Saberl aber auch noch um einen andern Sorge. Als er ſich aufthat, um in ſeinen Pferdeſtall zu gehen, entſchlüpfte ihm der Seufzer: „Wo wird jetzt der Michel ſchon ſein!"

Und auf Befragen Hadrians, was er meine, geſtand der Junge, daß ihm der Michel leid thue. Der habe im Stall ſo bitter bitterlich geweint, und er wolle lieber auf den Knien heim zu, als auf dem Wagen wieder ins Gymnaſium. Er, der Saberl, habe ihm aber einen guten Rat gegeben.

„Nun, welche Weisheit haſt du ihm denn geſchenkt?" wollte Hadrian wiſſen.

„Ich hab geſagt: „Michel, du kannſt dir leicht helfen, wenn du in Seſam ſein willſt. Lern ſchlecht. Fall durch!""

„Für dieſen Rat wird dir ſein Vater recht dankbar ſein."

„Das iſt ſchon möglich."

„Einſtweilen denke ich, du kümmerſt dich nicht um ſolche Sachen und ſorgeſt nur für deine Pferde.“

Über dieſe Zurückweiſung ſtutzte der Junge ein bißchen. Dann ſagte er beſcheidentlich: „Herr, die Pferde ſind in Ordnung. Morgen kann gefahren werden.“

„Wir fahren aber nicht.“

„Das Bein iſt heil.“

„Wir fahren aber doch nicht. Geh jetzt ſchlafen, Saberl. Morgen kann ich dir vielleicht eine Neuigkeit ſagen.“ — —

Mein Herr, das iſt wirklich ein netter Herr, dachte ſich der Saberl in ſeinem Stallbett. Zuerſt verdirbt er mir den Tag, und nachher verdirbt er mir auch die Nacht. Eine Neuigkeit morgen — und da ſoll der Menſch ſchlafen! Dieſer Herr iſt im Stand und fährt wieder zurück in die Fletz und übernimmt die Fabrik. Oder er hat ſich heut bei dem närriſchen Umhergehen mit einem Bauernmädel verlobt. Wenn er ſchon was thut, ſo thut er was Unglaubliches. Oder er thut gar nichts. Am liebſten gar nichts. Er iſt mir alleweil vorgekommen wie eine Kugel, eine angelaſſene, die immer ſo fortrollt, bis ſie wo anſtoßt. Dann bleibt ſie ſtehen ſolang, bis ſie wieder wer anlaßt. Ich hab gemeint, wir kutſchieren um die Welt herum. Und derweil wir jetzt ſchon bald halben Weg haben, will er nit weiter. Sonſt ein kammodter Herr, aber eigen-

ſinnig. Na, vielleicht fällt's ihm wieder anders ein, thun wir jetzt einmal ſchlafen. Schlafen, Saberl! Nit mehr muxen!

Noch eine halbe Stunde lang umgaukelte ihn die zu erwartende Neuigkeit, dann fielen ihm die Augen zu.

Um ſo weiter riß er ſie am nächſten Tag auf, als Hadrian ihm mitteilte, er habe Finkenſtein gekauft. Schloß Finkenſtein mit der ganzen großen Wirtſchaft. Der Saberl war ſtumm. Aber zu ſeinen Pferden lief er und ſagte es ihnen: „Er hat Finkenſtein gekauft. Man weiß nit, ſoll man weinen oder lachen.“ Einſtweilen lachte er. „Meine lieben Röſſerln, jetzt ſind wir ja eine Schloßherrſchaft!“

Hadrian Hausler war mit seiner That überaus zufrieden. Jetzt hing er nicht mehr in der Luft, jetzt stand er fest auf der Scholle. In seinem Tagebuch steht folgendes: „Nun ist mir der Wirkungskreis gegeben, und wie ich glaube, ein hochbedeutender. Die Blätter bringen bereits eine Anzeige, daß für Gut Finkenstein ein tüchtiger Verwalter gesucht wird. Mein Name bleibe unangetastet. Sie sollen nicht witzeln, daß Hausler junior ein Musterbauer geworden ist. Das gönne ich ihnen nicht. Aber Kunst wird's keine sein, wenn man die Bücher hat. Eine Serie landwirtschaftlicher Werke hab ich mir bestellt. Die Leute hier können ja nicht wirtschaften. Der Enkel treibt's, wie es der Urgroßvater getrieben. Alles verrottet. Um hundert Jahre zurück. Ich will ihnen einmal etwas vorwirtschaften, daß ihnen vor Verwunderung die Mäuler offen bleiben sollen. Jetzt also weiß ich, warum es so hat sein müssen mit mir. Auf abenteuerliche Weise führt der Genius mich meiner Mission zu, um den Wohlstand der Gegend zu gründen. Vor allem wird die Scholle chemisch untersucht — und auch das Vieh muß studiert werden. Dann intelligente, fleißige Dienstboten. In Gug später eine wirtschaftliche Schule. Alles wissenschaftlich. Man muß sich die Leute erziehen, aber auch die Scholle. Welch eine Aufgabe! Sie, die heute noch lachen über den durchgebrannten Kompagnon Hausler, werden mir

noch ein Denkmal ſetzen. Ein Denkmal war immer mein Ideal. Eins aus Erz auf Sandſteinſockel. Marmor hält nicht in dieſem Klima."

Dann nahm er ſich vor, auch in ſeinem neuen Wirkungskreis ein bißchen Tagebuch zu führen. Sollte es lückenhaft werden, ſo ſei es beſſer, das Tagebuch werde es, als das Hausdach.

Darum arbeiteten acht Tage nach dem Kauf auf den Wirtſchaftsgebäuden auch ſchon die Dachdecker. Der Saberl war in der Gegend umhergelaufen, um Handwerker zu ſuchen, Maurer, Zimmerleute, Tiſchler, Schloſſer, Anſtreicher, Gärtner, und bald grub, baute, hobelte, hämmerte und färbelte es in allen Teilen der Gebäude. Als der Saberl mit Roß und Wagen in den weiten Hof gefahren war, mußte erſt ein Pferdeſtall hergerichtet werden, ſowie Heu und Hafer geholt vom Franzwirt in Gug. Und ſchon am erſten Abend kam der Saberl zu ſeinem Herrn mit einer demütigen Bitte; ſie wurde ſo verſchämt eingeleitet, daß Hadrian etwas ſehr Menſchliches erwartete. Und der Saberl möchte halt etwas ſein. Etwas Sicheres, Feſtſtändiges, an dem man ihn rufen und halten könne. Er wolle ſchon fleißig und verläßlich ſein für die Röſſer. Und ob er denn nicht höflich bitten dürfe um den Namen: Stallknecht!

Alſo das iſt's! Bei dieſem Henkel iſt er zu faſſen, der Herr Sabinus! Gut.

Hadrian rief den alten Beschließer: „Sie Hausmann! Hier stelle ich Ihnen den Stallmeister vor. Weisen Sie ihm nächst dem Pferdestall eine gute Wohnkammer an."

Nun sah Hadrian zu seiner nicht geringen Überraschung, daß bei kleinen Kutschern solche Standeserhöhung ein wahres Mittel zum Wachstum ist. Der Junge, als er seinen Stallknechtwunsch so weit übertroffen sah, ging sofort augenscheinlich in die Höhe, und der Stallmeister war gut um einen Viertelkopf größer, als es der Tschapperl gewesen in der Fletz, wo ihn der Chef wegen seiner Zwergenhaftigkeit gar nicht hatte auf den Kutschbock lassen wollen. „Stallmeister bin ich!" sagte er zu seinen Pferden, während er ihnen die Mähne striegelte. „Aber wir bleiben die Alten."

An einem der ersten Tage kam ein artiger Herr auf Finkenstein. Er war vom Dorf her zu Fuß über die Felder gegangen und hatte einen Knotenstock, an dem ein ledernes Schlinglein hing. Das gestreifte Beinkleid war in die Stiefel gesteckt, damit es im feuchten Gras nicht naß werden konnte. Hadrian dachte, das werde ein Bewerber um die Verwalterstelle sein, es war aber der Herr Frommberg, der gehört habe, daß Finkenstein verkauft worden wäre, und sich nun ergebenst erkundigen möchte nach seiner Hypothek, ob sie baar ausbezahlt würde oder auf

dem Gut liegen bliebe. Das letztere würde ihm eine große Ehre sein, und er empfehle sich höflichst dem Herrn von Finkenstein zu Diensten.

Herr von Finkenstein! Alle Achtung. Das klang stattlicher wie Hausler junior. Herr v o n! Das wird schon noch kommen. Einstweilen sind wir mit Fug und Recht H e r r von Finkenstein.

Er ließ die alten Gräfinnen zu sich bitten. Ob sie damit einverstanden wären, daß er mit ihrem Gläubiger verhandle?

„Der Herr Frommberg. Aber mein Gott, natürlich!“ gaben sie erfreut zu. „Sind dem Herrn ja recht viel Dank schuldig, aber uns ist's lieber, wenn's der Herr selbst mit ihm abmacht. Wir sind in solchen Dingen nicht versiert.“

So wies Hadrian den Mann an Doktor Kerbholz in der Hauptstadt, um zu seiner Sache, aber auch nur zu dieser, zu gelangen. Herr Frommberg seufzte auf über den Doktor, das sei ein hartgesottener Herr. Er habe viel lieber „direktemang mit dem Herrn Grafen“ zu thun haben mögen.

Von Herzen gern hätte Hadrian „direktemang“ mit dem artigen Geschäftsfreund verkehrt, der ihn mit Nachsicht der Taxe in den Adelsstand erhoben hatte, aber geschäftlich war er durch Doktor Kerbholz gebunden.

Die Matronen waren aufs äußerste gedrückt unter

den neuen Sorgen. Sie hatten ſich entſchloſſen, das Schloß ſofort zu räumen und in die Kaiſerliche Reſidenz zu überſiedeln. Sie hielten unter ſich die langwierigſten Beratungen über Packung, Transport und Reiſe. Schließlich ſtellte es ſich heraus, daß ſie nichts weiter mitzunehmen hatten, als einen großen Kleiderkoffer, zwei Hutſchachteln, eine lange Kiſte mit alten Waffen und heraldiſchen Emblemen und ein Eiſenkäſtlein mit Dokumenten. Der neue Schloßbeſitzer ſtellte für die Beförderung Roß, Wagen und Kutſcher zur Verfügung. Mit wärmſten Dankesbezeugungen nahmen ſie es an, doch an dem Morgen, als es zum Abſchied kam von ihrem alten Schloß Finkenſtein, da konnte ſich ein Stein erweichen. Die Pferde waren ſchon angeſpannt, als die ſchwarzen, gebückten Geſtalten mit verſchleiertem Geſicht noch in den Gängen des Gebäudes umherhuſchten. Auch in den großen Feſtſaal eilten ſie, in ihm von einer Ecke zur andern. Die eine bückte ſich und gluckſte ein wenig, als wollte ſie auf dem Fußboden etwas zuſammenlocken; die andere fuhr mit der ſchwarzbehandſchuhten Hand an der Wand und den Ahnenbildern herum, als ob ſie das Kreuzzeichen darüber machen wollte. Dann haſteten ſie noch einmal in ihre Wohnzimmer, wo noch Papierblätter und Sägeſpäne herumlagen, ſanken dort halb ohnmächtig hin und brachen in ein lautes Jammern und Klagen aus.

Hadrian fand es unerläßlich, nun den Gentleman zu machen. „Aber meine verehrten Damen," ſagte er, „das iſt ja begreiflich. Doch wer hindert Sie denn, hierzubleiben? Es wird mir ein großes Vergnügen ſein, die Damen als meine Gäſte zu wiſſen, ſolange es gefällig iſt. Sie ſehen ja, wie viel Raum zur Verfügung ſteht in dieſem Haus. Gerade dieſe Zimmer würden ganz und gar unbenutzt bleiben. Ich habe meine Gemächer gegen die Wirtſchaftsgebäude hin gewählt. Dieſe Räume ſind ſonnig, trocken, Sie ſind in ihnen heimiſch, wie Sie es in einer andern Wohnung nicht ſo leicht wieder werden. Ich bin in den weitläufigen Räumen faſt allein, und wenn Sie manchmal mit einem beſchäftigten Landwirt ein Plauderſtündchen nicht verſchmähen wollten — kurz, ich bitte Sie ſehr, meine Damen, ohne alle Umſtände auf Finkenſtein weiterzubleiben, wie Sie es gewohnt worden ſind." So ſprach er überaus artig.

Die alten Frauen, die einſt glänzende Tage geſehen, die ſo arm und heimlos geworden waren — ſie blickten ſich durch die Schleier an, als ob ſie überlegten.

Etwas gedämpfter war Hadrians Stimme, als er weiter redete: „Wie geſagt, ganz als wären Sie noch die Herrinnen auf Finkenſtein. Ich beabſichtige vorläufig nur die Schäden hier am Fußboden und an den Wänden ausbeſſern zu laſſen, vielleicht eine neue

Tapete zu geben und Spiegelscheiben in die Fenster zu schneiden. Dann sollen Sie nicht weiter gestört werden."

Sie schüttelten lebhaft den Kopf. Das könnten sie nicht. Das könnten sie nicht.

„Oder, daß Sie durchaus ungeniert sind, Gräfinnen, so treffen wir ein Abkommen. Ich vermiete Ihnen die Wohnung auf Jahr und Tag."

„Nein, nein, nein!" Sie preßten ihre weißen Sacktücher an den Mund, wimmerten und schüttelten immer den Kopf. Sie könnten nicht, und sie könnten nicht. Auf dem Schloß ihrer Ahnen als Mietlinge zu wohnen, dagegen empörte sich der Adelsstolz mit aller Macht. Schwerfällig, unsicher stiegen sie die Treppe hinab und wankten zum Wagen. Nach Hadrians Hand tasteten sie und stammelten Dankesworte. Zum Schloß blickten sie nicht mehr auf. Der Saberl schlängelte den Leitriemen, voran ging's.

Der neue Schloßherr stand vor dem Thor und blickte dem Wagen nach, über dessen Rücklehne die zwei schwarzen Köpfe der Frauen ein wenig hervorstanden. Sie schienen zusammenzuknicken. — Hadrian atmete erleichtert auf. Nun war er's ganz: Herr von und auf Finkenstein.

Hadrian Hausler hatte also eine feste Begrenzung seines Eigentums, seines Wirkungskreises, seiner Persönlichkeit. Er empfand in diesem Kreis eine Festigung seiner selbst, eine größere Einheitlichkeit und Gleichmäßigkeit seines Wesens, und ein paarmal hatte es sich gleich in den ersten Tagen ereignet, daß sein Wille schnurgerade zur Ausführung kam. Zu seiner allergrößten Befriedigung merkte er, wie der windige Hausler wirklich Ansatz nahm, ein großer, bedeutender Mensch zu werden.

Und nun kam der Gutsverwalter. Es war der erste, der um die ausgeschriebene Stelle sich meldete, und auch der beste. Ein untersetzter, kräftiger Mensch. Das sonnenverbrannte Gesicht, dessen viele, blutunterlaufene Striemchen, die wulstigen Hände gaben Zeugnis von seinem rüstigen Kampf mit der Natur. Ein roter, kurzgeschnittener Vollbart, eine scharfgebogene Nase mit der funkelnden Brille darauf ließen Kraft und Energie ahnen. Gläsernummer sechs trug er, weil man in einer großen Wirtschaft nicht scharf genug dreinsehen könne. Die vorgelegten Papiere rühmten seine Umsicht, Thätigkeit und Verläßlichkeit. Nur das Zeugnis des letzten Dienstes fehlte noch, weil es — der Mann sagte das ohne Umschweife — ein Zerwürfnis mit dem Dienstherrn gegeben habe. Der Herr hätte in einigen Punkten den Vertrag nicht eingehalten, und hierin sei er bei seiner Denkungsweise em-

pfindlich. Demnach habe er sofort seinen Dienst gekündigt. Er stehe und falle mit seiner Sache, lasse sich aber keine tauben Nüsse bieten.

Dem neuen Schloßherrn gefiel natürlich dieser Mann, er nahm ihn sofort auf. Herr Lebrecht Frang ließ nicht die erste Stunde vorübergehen, ohne sich nützlich zu machen. Er sprach mit dem Herrn über allerlei und konnte sich nicht genug wundern über die praktischen Kenntnisse und den wirtschaftlichen Fernblick eines bisher doch ganz andern Fächern lebenden Weltmannes.

Bald hatte Verwalter Frang eine größere Anzahl Dienstboten beisammen. Tüchtige Leute. Lieber höheren Lohn zahlen, als faules, liederliches Gesindel füttern! Das war seine Maxime. Man müsse die Leute natürlich auch besser halten, als die Bauern in der Umgebung es thun. Hadrian wäre dafür gewesen, daß sie täglich frisches Fleisch und Wein bekommen hätten, das konnte Frang allerdings nicht billigen. Die Dienstboten seien nicht gewohnt, wie Gäste behandelt zu werden, und besondere Güte würde nur ihre Ansprüche steigern. Alles mit Maß!

Die nun auf Finkenstein beginnenden Werke können natürlich nicht fortlaufend beschrieben werden, sie sind für unsere Geschichte stellenweise nur nötig als Beleg für Leben, Entwicklung und Schicksale un-

ſerer beiden Freunde aus der Fletz. Nach einiger Zeit war das Schloß in den Stand geſetzt. Auch die Einrichtung der Wohnzimmer Hadrians hatte der Verwalter geleitet, und war dort mit Lederſofas, Sammetkiſſen, Teppichen, Eberfellen u. ſ. w. nicht geſpart worden. Auch hatte er es verſtanden, ſeinen Herrn in kurzer Zeit mit Küche und Keller zufriedenzuſtellen. Sein Geſchmack war ein ganz vorzüglicher. Hadrian Hausler hatte ſich große Einfachheit und Abhärtung zu ſeinem Lebensprinzip gemacht, allein nach anſtrengender Arbeit dürfte er ſich wohl eines linden Ruhekiſſens bedienen, und an Sonn- und Feſttagen war ein gutes Mahl doch am Platz als Belohnung für die Tapferkeit im neuen, ſo ernſten Beruf. Allerdings war Hadrian etwas oft ruhebedürftig, und die Heu-, Korn- und andern Ernteſeſte durften wohl aus Dankbarkeit gegen die Ceres bei reichbeſetzter Tafel gefeiert werden. Herr Frang war ein guter Tiſchgeſellſchafter und wußte mit Volksſchwänken, aber auch zierlichen Salon- und Boudoirgeſchichtchen den Schloßherrn prächtig zu unterhalten. Er war ein durchaus weltkundiger Mann. Andrerſeits wußte er mit dem Geſinde höchſt volkstümlich umzugehen und die entſprechende Schneidigkeit zu entwickeln, wo es not that. Waren ſie fleißig, ſo ſparte er auch ein fröhliches Wort nicht.

„Nun, Leni, iſt das Heu trocken?“ fragte er eines

Tags, als er in Begleitung des Herrn über die Wiese ging. „Ist es trocken, Leni?"

„Jo—o—o!" antwortete die dralle Magd und schob mit dem Rechen, dessen Stiel sie sich an den Bauch stemmte, eine Flotze Heu voran.

„Ein fester Brocken, das!" murmelte der Verwalter, schelmisch auf Hausler blickend. Die Astern-knospe, die er am Stengel zwischen den Lippen hielt, schubste er von dem einen zum andern Mundwinkel. Hadrian beobachtete die stattliche Person, die in ihrem kurzen, blauen Kittel und in dem scharlachroten, strammgeraidelten Mieder so emsig heuete. Sie trug keinen Strohhut, wie die andern Weiber, ihr dickes, aufgesträubeltes Haar gab dem frischen Gesicht Schatten genug.

„Leider verheiratet," sagte Hadrian.

„Warum leider?" fragte Frang. „Im Gegenteil — wie?" Die Blicke trafen sich.

Sie sprachen nicht weiter.

Auch neue Pferde hatte der Verwalter angeschafft, weil zur Herstellung des Gutes viel Fuhrwerk nötig war. So mußte für den kommenden Winter Heu gekauft werden. „Aller Anfang ist schwer," so tröstete er den Herrn, „aber nur Geduld, wer zuletzt lacht —!" Hadrian gab Geld und freute sich auf das letzte Lachen.

Endlich war der Saberl mit Roß und Wagen aus

der Stadt heimgekehrt. Hadrian hatte ihn mit einer gewiſſen Ungeduld erwartet. Nun war er wieder da, der muntere Junge, und hübſch abgebrannt von der Sonne. Hadrian fragte ihn ſcherzhaft, ob er denn etwa unterwegs wieder avanciert wäre, weil er ihm neuerdings gewachſen vorkam.

„Auch Trinkgeld macht groß!“ antwortete der Saberl und erzählte, wie die Gräfinnen ihm einen Dukaten geſchenkt hätten.

„Ah, fürs gute Fahren?“

„Nein, fürs ſchlechte Fahren. Wir haben nichts zu verſäumen, ſagten ſie, und wenn du die armen Tiere gut ſchonſt, ſo bekommſt du einen Dukaten.“ Die armen Frauen hätten ihn aber mehr gedauert als die armen Röſſer, denen er bei jedem Wirtshaus in Wein geweichtes Brot gefüttert hatte. Sie wären im großen Wagen eng zuſammengehockt, wie zwei ſchwarze Hühnchen, und in den Einkehrhäuſern hätten ſie immer Angſt gehabt vor dem Ermordetwerden. In der Stadt wären ſie gar nicht abgeſtiegen, ſondern in einen Vorort hinausgefahren. In der Nähe großer Gerbereien und einer Seifenfabrik hätten ſie eine hofſeitige Wohnung genommen mit einem Zimmer und einem Kabinett. Dort hätten ſie ihn noch mit Kaffee bewirtet und ihm Grüße aufgegeben ans liebe Finkenſtein.

So träumen ſie — die Letzten eines großen Ge-

ſchlechts — in dunkler, verborgener Kammer der Millionenſtadt von längſtvergangenen, ſchönen Zeiten.

Aus der Fletz wußte der Junge nichts zu erzählen, er war dem Induſtrieort auf weitem Umweg ausgewichen. In Schuttenthal hingegen wäre alles wieder bei der Arbeit, nur hätten die unterſchiedlichen Ausſtände im Ort die Lebensmittel geſteigert und die Löhne gedrückt. Denn die Fabrikanten drohten mit dem Zuſperren. Auf dem Heimweg war der Saberl mit einem Bekannten zuſammengetroffen. Mitten auf der Straße war er feſtgeſeſſen — der alte Lindwurm aus Seſam. Aber gar nicht in der ſtolzen Stimmung, wie damals beim Franzwirt zu Gug. Fluchend hieb er auf den Schimmel ein, dieſer ſaß auf dem Schotter, ſchlug bei jedem Streich den Kopf in die Höhe, blieb aber ſitzen.

Sagte der Saberl in ſeinem Vorwitz: „Vater Lindwurm, der Schimmel iſt halt in der Fremde geweſen und hat geſehen, wie es zugeht auf der Welt. Ich wette, er will eine Aufbeſſerung haben. Verſucht es mit einem Zuſchuß. Zum Beiſpiel, wie ich es mit meinen Rößlein mache.“ Und da kam wieder das Weinbrot. Der Junge war vorgeſehen; anders als durch die Weinkanne, in die er das Brot für die Pferde tauchte, hatte er das Trinkgeld für gutes Fahren nie umzuſetzen gewußt. Und nach dieſer Aufbeſſerung war das erſchöpfte Tier alsbald auf die

Beine gekommen. Der Lindwurm erzählte nachher, wie dieſes nicht ſein einziges Malheur geweſen ſei auf der Reiſe. Die drei Buben habe er allerdings glücklich in die Stadt gebracht. Dort ſei ihm aber zuerſt das Pferd an zwei Füßen krumm geworden auf dem vertracktem Pflaſter, er habe tagelang bleiben müſſen und ſein Geld verthan. Und als es endlich doch zur Heimfahrt geweſen, ſei der Junge erkrankt, der Michel, und habe den Vater nicht fortgelaſſen. Es ſei ein wahres Kreuz mit dieſem Buben. Seitdem die Brüder auf der Hochſchule ſeien und nicht mehr viel mit ihm zu thun hätten, werde er ganz hinterſinnig. Vom Fleiſch falle er ab, es ſei nicht anzuſehen. Der ältere, der Toni, hätte es ſeiner Zeit auch einmal ſo gemacht und ſei doch wieder beſſer und ein braver Student geworden, ſo verhoffe er auch bei dem Michel eine gute Umkehr.

„Eine gute Umkehr — das wäre freilich das Beſte," hatte der Saberl in ſeinem beſonderen Sinn auf die Mitteilung des Bauers geantwortet.

Dann trieb der Lindwurm den Schimmel an und geſtand, daß er Tag und Nacht werde fahren müſſen, um lebendig ins Seſam zu kommen. „Einkehren unterwegs, das tragt's nimmer."

„Lindwurm," entgegnete der Saberl, „nur geradehin ſagen, ich weiß es ja doch ſchon. Ihr habt kein Kleingeld im Sack."

„Donnersbub!" brummte der Bauer. „Wie kommſt du denn auf das? An der Uhrkette hier, ſiehſt du, hab ich einen alten Thereſienthaler hängen. Ich verpfände ihn ungern. 's iſt ein Andenken, aber der Franzwirt giebt einen Dukaten dafür, wenn ich nur erſt ſo weit wäre!"

„Einen Dukaten gebe ich auch," ſagte der Saberl gelaſſen und zog mit dem Zänglein ſeiner zwei Finger aus der Weſtentaſche das goldene Scheiblein.

Der Lindwurm machte einmal große Augen. Beim Wirt Anleihen zu machen — allerdings nein, ein Lindwurm ſteht nicht auf der ſchwarzen Tafel vor allen Straßenleuten, Holzknechten und Bauern. Wie ſollte er ſich aber zu dieſem jungen Herrſchafts-kutſcher ſtellen, um als wohlbeſtellter Geſambauer das Geld nehmen zu können?

Da dachte ſich der Junge, ein Chriſtenmenſch ſolle den lieben Nächſten nicht ſo zappeln laſſen. Stellte er ſich vor den Bauer mit einer demütigen Bitte: „In allem Ernſt, Lindwurm, weil wir ſchon alte Bekannte ſind. Ich hab das Ding da geſchenkt bekommen und fürchte es zu verlieren, unterwegs. Auf ja und nein hat der Säckel ein Loch, wo keins hingehört. Bin für ſo was nit recht eingerichtet. Seid ſo gut und hebt mir den Dukaten auf. Könnt ihn nachher einmal nach Schloß Finkenſtein ſchicken, oder ich hol ihn bei euch ab."

„Den Gefallen will ich dir thun, du — du — du verſchweſelter Herrbub du!" So ſagte der Bauer ein wenig hochmütig und ein wenig beſchämt und langte nach dem Geldſtück.

Als der Saberl das nun ſeinem Herrn luſtig ſo erzählt hatte, fragte Hadrian ihn, ob er ſich keine Schrift habe ausſtellen laſſen. „Nicht? Aber Menſch, wenn man Geld ausborgt!"

„Ich borge keins aus. Ich werd ſo dumm ſein und mir für einen Dukaten Sorgen kaufen. Hergeſchenkt — hingeſchenkt — gut iſt's."

Das iſt dumm von dem Jungen. Und weiſe von ihm. — So ſteht es an dieſer Stelle im Tagebuch.

Kaum nun der Saberl wieder zu Haus war, gab's Beſchwerden. Der Verwalter hatte die neugekauften Pferde in den Stall der Braunen geſtellt, der Junge wollte ſich das aber nicht gefallen laſſen.

„Der Stallmeiſter bin ich!" ſagte er dreiſt.

„Der Verwalter bin ich!" ſprach Frang.

„Und der Herr bin ich," ſetzte Hadrian bei. Und der Herr ſuchte den Konflikt diplomatiſch auf folgende Weiſe beizulegen. „Der Verwalter," ſagte er, „hat vollkommen recht, denn dieſer Stall paßt ſeiner Lage wegen beſſer für die Wirtſchaftspferde. Wenn es aber der Stallmeiſter nicht für gut findet, ſo wird er ſeine Gründe dafür haben. Ich will keinem in

ſein Fach reden. So ſoll es, denk ich, beim alten bleiben."

Und der Saberl hatte wieder ſeinen Stall.

Als er aber an demſelben Abend für ſeine Pferde friſches Heu holen wollte vom Übergeſchoß, paßte der Verwalter auf und fiel ihm in den Arm: „Junger Mann, das Heu, das iſt mein Fach!"

Nun ſchien es wieder ſchwer, Richter zu ſein. Da war's der Saberl. Er bat den Herrn, für die Pferde Heu zu kaufen.

„Gut," ſagte Hadrian, denn das machte ihm Spaß, „Herr Verwalter, ich kaufe Ihnen ein Fuder Heu ab für die Braunen. Hier iſt das Geld, ich bitte, es in die Wirtſchaftskaſſe zu rechnen."

So war's wieder glatt, und Hadrian kam ſich vor wie der weiſe Salomon. Er ahnte nicht, daß es der Weg einer unhaltbaren Schlauheit war, der hier betreten wurde, und er ahnte nicht die Verdrießlichkeiten, denen er auf dieſem Weg begegnen ſollte.

Das ſchiefe Verhältnis des Verwalters zu dem jungen Stallmeiſter wurde nicht gerade geſchlichtet damit, daß Frang gegen jenen manchmal barſch ſeine Würde hervorkehrte, und auch nicht damit, daß der Saberl den andern gern ein bißchen hänſelte. Der Saberl verſtand keinen Ernſt und der Frang keinen Spaß.

Der Verwalter hielt ſehr viel auf Anſtand und Sittlichkeit. So oft er aber Moral redete, kicherten die Leute, beſonders die weiblichen. So eilte eines Abends — das Geſinde hatte ſich zum Teil ſchon zur Ruhe begeben — der Saberl in das Zimmer des Verwalters und verriet ihm mit ſchelmiſcher Miene, daß er eben an der Mädchenkammer vorübergegangen ſei und durch die halboffene Thür drinen etwas wahrgenommen habe. Die Leni habe einen jungen Menſchen bei ſich, der aber nicht ihr Mann Joſef wäre, ſondern ein anderer, und die beiden ſeien in einem Zuſtand, der ſich nicht näher andeuten laſſe. Frang warf ſofort ſeinen Mantel um, und wortlos haſtete er hinaus, über den Hof hin, mit flatternden Rockflügeln zur halboffenen Kammerthür. Und da hat er's erſpäht, wie die Magd Leni bei einer Öllampe — ihr halbjähriges Knäblein ſäugte.

„Blöder Witz," brummte er dem Jungen nach, der laut lachend in ſeinen Stall ſchlüpfte.

An einem der nächsten Tage hatte Hadrian Hausler etwas Neues entdeckt. Etwas ganz Neues, in seinem Leben noch nie Erfahrenes. Den stillen Tag.

Er war, ohne recht zu wissen warum, zur oberen Brücke gegangen, über dieselbe hinauf durch den Jungwald bis zur grünen Matte, die über dem Hang sich wie eine kleine Hochebene hinlegt an den Berg, der rückwärts steil und steinig aufsteigt. Dieses Steinige ist keine geschlossene Felswand, vielmehr ein unendlicher Wust von lockeren Steinen, die gleichsam aus dem Berg quellen und grau oder grün bemoost sind. Dazwischen Gestrüpp und verkümmertes Nadelholz. So der Hintergrund. Auf der ebenen Matte stehen in Abständen alte Buchen, deren Stämme geborsten, ausgehöhlt, ja sogar im Innern durch Blitzschläge halb verkohlt sind und deren Astwerk doch voll des gilbenden Laubes ist. Auch unter diesen Bäumen liegen Steine herum, die von der Lehne niedergebrochen sein mögen. Auf einen derselben hatte Hadrian sich niedergesetzt und hinausgeschaut in den weiten Thalkessel. Er hatte nicht gewußt, daß der Herbst so sein kann. Nach Art der Stadtleute verglich er die Natur mit Menschenwerk, und zwar so, als ob dieses vorbildlich sei. Also erschien ihm die Gegend wie eine große Farbenpalette. Goldgelb die reifen Haferfelder, kaisergrün die Rübenäcker, ziegelrot die Buchen, sammetgrün die Wiesen, berlinerblau die Nadelwälder

in der Ferne. Die feuchtgewordene Sonne ließ alle Farben noch schärfer sehen.

Über dieser bunten Landschaft nun der stille Tag. Hadrian sah unten in den Vierecken der Gemarkung, die wie Schachbrettfelder dalagen, die arbeitenden Leute milbenartig sich bewegen. Er sah die Feldfeuer der Hirten, die schneckenartig hinkriechenden Erntewagen — und kein Laut drang herauf. Es war so still wie ein Theaterraum nach geschlossener Vorstellung. Ja, noch viel stiller, weil man sah, wie alles prangte und sich bewegte, und doch keinen einzigen Klang vernahm. Er blickte hinab, ganz traumverloren. Als Kind hatte er sich gedacht, so müßten die Heiligen vom großen, stillen Himmel herabschauen auf die Welt. Eine nie gekannte Ergriffenheit kam über den Mann. Es war ihm, als werde er hier auf dem Stein in alle Ewigkeit sitzen bleiben und den stillen Tag Gottes genießen. Aber schon in den nächsten Augenblicken begann er, die Dinge abzuschätzen: jener glasgraue Waldstreifen ist wohl zwanzig Meilen weit entfernt? Die steinernen Zacken, die hinter den Vorbergen stehen, mögen sicher an siebentausend Fuß hoch sein. Wie viele Dörfer und Gehöfte wohl etwa gezählt werden? Der Thalkessel ist so groß, daß wenigstens zehn Millionenstädte darin Platz hätten, und seine ganze Bewohnerschaft fände in ein paar stattlichen Zinshäusern Raum. Die Ertrags-

fähigkeit des Gutes Finkenſtein, wie es unten ſo freundlich daliegt, wird ſie ſich je einmal mit der eines gewöhnlichen Zinshauſes meſſen laſſen? Verwalter Frang hat gute Hoffnung.

Hadrian ſah nach ſeiner Uhr. Wie? Kaum zwanzig Minuten ſitzt er da? Es ſcheint, daß bei der großen Stille auch die Zeit einſchläft. — Wir wollen einmal ſehen. Ein Zeitungsblatt zog er aus der Taſche und begann zu leſen vom Krieg der Engländer in Afrika, vom großen Streik der Bergarbeiter, von den Kämpfen und Schachzügen der politiſchen Parteien, von Eiſenbahnkataſtrophen, Schiffsbränden, Korruptionsprozeſſen. Dann las er den Kurszettel. —

Wie kommt das? Iſt denn die Menſchenſeele vergiftet worden, daß ſie ſich nicht mehr weltvergeſſen hinlegen kann in die Ruhe der Waldnatur, wie ein Kind in die Wiege? — Oder iſt im Gegenteil das Menſchenherz freier und größer geworden, daß es nicht mehr ſein Genügen findet an ſich ſelbſt, daß es in der Gemeinſame lebt und aufgeht, und gäbe es auch noch ſo viel dabei zu leiden? — Unſeres Hadrians Weſen läßt es unentſchieden. Es kann eitel Neugierde, Senſationsſucht, ſogar ein bißchen Schadenfreude ſein, was ihn immer wieder zu den Zeitungen greifen ließ. So oft er ſich über ſie auch ärgern mochte; ſo ſehr ſie ihm nach Ausſpruch eines bekannten Pädagogen einer

geſchloſſenen Charakterentwicklung im Wege zu ſtehen ſchienen und den Geiſt verflachten und verekelten: er las und las immer wieder die Zeitungen. Was aber ſoll man denn thun, um dieſen Satan loszukriegen? Es bleibt hier nur die eine Wahl, ein Zeitungsmenſch zu ſein, oder ein anachoretiſcher Simpel zu werden. Wenn es in der Einſamkeit noch Schäferfreuden gäbe, wie ſie in alten Büchern ſtehen, ja, dann wäre es was anderes. Die Feigenblätterzeit wäre der Zeitungsblätterzeit vielleicht vorzuziehen.

Unter ähnlichen Gedanken ſtieg Hadrian Hausler an jenem Tag herab vom Berg mit ſeinem ſtillen Tag. Der Segen des Ausflugs war zweifelhaft, der Mann empfand eine fade Stimmung. — Es war ſchon dunkel geworden, als er in ſeinen Hof kam. Unter der großen Linde ſaß um einen viereckigen Tiſch das Geſinde beiſammen und löffelte. Vom Aſt herab hing am Stricklein eine brennende Talgkerze. Punkt Stunde ſechs hatten ſie ihre Werkzeuge hingelegt. Wenn ſchon, meinten ſie, der Verwalter mit der lumpigen Verpflegung und dem Lohnabzug ſich an den neuen Brauch hielte, ſo thäten ſie es auch und arbeiteten nicht eine Minute über die Zwölfſtundenzeit. Plump, den Oberkörper vorgebeugt, auf den Ellbogen geſtützt, ſaßen ſie da, die Männer und Weiber durcheinander, und ihr Körperdunſt roch hinüber bis

zu Hadrian, der hinter der Zaunhecke ſtand und die Leute heimlich beobachtete. In einer großen, keſſelartigen Thonſchüſſel hatten ſie Milchbrei vor ſich; dann kam aus der Küche von einer ſiffelnden Magd getragen eine zweite Schüſſel, gefüllt und aufgegupft mit Kartoffelnocken. Träge und doch auf Maſſenbeute bedacht, fuhren ſie mit ihren Blechſchaufeln in die Schüſſel. Was hier einer auf einmal mit dem Löffel zum Mund brachte, das gab nach Berechnung des heimlichen Zuſchauers in einem Stadtreſtaurant reichlich eine Portion. Die Unterhaltung bei dieſem Tiſch war dumpfig, brummig und bösartig.

„Menſchel," ſagte ein ſchnauzbärtiger Knecht zu einem halberwachſenen Mädchen, „du kunnſt zum Herrn Verwalter hinaufgehn und ſagen, er ſollt doch um den Bader ſchicken, der Milchbrei hätt die Waſſerſucht."

Einige lachten über dieſen Spott auf den wäſſerigen Brei gröhlend auf.

„Es ſind auch die Nocken nit geſund," ließ ſich ein großknochiger Burſche vernehmen, „die werden noch an der Auszehrung ſterben, ſo hundskruſpel mager ſind ſie."

„Mit dem Schmalz fettet der Herr Verwalter halt ſeinen Geldbeutel ein," gab eine Magd dazu.

„Wenn ich wieder auf die Welt komm," ſagte ein anderer, „ſo werd ich kein Bauernknecht, das weiß

ich. Schon am wenigſten bei einem Herrnbauern. Bei den Almbauern thut wenigſtens der Alte ſelber miteſſen, wenn's Bohnen und Erdäpfel giebt."

„Ja, und nach dem Eſſen geht er ins Extraſtübel und ſchlampet mit den Seinigen Kaffee und Eierſchöberl. Iſt ein Teufel, da wie dort. Ich, wenn noch einmal auf die Welt komm, werd ein Herr. Tagsüber recht ſchön ausraſten, daß man ſtark wird für den Abend, wann die Backhühner kommen. Und ungariſcher Wein dazu, wegen dem, daß es gut verkocht im Magen."

„Es muß nit juſt ungariſcher ſein. Es kann auch ein Schampus ſein. Habt's es geſehen, wie vorhin der Herr Verwalter zwei Flaſchen mit Silberköpfeln in den Trog geſtellt hat, zum Einkühlen?"

„Ah na, das wird Medizin ſein," ſagte eine Magd. „Für den gnädigen Herrn."

„Iſt er krank?"

„Und das weißt du nit? Brauchſt ihn bloß einmal anzuſchaun."

„Wenn Doppelkinn eine Krankheit iſt!"

„Ich bitt dich, was hilft ihm's Doppelkinn! In die Augen mußt ihm ſchaun. Die leuchten dir nit heller wie unſere Talgſunzen da oben. Ich weiß es wohl. Mir hat's der Stallmeiſter geſagt, daß er krank iſt."

„Der Stallmeiſter!" rief ein Knecht. „Daß ich

nit lach! Ein Rotzbub iſt's noch und will Stallmeiſter ſein!"

„Von den Dreien iſt er mir alleweil noch der liebere," ſagte die Magd. „Der red't wenigſtens noch was. Und greift bei der Arbeit an. Wie heut beim Erdäpfelgraben den ganzen Tag. Wo ein anderer vor Hoffart ſchier platzt, ſobald er einmal bei den Röſſern iſt."

„Laſſ's ja gelten, daß der Saberl ſo weit noch der beſſere iſt. Aber wenn er hat helfen Erdäpfel graben, ſo ſoll er ſie uns jetzt auch helfen eſſen!"

„Mein Gott," ſagte wieder die Magd. „Wenn ſich einer was Beſſeres weiß. Ein Narr, wenn er nit zugreift! Ich wollt mich auch nit lang ſpreizen, wenn mich der gnädige Herr zum Tiſch laden thät."

„Das iſt ja der Teufel!" brummte der Knecht und warf zornig den Löffel weg. „Daß die Hundsfötter katzbuckeln vor den Leutſchindern! Und nachher ſoll's beſſer werden bei uns Dienſtboten. Woher denn?"

Alles das hatte Hadrian gehört, dann hatte er genug. Hinter der Hecke ſchlich er davon und ins Schloß. —

Nach dem Souper, bei dem er mit dem Verwalter und dem Stallmeiſter zuſammenſaß und erſterer ſich ſchon rückte, um „Gut Nacht" zu ſagen, fragte Hadrian ſo nebenhin: „Giebt's heute nicht Sekt?"

„Ach, in der That!“ rief Frang lebhaft aus. „Ich hatte wirklich eine Flaſche eingekühlt. Nach der Bergtour, dachte ich mir — da friſcht ſo was.“

Er ſtellte für den Herrn einen ſchalenförmigen Kryſtallbecher hin, mit den andern zögerte er.

„Wir trinken doch zu Dreien!“ ſagte der Herr. „Meinſt du nicht auch, Saberl?“

„Ich geh ſchlafen,“ antwortete dieſer. Dann ſtand er auf und ging, ohne „Gute Nacht“ zu ſagen, davon.

„Iſt ein ungezogener Schliffel!“ ſagte Frang.

Darauf Hadrian: „Er wird müde ſein, hat den ganzen Tag gearbeitet. Bitte, langen Sie mir doch Ihren Becher herüber, Herr Frang, bedienen Sie ſich mit einer Zigarre und erzählen Sie mir etwas.“

Hadrian Hausler nahm ein andermal Gelegenheit, um mit Frang über die Dienſtboten zu ſprechen. Der Verwalter hatte ihm gerade den wirtſchaftlichen Monatsbericht erſtattet und dabei bemerkt, daß er leider immer noch nicht ganz mit den Erfolgen zufrieden ſein könne, als der Schloßherr die Frage that, ob wohl die Leute ſtets zufriedengeſtellt ſeien?

„Ich bitte Sie, Herr!“ antwortete Frang munter, „ich ſage nur: man balgt ſich um eine Dienſtſtelle auf Finkenſtein. Täglich muß ich Leute abweiſen, die von den Bauernhöfen herabkommen, um bei uns in Dienſt zu treten.“

„Ich höre, daß man ſich über die Koſt beklagt hat.“

„Das iſt unter allen Umſtänden wahrſcheinlich. Jeder will ſich's beſſer machen, als er's hat, natürlich. Immer noch beſſer. Der Menſch iſt einmal ſo. Ich bin auch ſo. Wir ſind alle ſo. Von einer völligen Zufriedenheit kann überhaupt keine Rede ſein. Geben wir ihnen heute Rindfleiſch, ſo wollen ſie morgen Schweinsbraten haben. Und übermorgen gebackene Gansleberm. Es wäre ſyſtematiſche Korruption. Schon aus Koulanz gegen die Nachbarſchaften dürften wir von der landläufigen Koſtordnung nicht abgehen. Die Leute würden zu üppig. Übrigens habe ich es jedem bei der Aufnahme geſagt: wie die Arbeit, ſo die Koſt. Wenn die guten Leutchen vor ſechs Uhr

nicht aus dem Neſt krauchen und nach ſechs Uhr wieder die Herren ſpielen wollen, na, da haben ſie allerdings Zeit und Muße genug, um über ihr Befinden zu klagen.“

Das war einleuchtend.

Als Hadrian bei dieſer Unterredung ſich nach den fälligen Handwerkerpoſten erkundigte, ermahnte der Verwalter zur Geduld. Die Rechnungen würden früh genug kommen. Einſtweilen habe er noch Geld, doch müſſe man es den Leuten nicht gleich vorſchütten. Er pflege die Löhne ſtets erſt auszuzahlen, wenn die Arbeit zur Zufriedenheit hergeſtellt und auch eine Garantie für deren Haltbarkeit geleiſtet ſei. Endlich dürfe man ſelbſt in dieſem Fall die aufgeſtellte Rechnung nicht völlig ſanktionieren, vielmehr immer einen Teil für irgend etwas abziehen. Anſonſten wüßten derlei Geſchäftsleute in ihren Wertmeſſungen bald keine Grenzen mehr zu finden. Gerade die erſten Male müſſe man ihnen ſehr genau auf die Kappe gehen, bis ſie ſich's merkten, mit wem ſie's zu thun haben.

Das leuchtete wieder ein. „Ich finde es klug, Herr Frang,“ ſagte Hadrian.

„Bei dieſer Gelegenheit,“ ſprang der Verwalter nun über, denn er liebte ſtets alles gerade und kurz abzuthun, „erlaube ich mir eine Kleinigkeit zur Sprache zu bringen. Unſer Saberl! Ich habe den

Jungen recht liebgewonnen, trotz seiner Fehler ein drolliger Junge. Mutterwitz manchmal. Aber mit dem Gesinde macht er sich zu gemein. Das taugt nicht. Schwätzt auch manchmal, wie es scheint. Die Leute dürfen der Herrschaft niemals in die Karten sehen können. Mir erschwert das die Ordnung, für die ich verantwortlich bin. Dann mit dem Pferdestall. Das wird auch nicht gehen. Ich habe wieder Kühe gekauft und brauche Raum. Vor allem das Praktische. Das Pferd zehrt, die Kuh nährt, sagt ein gutes Bauernsprichwort. Ich würde beinahe raten, die Braunen ganz wegzugeben. Für grobes Fuhrwerk sind sie doch nicht zu brauchen, und für Wagenfahrten? Sagen Sie selbst, Herr, ob Sie seit drei Monaten öfter als zweimal ausgefahren sind?"

Der Verwalter schien wieder recht zu haben, und diesmal war das dem Schloßherrn unangenehm.

Mit den landwirtschaftlichen Schriften war Hadrian nicht weit gekommen. Das Studium war etwas umständlich und — langweilig. Und auch überflüssig, da er Frang an der Seite hatte. Er gab das Studium also wieder auf. Man könne auch nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen, „besonders, wenn manchmal keiner vorhanden ist," wie es launig im Tagebuch heißt. Hadrian machte sich nämlich bisweilen gern über sich lustig — dabei kommt man sich weltüberlegen vor. Nur andere Leute durften es

nicht über ihn thun, oder er konnte unangenehm werden.

Frang wußte das. Frang war einer jener uneigennützigen, treuen Diener, die, sich selbst zurückstellend, dem Herrn das Seine geben. Frang ehrte an Hadrian den gebildeten, philosophisch angelegten Mann, dessen ganze Artung eine zu sensitive, vornehme ist, um sich zum Beispiel mit Heu und Dung abzugeben. Verwalter Frang hatte zwei Weltanschauungen im Sack; in der linken Westentasche die für Gebildete: liberal, philosophisch, ästhetisch, atheistisch; in der rechten Westentasche: konservativ, moralisch, religiös. In der ersteren unterhielt er sich gelegentlich mit dem Schloßherrn, letztere kehrte er bei seinem Gesinde und der Bauernschaft hervor. „Für gemeine Leute muß Religion sein, sonst würden sie zu Bestien.“ Hadrian sah das ein und billigte es.

Als nun so eine Weile hingegangen war über Finkenstein, las Hadrian eines Tags in seinem „Reichstribun“ eine Neuigkeit. „Der Großindustrielle Guido Hausler hat sein ausgedehntes Etablissement in der Fletz an eine Aktiengesellschaft verkauft. Herr Hausler senior, der in letzterer Zeit getrübter Familienverhältnisse wegen das große Geschäft ganz allein geleitet hatte, gedenkt sich ins Privatleben zurückzuziehen.“

Nun also! Wie diskret doch so eine Zeitung ist! dachte sich Hadrian. Getrübter Familienverhältnisse wegen. Er hat ja nur den einen Sohn. Offenbar ist der ein Taugenichts. Ein rechtes Wunder, daß die Blätter sich die Sache entgehen lassen, sie ließe sich pikant zubereiten. Durchgebrannt, der saubere Herr Junior! Wahrscheinlich mit sehr viel Geld. Soll er nicht in Monaco oder einer andern Spielhöhle mit Frauenzimmern gesehen worden sein? Der „Montagsbote“, ein von der Firma Hausler subventioniertes Blatt, hatte nur in einer dürren Notiz mitgeteilt, daß Herr Hadrian Hausler eine Weltreise unternommen habe. Nanu! Wohl gar eine wissenschaftliche Expedition in das Innere von Afrika!

Dieweilen sitzt er in schlichtbürgerlicher Einfachheit auf einem entlegenen Landgut, baut Korn und züchtet Rinder. Sehr gerührt war er, solchen Gegen-

ſatz betrachtend, was aus ihm hätte werden können und was aus ihm geworden iſt.

Zur ſelben Zeit gab eine andere Poſt ſeiner Beſchaulichkeit eine andere Richtung. Ein unbehilflich geſchriebener Brief „An Herrn Hadrian Hausler, Wohlgeboren, derzeit auf Schloß Finkenſtein, letzte Poſt Gug. Bezirk Breitengrub.“

„Indem ich gehört habe, daß Sie den Sabin jetzt zu Ihnen genommen haben, ſo iſt das wohl ſchön von Ihnen und möcht's meiner armen Tochter wünſchen, daß ſie das hätte derleben können. Sie hat ſich dem Kindsvater wohl nicht an den Hals werfen mögen, weil wir arme Leut ſich auch nicht wegwerfen, wenn einer ſelber nicht fragt, was er ſchuldig iſt worden. Und haben den armen Wurm, weil die Agathel, wie Sie wohl wiſſen werden, dabei geſtorben iſt und niemand und nix haben gehabt, in der Verzweiflung der guten Kirchnerin hingelegt, als wenn uns der liebe Herrgott den Gedanken hätte eingegeben. Denn was dieſe Pflegemutter fürs Kind hat gethan, das kann ich und kann der wohlgeborene Herr nicht derſtatten. Sonſt hätte der Sabin wohl an Leib und Seel zu Grund gehen müſſen. Und die Urſach meines Schreibens, daß ich Ihnen kniefällig bitte, ſchauen S' gut auf den Buben, daß er nicht verdorben wird in ſo einem Haus. Ob's ihm geht, wie der will, wenn er nur

ſo weit brav verbleibet. Immer einmal habe ich ihm biſſel was zuſtecken können zweiter Hand, weil er's nicht zu wiſſen braucht, daß er noch wo eine Großmutter hat, die ſelber zu nix mehr iſt. Daß ich ihn jetzt nimmer ſehen kann Brief austragen, iſt wohl mein Herzeleid, und ich bitt noch einmal und tauſendmal, laſſen S' ihn nit verderben. Iſt eh das wenigſte, was man verlangen kann.

Ich beſchließe die paar Zeilen, wünſche alles Gute und verbleibe

Kunigunde Fürtner,
Wäſcherin."

In der Fletz.

Dieſes Schreiben fand ſich zwiſchen Hadrians Tagebuchblättern ohne jede weitere Bemerkung. Es ſcheint auch keine nötig zu ſein.

Am Sonnabend, der dieſer zweifachen Poſt folgte, ließ Hadrian den Stallmeiſter zu ſich kommen. Der blieb aber in der Thür ſtehen und fragte knapp nach dem Befehl.

Er hatte nämlich etwas Verbotenes an ſich. Das hellgraue Beinkleid mit dem kohlſchwarzen Tuchfleck rückwärts, das er ſich ſelbſt ſo abenteuerlich ausgebeſſert hatte, es war verpönt. Der Herr wollte keinen allzu ſcheckigen Stallmeiſter haben. Allein Saberl war einer von ſolchen, die ſich von ihren alten Kleidern nicht trennen können, weil's in denſelben ſo heimlich iſt und weil ſich's damit ſo flott arbeiten läßt. Neues Gewand thut einem leid, ehe man's noch lieb hat, und altes Gewand hat man lieb, weil's einem nicht mehr leid thut.

„Komm nur näher, Saberl, und drehe dich einmal. Sogar die Erde dreht ſich, daß auch zuweilen der ſchwarze Weltteil herüberkommt. — Sage einmal, junger Mann, willſt du noch wachſen?"

Da ſchaute der Junge etwas verdutzt drein, was der Herr denn meine? In der Hand hielt er das ſchmalkrempige Lodenhütchen, und das ſchlenkerte er hin und wieder, ſo heftig, als ob Großes davon abhinge, jetzt an der Thür den trockenen Hut auszuſchlenkern.

„Nun?"

„Herr!" ſagte der Saberl, kurz hervorgewürgt

kamen die Worte, „zu wachſen verlang ich mir gerade nit mehr. Eher iſt einer, der mich kleiner machen will.“ Und nun ſchoß es von ihm los, daß der Herr Verwalter ſein Feind ſei!

„Dein Feind! O Tſchapperl, du! Herr Frang hat erſt vor kurzem von dir geſprochen, und ſehr freundlich ſogar.“

„Weil er falſch iſt. Ich ſag nichts weiter. Ich will nichts weiter ſagen — ein falſcher Menſch iſt das! Ein ganz falſcher Menſch iſt das! Ich will nichts weiter ſagen.“

„Aber Junge, das iſt ja reichlich genug.“

„Falſch iſt er.“

„Beruhige dich,“ ſprach Hadrian ernſthaft. „Allerdings merke ich ſchon ſeit einiger Zeit, daß ihr beide kein Zuſammenſehn habt. So ſiehſt du ihn nicht richtig und er dich nicht. Man muß euch auseinanderbringen. Wenigſtens im Hof. Und deshalb will ich dich fragen, Sabin, ob du nicht noch einmal wachſen magſt. Vom Stallmeiſter zum Kammerdiener. Was meinſt du?“

Hilflos ſchaute der Junge drein. Zu viel Vergeiſtigung entſtellte in dieſem Augenblick ſein Geſicht nicht. Ein rührend flehendes Auge hatte er, das gleichſam wehmütig fragte: was habt ihr mit mir? Laßt mich doch ſein, wie ich bin. Hadrian empfand eine wunderliche Regung, er nahte ſich dem Jungen, er

mußte auf der Hut ſein, um ihn jetzt nicht zu umarmen und abzuküſſen.

„Nämlich, Junge,“ ſagte er dann wieder kühl und gleichmütig. „Ich bedarf eines Menſchen, der mir die täglichen Kleinigkeiten beſorgt. Und will nicht jeden Tag ein fremdes Geſicht um mich ſehn. Ich bin ein Gewohnheitsmenſch, und du — ſo jung du ſein magſt — biſt doch mein älteſter Bekannter dahier. Ich denke auch, meine Kleider wirſt du ordentlicher, wenigſtens gleichfärbiger halten, als die deinen. Dann, manchmal ſind Briefe zu ſchreiben, Rechnungen zu ſtellen und ſo. Es ſchadet dir nicht, dich darin zu üben. Und morgen früh kannſt du deinen neuen Beruf antreten.“

Das Haar war dem Saberl ins Geſicht herein gefallen, er legte es mit der Hand langſam hinters Ohr und blickte traurig drein.

„Oder ſollteſt du dich an dem Kammerdiener ſtoßen? Bei deinem demokratiſchen Herzen. Gut, ſo machen wir Sekretär. Herrſchaftlich Finkenſteiniſcher Privatſekretär! Ich dächte, das wäre ſo übel nicht. Mit verdoppeltem Gehalt. — Na, Saberl, ſo ſprich.“

Und der Saberl ſprach. Mit dem Hut einen letzten Schlag in die Luft machte er und ſagte kurz: „Von den Pferden geh ich nit weg.“

Da ſagte Hadrian nichts mehr, ging hinaus und

nahm ſpäter ſein Nachtmahl für ſich allein. — „Die Pferde zieht er vor. Ich bin ihm weniger als ein Tier. Der einzige Menſch, den ich lieb habe auf der Welt. Und darf ihm's nicht ſagen. Ich will ihn zwingen, daß er mich lieb hat."

Als Frang neuerdings von den braunen Pferden ſprach, die nichts leiſteten, überall im Weg ſtünden und den koſtſpieligen Hafer fräßen, ſtimmte Hadrian ihm bei. „Wenn dieſe Pferde überall im Wege ſtehen!" Aber, ſo dachte er, ſoll ich dem Jungen denn die einzige Freude verderben, die er auf Finkenſtein zu haben ſcheint?

Er ſoll ſich eine andere machen. Frang hatte mit dem Kurort Kieshofen, der hinter den Bergen liegt, einen Milchhandel angebahnt, der ſich ſchwunghaft zu geſtalten verſprach. Die Milch ſollte mit Maultieren über den Paß geſchafft werden, da brauche man keine Pferde. Für die Braunen habe ſich ein guter Käufer gemeldet.

„Thun Sie, was Sie wollen," ſagte Hadrian unmutig.

Und am nächſten Tag kam der Franzwirt, legte für die Pferde das Geld hin und führte ſie mitſamt dem Wagen nach Gug hinüber.

Und dann war's, als Hadrian nachdenklich und abgeſpannt im Garten umherging, daß der Saberl zu

ihm trat. Er wolle ſich verabſchieden, er gehe mit den Pferden.

„Wieſo, mein Sohn, dich habe ich ja nicht mitverkauft.“

„Das iſt mir gleich. Ich bin kein Sohn und bleibe bei meinen Pferden.“ Sein Geſicht war entſtellt, unſchön, ſeine Stirnader geſchwollen. Einen eigentümlichen Reiz hatte es für Hadrian, den Jungen zornig zu ſehen.

„Ich laſſe dich aber nicht fort, Sabin!“

„Wird mich niemand halten können. Ich bin zu den Pferden aufgenommen worden.“

„So ſoll ich deinetwegen die Pferde wieder aufnehmen?“

„Das hab ich nit geſagt. Ich habe nur geſagt, daß mich der Herr zu den Pferden aufgenommen hat.“

„Gut, und jetzt nehme ich dich zu meinem Schreiber auf. Willſt du nicht, gut, ſo geh. Laß den einſamen Mann allein — der — der dir — gut war . . . .“

Hadrian mußte abbrechen. Er ging raſch auf ſein Zimmer.

Der Saberl ſtand da. „Der einſame Mann, hat er geſagt.“ Ihm that das Herz weh. Er ging ſeinem Herrn nach und klopfte demütig an die Thür. Weil niemand „Herein“ ſagte, ſo ſtand er eine Weile da und klopfte dann wieder.

Der Herr öffnete. „Was willſt du?"

„Dableiben."

Und ſo ward es diesmal wieder glatt.

Als jedoch der Saberl am nächſten Morgen die ausgeklopften Kleider brachte und die glänzenden Stiefel, da war dem Herrn nicht wohl zu Mut. Als ob hier eine Schmach geſchehen wäre. — Niemals wieder, das ſoll eine Magd beſorgen. Der Sabin hat ſeinen Platz beim Schreibtiſch, bei den Büchern, wenn er will. Allein, der Junge wollte nicht im Zimmer bleiben. Nicht einmal ſchlafen wollte er in dem ſchönen Zimmer, das ihm angewieſen worden. Es mußte erſt der Fenſtervorhang hinaus und das Faulbett. Er bat, einſtweilen noch im Stall nächtigen zu dürfen.

Hadrian ſtrich im Wald umher mit der Flinte, am Bach mit der Fiſchangel und nahm den Jungen mit. In den Tümpeln der Rabenſchlucht gab's Forellen, der Saberl verſchmähte die Angel und fing ſie mit den Händen unter den Steinen hervor. Das Daſtehn mit der Schnur und warten, immer daſtehn und warten — es war nicht nach ſeinem Sinn. Die Fiſchgerte konnte er überhaupt nicht kunſtgerecht halten, es war immer, als halte der Kutſcher die Peitſche.

Munter wurde der Junge erſt wieder, als er dem Zimmermann helfen durfte, die Brücke auszubeſſern und die Wegplanke zu bauen.

Und eines Morgens, es war am Feſttag Allerheiligen, da gab es einigen Aufruhr im Gehöft. Es fand ſich kein Saberl vor. Die Stallkammerthür ſtand offen, aus dem Bett hing die blaue Decke über den Rand herab. Daß er im Bett nicht war, wunderte niemand, denn ſeine Sachen, mit Ausnahme des grauen Kutſcheranzugs, fanden ſich vor. Daß der Junge aber nirgends war, und daß verdächtige Zeichen entdeckt wurden, ſolches verurſachte die Aufregung.

Verwalter Frang kam mit bedenklicher Miene in Hadrians Zimmer: „Ich hätte es nicht geglaubt, Herr! Iſt ein leichtes Tuch! Iſt nicht weit her mit dem ſeiner Bravheit. Wiſſen Sie, was iſt? In ſeinem Bett zwei Gruben. Zwei längliche Gruben nebeneinander! — Und dann durchgebrannt! Schauen Sie doch in die Kammer — ich bitte, ſich nur ſelbſt zu überzeugen.“

Hadrian ging hinaus und ſah es ſelbſt: die Sachen lagen herum, und die Gruben! — Die Leute fanden daran zwar nicht viel Beſonderes, Frang jedoch war in ſolcher Aufregung, daß er nachgerade zur Polizei ſchicken wollte, um den Befund zu dokumentieren. „Das iſt ein Strick, dieſer Saberl! An dem hat man ſich nicht ſchlecht getäuſcht! Gut, daß er zum Kuckuck iſt!“

So tragiſch nahm es der Schloßherr gerade nicht.

Obſchon — den Kopf ſchüttelte allerdings auch er. Man hat ja nie was gehört. Nun eben — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Aber die Flucht. Von dem Geſinde wußte keins etwas, oder wollte niemand etwas ſagen. Die Knechte ſchmunzelten, die Weiber tuſchelten, und ein paar von ihnen waren außer ſich. Die Kuhmagd wollte am Abend zuvor ſpät noch bei einem kranken Kalb zu thun gehabt haben, und da ſei es ihr vorgekommen, ſie habe in der Kammer ein Wiſpern gehört. Sie habe gedacht: beten wird er. Die einzige Wahrſcheinlichkeit des Aufenthalts war Gug und der Franzwirt. Aber in deſſen Pferdeſtall war er auch nicht. Nichts. Hadrian ſtand und horchte. In der Luft ein geheimnisvolles Verſchweigen. Ein Viehtreiber, der vom Gebirge herabkam, erzählte, daß ihm frühmorgens in der Schlucht zwei junge Leute begegnet wären, jedes mit einem Stock, und hätten es eilig gehabt. Die müſſen auch früh aufgeſtanden ſein, habe er gedacht. Aber Schlechtes hätte er nichts gedacht. Es ſei auch noch dunkel geweſen, und weiter könne er nichts ſagen.

Hadrian war verdroſſen. Er ſchlenderte ſo umher, und es ekelte ihn alles. Er ging in den Garten und horchte. Die Luft war nicht mehr ſo ſchweigend wie am Vormittag, ſie war unruhig geworden, ein eiſiger Herbſtwind ſtrich. Der Himmel war grau geworden, und über den Bergmulden wälzten ſich Nebel

herein. Die Buchen und Ahorne im Wildpark waren zerriſſen, und immer noch flogen welke Blätter herab. Sie flogen im Wind wie gelbe Schneeflocken, wirbelten auf dem Boden weiter und raſchelten. Stoßweiſe toſte der Wind durch das ruppige Aſtwerk. Auch von den Büſchen und Hecken flogen die Blätter los und tanzten in kleinen Kreiſen auf der Erde, und der Blick drang immer weiter in kahle Gezweige des Waldes. Hadrian hatte das erſte Mal den Pelz am Leibe. Der Haderlump ſoll nur erfrieren, dachte er, wenn man ihm doch wenigſtens einen Lodenmantel nachſchicken könnte!

Von Gug herüber trug der Wind manchmal einen Ton der Kirchenglocken. Sie läuteten ſchon ſeit dem Nachmittag. Als es dunkelte, fiel dem Schloßherrn ein feuriger Streifen auf, der vom Dorf dort abſeits lang hingeſtreckt lag. Nicht zu unterſcheiden, ob es bei Gug war oder weiter im Hintergrund, es war, als ob in der Ferne eine Stadt im Feuer ſtünde. Da ging eine Magd daher, Hadrian fragte ſie, was denn dort für ein Feuer ſei? Und warum man ſo ſehr läute?

Die Magd antwortete faſt herb, ſie könne ſich nicht denken, wie ein Menſch nicht wiſſe, daß Allerſeelen iſt. Auf den Kirchhofgräbern thäten die Kerzen brennen. Ob denn nicht auch der Herr einen Verſtorbenen hätte?

Das ging ihm ſonderbar durch Mark und Bein. Ob nicht auch er einen Toten hätte? Einſpannen wollte er laſſen und davonfahren. Wohin? Nur immer zu, auf gut Glück. Aber die Pferde waren ja verkauft, und der Kutſcher war davon. Nein, es iſt zu öde! Seit wann ſind wir denn ſo ſentimental? Man muß ſich zu zerſtreuen ſuchen. Mit irgend etwas.

Über den Hof kam ihm Frang entgegen. Er machte ein vergnügtes Geſicht. Es waren ja die Sachen unter Dach. „Nun kann der Schnee kommen, wie er will.“ Aber er hatte dem Gutsherrn eben etwas mitzuteilen. Gäſte hätten ſie bekommen. Ein Herr und eine Dame ſeien da, mit Wagen, den ſie in Gug gelaſſen. Sie hätten gebeten, das Schloß beſehn zu dürfen. Nun, jetzt könne es ſich ja ſchon ſehen laſſen. Er habe ſie, ſolange es taglicht geweſen, umhergeführt. Dann habe der alte Herr, ein Geiſtlicher müſſe es ſein, gefragt, ob die Gräfinnen nicht zu ſprechen ſeien. Die wären fortgezogen. Der Beſitzer habe einen Spaziergang gemacht. Dann hätten ſie gewartet auf den Herrn, und da es mittlerweile gedämmert habe und das Wetter ſo ſchlecht geworden ſei, habe er die Fremden eingeladen, mit einer Nachtherberge auf Finkenſtein fürlieb zu nehmen. Da ſie in der Gegend ganz unbewandert, ſo hätten ſie die Einladung angenommen.

„Die gehören Ihnen, Herr Frang. Ich bin heute nicht in der Laune, wildfremde Leute zu unterhalten.“

„Iſt mir ſchon recht, wenn ſie mir gehören, beſonders die Dame,“ ſagte Frang mit Humor.

„Eine Dame? Hübſch?“

„Herr, ich ſpreche nicht. Ich ſage bloß, ich ſpreche nicht . . . .“

„Sorgen Sie für ein gutes Souper.“

Die Zerſtreuung, die Hadrian Hausler ſich für dieſen traurigen Abend gewünſcht hatte, war ausgiebig. Aber anders, als er ſich's etwa gedacht.

Beiderſeits ſchon die Formeln auf der Zunge, mit denen man ſich vorſtellt, entſchuldigt, bittet, mit dem Einfachen zufrieden zu ſein und ſo weiter. Und am Eingang des Speiſezimmers ſtehn ſich Vater und Sohn gegenüber und als Drittes der reizende Zankapfel. Sie ſollen in der That geglaubt haben, es ſäßen noch die alten Gräfinnen auf Finkenſtein, die das Gut verkaufen wollten. Und nun!

Voran war die Kleine eingetreten, ſchlank und graziös, im ſchwarzen Taffetkleid, um die Mitte mit einem glänzenden Lederriemen eng geſchloſſen, dann das Sammethütchen mit dem ausgeſtopften Vögelchen. Flucht war zu ſpät, ſie ſtanden ſich gegenüber.

„Wie?" Hadrian trat beſtürzt einen Schritt zurück. Dann heiſer: „Fräulein Duraſſel!"

Und die zweite Verblüffung im nächſten Augenblick, als er vor dem Alten ſtand.

Hausler ſenior erfaßte die Situation ſofort und zog ſich glänzend aus der Affaire. Für den erſten Augenblick ſpielte er eine freudige Erregung. „Wie? Was ſehe ich da! Ah, das iſt ja nicht möglich! Hadri! — Helene, ſieh ihn doch an — iſt er's denn nicht?"

„Mein Gott, Herr Hadrian!" ſuchte die Dame auszurufen, es gelang kläglich.

„Ja, Sohn, wieso denn? Du der Finkensteiner jetzt? Du? Aber das vortreffliche Aussehn, dir geht es gut, du bist ja jung geworden. Na, die zwei müden Pilgrime, die mußt du heute beherbergen."

Gut, dachte Hadrian, jetzt ist's am klügsten, auf diesen Ton einzugehn, und auch am bequemsten. Er begrüßte sie höflich, reichte ihnen die Hand, die der Alte derb, die Junge zart kneipte. Dann lud sie der Hausherr zu Tisch: „Wollen die Herrschaften vorlieb nehmen mit dem Geringen, was wir zu bieten vermögen. Es fehlt leider an manchem."

Während Hadrian so sprach, gefiel ihm die Rede nicht ganz. Sie konnte als spitzig, vorwurfsvoll aufgefaßt werden, und das wollte er nicht. Er wollte vielmehr den Eindruck machen, als gäbe es für ihn keine Vergangenheit, als seien die wildfremden Leute nur aus gewöhnlicher Höflichkeit aufgenommen, im Grunde ihm aber höchst gleichgültig.

Dem alten Herrn beliebte eine andere Tonart, und auf die Bemerkung, daß es an manchem fehle, sagte er mit einer Unbefangenheit, als ob es nie einen andern Tag gegeben hätte: „Vor allem an einer Hausfrau, wie ich sehe!"

„Bitte, bedienen Sie sich, meine Gnädige!" Damit hielt Hadrian ihr die Forellenschüssel hin.

„Ah, das sind ja Prachtexemplare!" piepste sie.

„Wohl aus dem Finkenſteiner Gewäſſer?" fragte Senior.

„Gewiß. Auch Mayonnaiſe gefällig?"

Der Verwalter trat ein, gemeſſen ehrerbietig vor ſeinen Herrn.

„Verwalter Herr Frang! Hier — ach, die Herrſchaften haben ſich ja ſchon begegnet."

„Sind bereits gute Bekannte," ſagte der alte Herr mit freundſchaftlicher Herablaſſung. Er war, obgleich ſein glattes, friſches, wohlgenährtes Geſicht über der weißen Halsbinde wieder an einen Abbé erinnerte, ganz liebenswürdiger Weltmann. Es iſt geradezu mißlich, ihn den „alten" Herrn zu nennen.

Frang hielt ſich beſcheiden, gab aber klug und beſtimmt Antwort, wenn an ihn das Wort gerichtet wurde. Er ſtutzte, als der Fremde ſeinen Herrn mit du anſprach.

„Du erlaubſt ſchon, daß ich mir etwas Bordeaux nehme."

„Bitte doch."

„Eine ſeltene Marke, wie ich ſehe. Superb! Darf man die Quelle wiſſen?"

„Damit wird Herr Frang dienen können."

Herr Frang diente damit.

So ging es eine Weile fort. Endlich nahm das Geſpräch einen gewiſſen Gehalt an, und der Verwalter ward das Verhältnis inne, in dem die beiden Herren

zu einander ſtanden. Er war nicht gerade erbaut darüber, daß man, wie ihm deuchte, mit ihm Komödie geſpielt habe.

Dem Fräulein Duraſſel mochte nicht ganz glatt zu Mut ſein, ſie beſchäftigte ſich eifrig mit den Fiſchgräten, ſpäter mit den Hühnerknochen, wobei ſie ihr Haupt mit dem aufgelockerten gelben Haar ſo weit vorneigte, daß ihr erglühtes Geſichtlein nur ſelten zu ſehen war.

Senior ermutigte ſie, auch ein Gläschen Wein zu trinken, und nannte ſie „mein liebes Kind“. Sie dankte kurz und ſchob die goldene Kette mit dem Kreuzchen zurecht, die ſie am Hals trug. Auch ſonſt fand ſie an ſich manches zu ordnen, lauter Verlegenheitsbewegungen, wobei aus ihren glasgrauen Augen ein paarmal flüchtige Blitze zuckten auf Vater und Sohn — für Hadrian mehr fühl- als ſichtbar. Er hielt ſich in ſtrenger Zucht, obſchon in ihm allerlei zu kochen ſchien.

„Ein Stückchen Huhn? Ich bürge nicht für allzugroße Güte.“

„Aber das Kirſchenkompott iſt zu empfehlen,“ ſetzte Frang bei.

„Gedeiht denn auch die Kirſche hier?“

„Nur die Wildkirſche. Sie reift erſt im Auguſt. Ihr Aroma iſt ganz vorzüglich. Bitte.“

„Es muß herrlich ſein, den Tiſch ſo mit

Früchten eigener Wirtschaft decken zu können," sagte Senior.

„Es ist herrlich," antwortete Hadrian gelassen.

„Na, mein Sohn, du bist früher auf den Geschmack gekommen," sagte der alte Herr und legte ihm traulich die Hand auf die Achsel. „Das war längst auch mein Ideal, so'n Gut zu haben und sich der Idylle des Landlebens widmen zu können. Aber ein Mann — wie der Kettenhund ans Haus gefesselt — du weißt es ja auch. Nun, endlich habe ich mir's anders gemacht. Du wirst vielleicht gehört haben, daß ich die Fabrik verkaufte."

„Ich glaube es in der Zeitung gelesen zu haben."

„So bin ich endlich Freiherr und suche mir eben auch so etwas. Aber ich sage dir, es ist äußerst schwer, Konvenables zu finden."

„Vielleicht wäre es mit einem Vermittlungsbureau zu versuchen," meinte Frang.

„Die verkäuflichen Güter sind zumeist in einem elenden Zustand. Und ich beabsichtige nicht, mich neuerdings in Restaurierungsarbeiten einzulassen, derlei habe ich satt."

„Es ist immer vorzuziehen, sich in ein fertig eingerichtetes Nest zu setzen," sagte Hadrian. Es ärgerte ihn, daß er seinen Unmut nicht ganz zurückzuhalten mochte, daß er nicht imstande war, den leichtfertig

gleichgültigen und doch verbindlichen Gesprächston aufrechtzuhalten. Doch Senior schien die Spitzen nicht zu merken.

„Von den Gütern, die ich mir bisher besehen, bildet Finkenstein eine erfreuliche Ausnahme," sagte er gegen den Verwalter gewendet.

„Ich glaube es!" entgegnete dieser und begann mit Nachdruck davon zu sprechen, wie das Gut noch vor kurzem ausgesehen habe. „Herr von Hausler, ich sage Ihnen, Sie würden Finkenstein nicht wiedererkennen, wenn Sie es im Zustand von etwa noch vor drei Monaten sehen möchten! Das hat einigermaßen Sorgen und Arbeit gekostet — ich bitte Sie! Ich habe doch schon ihrer etliche Wirtschaften auf die Beine gebracht, so eigentlich zufrieden jedoch bin ich nur mit dieser. Allerdings ein Verweser, der sich einer so vernünftigen Herrschaft erfreut, hat wenigstens einen Hinterhalt. Denken Sie sich einen Herrn, der nichts versteht und doch in alles dreinredet: so wünsche ich's, so soll es sein — und wenn's mißlingt, dem Verwalter die Schuld giebt. Das ist schon gar reizend!"

„Ich freue mich, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Mannes gemacht zu haben!" sagte Senior und hob ein wenig sein Glas, um mit dem Verwalter anzutippen.

„Frisch Wasser!" rief Hadrian nach der Aufwärterin.

„Ich gestehe offen," sagte der alte Hausler, „Finkenstein würde ich kaufen."

„Es ist nicht feil," entgegnete Hadrian und rieb sich mit dem Eßtuch phlegmatisch die Finger.

„Man könnte ärgerlich werden," lachte Senior. „Im ganzen Land findet man keinen Besitz, der begehrenswert erschiene, und alle wollen verkaufen. Und der erste, der einem gefällt, den will man nicht verkaufen."

„Sonst richten Väter den Söhnen das Haus ein," sagte Hadrian, und wollte dazusetzen: warum soll es bei Hausler nicht allemal umgekehrt sein?

„Rauchst du denn nicht mehr, Hadri?"

„O ja. Bloß heute nicht. Wenn gefällig?"

Der alte Herr brannte sich eine an und sagte gemütlich: „Na, vielleicht machen wir doch ein Geschäft! Hausler und Sohn — wie?"

„Frisches Wasser wünsche ich!" Hadrian schellte heftig mit der Tischglocke. Senior schwieg.

Das Fräulein hatte mit dem Nußknacker einige Haselnüsse zersprengt, aber keine verzehrt. Ihr Auge schlug sie immer noch nicht eigentlich auf, und Hadrian dachte, ob der verdammte Funke wohl noch drinnen ist? Das länglich zarte Gesichtchen, das auf schlankem Hals saß und allerlei niedliche Dinge an sich hatte,

war nicht die Hauptſache an dieſem Dämchen. Nicht einmal der Mund, deſſen Lippen ſich ſo reizend auseinanderfalteten in der Mitte, nach unten und nach oben, ſo daß man ein feines Zähnchen hervorgucken ſah — das alles war nicht die Hauptſache. Der lichtglaſige, ſprühende und doch ſo weiche Augenfunke! Der zuckte heiß an und rieſelte durch alle Glieder — wie ein Blitzſchlag. Dieſer Blick war des Teufels an dem Mädel! Der hatte es dem armen Hadri einſt angethan. Daß er willenlos ward, hilflos ward, ihr Sklave ward, ihr Mann werden wollte, wenn eben dazu ſein Wille und Nachdruck ausgereicht und er unter einer Art Betäubung dem Meiſtbietenden nicht die Vorhand gelaſſen hätte. Ob nun dieſer berückende Blick noch vorhanden ſei, das hätte er gern wiſſen mögen, ſie aber hatte den Vorhang ihrer Lider und Wimpern geſenkt und knackte Haſelnüſſe.

Senior hatte ſich weidlich eingeſchenkt und wurde immer gemütlicher.

„Du erlaubſt ſchon, Hadrian, daß ich mich hier wie daheim fühle!“

„Mit Vergnügen! Ich hoffe, daß mein umſichtiger Hauswart die Herrſchaften gut untergebracht hat. Wenn etwas gewünſcht wird, bitte ich, ſich an Herrn Frang zu wenden. Er wird morgen früh auch die Pferde herüberholen laſſen, damit von hier aus bequem abgefahren werden kann.“

Nun war das frische Wasser da. Senior hatte ein wenig zusammengezuckt, kaum merkbar. Er kapitulierte nicht.

„Abreisen! Aber Filius, das hat doch keine Eile. Ich bin jetzt Freiherr, die Verhältnisse haben sich völlig geändert. Weshalb sollen wir aus gegenseitigem Interesse uns nicht wieder verständigen!"

„Sehr gern. Wenn die Herrschaften nach der anstrengenden Reise sich etwa zur Ruhe begeben wollen, so bin ich einverstanden."

Auf solche Art war Hadrian losgekommen. Diese seltene Stärke darf man wohl dem Umstand zuschreiben, daß die Duraſſel ihr Auge nicht aufgeschlagen hatte. Dieses Frauenzimmer, das er so gründlich haßte! Er wollte sie nie wieder sehen! Als Frang die Gäste untergebracht hatte, kam er noch in Hadrians Schlafzimmer, um zu sehen, ob es auch gemächlich durchwärmt sei. Hadrian merkte seine Absicht, ihm den Jungen entbehrlich zu machen, und das ärgerte ihn. Er wolle schon für sich selbst sorgen, herrschte er den Verwalter an. Frang sagte mit aller Ergebenheit gute Nacht. Hadrian war allein.

Es war ein ganz abſcheulicher Abend. Der Sabin, der Senior, die Duraſſel, das wirbelte in ſeinem Haupt ſo wüſt durcheinander, wie draußen der Herbſtſturm. Mit Hilfe des Bettſtufens zwängte Hadrian ſich die Stiefel von den Beinen, blies die Lampe aus und warf ſich aufs Bett. Da wirbelte es noch ſchlimmer. Er ſprang wieder auf den Teppich, zündete wieder Licht an, gleichſam, um die kreiſenden Geſpenſter der eigenen Weſenheit zu bannen. Er mußte ſich ſehen, um ſich nicht ganz zu verlieren. Der Uhrzeiger rückte gegen Mitternacht.

Da klopfte es an der Thür. Ganz leiſe zuerſt, ſo daß Hadrian glaubte, es ſei nichts, es komme vom Sturm. Dann klopfte es vernehmlicher und dann nicht mehr. Hadrian wollte ein Glas Waſſer trinken, vielleicht löſe ſich davon die unheimliche Stimmung. Als er das Glas an die Lippen hob, knarrte die Thür und ging eine Spanne weit auf.

„Was iſt's?“ wollte er laut rufen, aber die Stimme verſagte. Da öffnete ſie ganz und trat ins Zimmer. Die Duraſſel, faſt im Nachtkleid, nur noch mit einem Tuch eingehüllt, das ſie an der Bruſt mit krampfiger Hand zuſammenſpannte; ſeine Ecken hingen nieder bis zu den Knöcheln. Über dem Kopf war das Tuch ſo weit vorgeſchlagen, daß vom Geſicht beinah nichts zu ſehen war, als die Phosphorlichter der Augen. Und dann — „Hadrian!“ flüſterte ſie und

that ein paar große lautloſe Schritte gegen ihn her. „Hadrian, vergieb mir und denke nichts Schlechtes. Ich muß dich ſprechen. Er ſchläft, ich habe ihn abgeſperrt. Ich will dich warnen. Weißt du, was er gegen dich ſinnt?“

„Das weiß ich. Wenn Sie nichts anderes zu berichten haben —“

Sie fuhr fort: „Es war mir empörend, wie ſchlangenlind er ſich heute an dich heranmachen wollte. Ich danke dir, daß du ihm nicht Gehör gegeben haſt. Laſſe dich nicht mit ihm ein! Der kann kein Gut mehr kaufen!“

„Mit ihm bin ich fertig,“ ſagte Hadrian, „aber —“

Aber mit dir bin ich nicht fertig, wollte er beifügen. An dir hab ich mich noch. Ginge es nach meinem Belieben, ich würde dich jetzt langſam erwürgen, du falſche Katze. Oder iſt es klüger — das nicht zu thun?

„Wenn es ſo wichtige Dinge zu beſprechen giebt,“ ſagte Hadrian mit gebogener Stimme, „ſo wollen wir doch Platz nehmen nebeneinander. Bitte ſchön. Nicht wahr, dieſer Sturm draußen!“

„Du entſchuldigſt das Negligé, gelt?“ Mit dieſem Wort ſetzte ſie ſich zu ihm auf das Sofa. „Aber ich muß dich ſprechen.“

„Alſo was?“ fragte er, und der Klang ſeiner

Stimme war widerlich. „Was weiß Hauslers Erbin? Er kann kein Gut mehr kaufen?“

„Eben ja, ich meine nur. Ich weiß ja nichts Weiteres, mir ſcheint nur, daß er alle Beſtimmungen wieder rückgängig machen will. So muß er doch nichts mehr haben.“

„Ah! Er hat wohl auch — Sie enterbt?“

„Aber nein, Freund! Ich weiß nicht. Daß du ſo fremd thuſt zu mir! Gelt, das iſt nicht dein Ernſt?“

„Es würde mich intereſſieren, zu wiſſen, ob er Sie enterbt hat.“

„Mein Gott, ich habe eine Schrift gehabt, und die hat er mir wieder abgenommen. Und jetzt giebt er ſie nicht her, und ich habe nichts in der Hand. Und da hab ich gedacht, wenn ein guter Freund wäre, der mir zu meiner Sache verhelfen wollte —“

Er lehnte ſein Haupt auf die Rücklehne und blickte ſie mit halb geſchloſſenen Augen an. „Ei, ei,“ ſagte er dann faſt ſingend. „So, ſo! Aber natürlich! Ich werde meinen Vater auffordern, Sie zur Univerſalerbin meines Vermögens zu machen! Aber mit Vergnügen!“

Sie merkte, daß es nicht ganz geheuer war.

„Sei nicht ungemütlich, Hadſchi! Schau! Sag wieder du zu mir. Ich weiß ja, daß ich nicht ohne Fehler bin. Mein Gott, ich bin halt ein armes Mäd-

chen. Ich vermute es auch nur, das mit Papa. Ich glaube ganz bestimmt, daß er sich jetzt bei dir wieder einschmeicheln will, um dein Gut zu bekommen, weil er selbst nichts mehr hat. Du wirst sehen, daß ich recht habe! Aber er haßt dich, wie du ihn hassest, wie — ich ihn hasse!"

„Er hassen? Das glaube ich nicht. Dieser Mann kann so wenig hassen, als er lieben kann."

„Nicht wahr?"

„Er ist bloß ein Egoist."

„Siehst du, das denke ich mir auch. Nur die Schrift, wenn ich hätte!"

Hadrian machte eine ungeduldige Handbewegung und ließ die Hand dann auf ihrer Schulter ruhen, auf die sie zufällig gesunken war.

„Hadrian. Ich bin furchtbar unglücklich. Deinetwegen. Wie ich dich da gefunden habe. In diesem alten Landschloß, lebendig begraben. Du mußt ja umkommen vor Langeweile! — Hadscherl!"

Ihr Tuch sank über das Hinterhaupt hinab, der Arm, halb entblößt, schlang sich plötzlich um seinen Nacken.

Er versuchte noch den Eiszapfen zu spielen — so nahe der Flamme.

„Hadrian! Hadschi! Schau. Laß Vergangenes vergessen sein. Hab mich wieder lieb!"

Lechzend starrte sie ihm ins Gesicht. Der Humor,

der in Hadrian ſachte lebendig geworden war, ließ ſich nun nicht mehr bändigen. Er hob die Finger ein wenig und kräuſelte in ihrem Haar, das in rötlich-gelben halbkurzen Locken üppig aufgeringelt war. „Mich dünkt, du biſt wirklich noch das ſüße Tigerchen. Wie? Und du biſt auch ſehr ſchlau, das gefällt mir. Weißt du die Geſchichte vom thörichten Burſchen? Siehe, da war einmal ſo einer, und der hat um die Liebe einer Schönen gebettelt. Züchtig, wie ſie war, ſank ſie ihm um den Hals und ſchlug die Augen nieder. Und dabei guckten die zufällig in ſeine Taſche. Und weil dieſe nicht ganz ſo vollgeſpickt war, als jene des Herrn Papa — der verliebte Burſche hatte nämlich einen Papa, der auch charmant war — ſo hatte ſie gemeint, die Alten hätten gewöhnlich treuere Herzen als die Jungen. So leicht, wie man die Hand umkehrt, war ſie beim Papa, und haben ſie es in traulichen Stunden wohl gemeinſam beklagt, daß der Burſche eigentlich ein unwilliger, überſpannter Menſch ſei, ein Schwärmer, ſo beinahe ein bißchen Taugenichts, der auf die Länge für ein großes Geſchäft nicht paſſe, der das Haus nur ſchädigen könne und dem man eheſtens Gelegenheit verſchaffen müſſe, ſeinen Luft-ſchlöſſern nachzulaufen in die weite Welt. Das ſchöne Fräulein hat ihn wohl beſtärkt, den freundlichen Herrn, in dieſer Meinung. Wie?"

„Aber nein, Hadri, das habe ich nicht gethan, das

habe ich wirklich nicht gethan!“ antwortete sie fast flehend.

„Aber Katze, wer sagt denn, daß du das gethan hättest! Du bist ja eine reizende Katze. Ich wollte dir nur eine Geschichte erzählen. Solche hörst du ja gerne. Nun gut, so ist die Schöne beim Alten geblieben. Da ereignete es sich, daß der Alte sein Geld verlor — verwirtschaftete, verspielte oder sonst verthat, oder es kam auf, daß sein Geld eigentlich nie sein Eigentum gewesen, was weiß ich. Während der Junge anstatt des Luftschlosses sich ein stattliches Landschloß mit allem Zubehör erworben hatte. Siehst du, und was die Schöne jetzt that, das gefällt mir. Dieweil der Alte schlief, verschloß sie ihn ins Zimmer und ging zum Jungen.“

„War sie denn — wirklich noch jung und schön?“ lispelte sie durch den halboffenen Mund und unter halbgeschlossenen Augen, als ob sie bei seinem zarten Lockenkrausen einschlummern wolle.

„Und ob sie schön war!“

Da sprach sie traumhaft: „Und —? Und was hat — der Junge gesagt, als sie zu ihm kam?“

„Herzlein, sei doch nicht so leckerig auf solche Geheimnisse.“

„Hadscherl! Sei lieb mit mir!“ An seine Brust rankte sie sich, und der süße Duft ihrer Haare strich ihm in die Nase.

„Der Junge auf seinem einsamen Schloß sagte nämlich: Schöne, du bist mir sehr willkommen. Aber, im voraus gesagt, ich habe das Gelübde gethan, ein Junggeselle zu bleiben."

„Quäle mich nicht, Hadrian. Ich kann ohne dich nicht leben."

„Etwas wird dir der Alte doch aussetzen."

„Ach, das ist es ja nicht. Ich gehe dann vielleicht ins Wasser. Nur einmal noch will ich glücklich sein."

„Arme Kleine!" —

Am nächsten Morgen hatte Frang aus Gug Seniors Wagen holen lassen. Mittlerweile erwachten die Gäste, und jedes betrachtete das Gemach, in dem es die Nacht zugebracht hatte. Dann machten sie sorgfältig Toilette, und beim Frühstück sahen sie sich. Aber es ging einsilbig her. Dann kam der Verwalter und machte dienstfertig aufmerksam, daß der Wagen angespannt sei.

„Fällt mir gar nicht ein," lachte Hausler senior. „Ich habe noch mit meinem Sohn zu sprechen."

„Der gnädige Herr läßt sich empfehlen. Er ist frühmorgens verreist."

„Na, doch nicht —! Und wohin?"

„Unbekannt."

„Und wann zurück?"

„Unbestimmt."

Nun war's, daß des alten Herrn Antlitz gründlich anders wurde; das Geſicht verlängerte ſich, Naſe und Kinn ſpitzten ſich, der Mund zog ſich nach einer Seite hinauf, nach der andern hinab. Aber er bezähmte ſeinen Unmut, herrſchte dem Kutſcher zu und ſprang in den Wagen. Fräulein Duraſſel ſetzte auf ihr Haar den Sammethut mit dem ausgeſtopften Vöglein, legte den weißen Schleier über das Geſicht bis zu dem Stumpfnäschen herab und ſtieg ohne weiteres ein zum alten Herrn.

Hadrian ſtand hinter einem Fenſter des zweiten Stocks und blickte dem davonrollenden Wagen nach. Der Alte war völlig eingeknickt ins Leder, von ihr ragte nur noch ein wenig das ausgeſtopfte Tierchen hervor. Bald verſchwand der Wagen im Nebel.

Der Sturm hatte ſich gelegt, es war ein kryſtallklarer Herbſttag. Die Höhen ſchimmerten in friſchem Schnee. Der Brunnen im Hof hatte große Eiszapfen. Von den lebloſen Bäumen tänzelte dort und da noch ein Blatt nieder, das dem Sturm getrotzt hatte und dem Froſt weichen mußte. Und als die Sonne höher ſtieg, ſanken auch die letzten und allerletzten Blätter zu Boden.

Hadrian machte ſeinen Spaziergang.

Mitten im Garten, wo nun die Sonne warm ſchien, blieb er ſtehen und gab einmal acht, wie ihm war. Die Zigarre hatte er weggeworfen, ſie that ihm heute nicht gut. Es war wieder die eiskalte Kugel in ſeinen Adern, und ſie ſchauerte durch die Nerven. War es der Ärger über eine begangene Dummheit oder das Grauen über die Möglichkeit, daß dieſe Duraſſel ſeine Frau hätte werden können. Es iſt doch manchmal gut, wenn der Wille ſchwankt und nachgiebt. War es aber ganz klug, daß er ſich in einen Unmut verbohrt hatte gegen ſeinen Vater, anſtatt dankbar zu ſein dafür, daß er ihm dieſes Weſen abgenommen hatte? Ein bißchen Schadenfreude durfte er in dieſe Dankbarkeit ja wohl miſchen.

Es that ihm jetzt leid, den Wagen ſo rückſichtslos fortgeſchickt zu haben. Nicht der Duraſſel wegen, ſie hatten nun wohl beide voneinander genug. Aber Papa! War er nicht freundlich geweſen? Hatte er

nicht wieder anknüpfen mögen? Steht doch jeder allein in der Welt, jedem fremd. Selbst Stalljungen laufen lieber in alle Winde, als auf einem alten Schloß zu bleiben, beim einsamen Schloßherrn. Beim „Stalljungen" verweilte sein Gedanke länger. „Wenn's ihm einmal schlecht geht, wird er kommen. Dann soll er aber erfahren, wie Undank behandelt wird. Nie wieder soll er mir unter die Augen kommen!"

Einige Tage später langte ein Brief ein:

„Wohlgeborner Herr Hausler!

Ich bin halt verführt worden, bei der Nacht abgefahren und weiß eh, daß es gefehlt war. Ich bitt um Verzeihung und danke für alles Gute. Dem Simon sein Schreibnamen weiß ich nit, ich laß ihn grüßen und sagen, er soll so gut sein und mir, wenn er Zeit hat, meine Sachen zum Franzwirt tragen. Die Kleider sind im blauen Zimmer, ein paar Stiefel sind noch in der Stallkammer. Dem gnädigen Herrn wünsch ich alles Gute, werd's wohl mein Lebtag nimmer so gut haben und bin mit Dankbarkeit

Sabin Kirchner."

Da haben wir's. Verführt ist er worden, und deswegen muß er bei Nacht und Nebel davon. Bei solcher Mode gäbe es in der Nacht mehr Wanderer, als am Tage. Ein Kind, das aus Sodom und Gomorrha rein hervorgeht, wird von einer ländlichen Unschuld verführt. — Solches dachte Hadrian, der über das

Bekenntnis nicht gerade ungehalten war. Und weiter: Wie ist der Brief eigentlich zu verstehen? Der Junge will nicht mehr kommen? Hat seinem Herrn den Abschied gegeben? Oder wartet beim Franzwirt, bis er mit Musik geholt wird. Ein bißchen „Adam, wo bist du" spielen? Doch, wenn man ihn nicht heimholt, so verlauft er sich. Verführt ist er worden. Manchmal sind Sünder liebenswürdiger, als Gerechte. Jedenfalls interessanter. — Hadrian schrieb auf einen Zettel: „Lieber Sabin! Der Simon wird dir deine Sachen nicht nachtragen. Die wirst du dir schon selbst holen müssen und wirst auch wissen —"

Weiter schrieb er nicht. Er nahm Hut, Mantel und Stock und ging nach Gug. Weitum lag dichter, frostiger Nebel, alles Gezweige, Genadel und Gehalme hatte feine Borsten bekommen über und über — Eisreim. Auf dem Feldweg, der immer so lehmig gewesen, lagen die Tapfen von Menschen und Tieren in harten Formen, daß fast die Stiefel daran klangen. Hadrian war frisch und wohlgemut, dachte aber nicht darüber nach, ob es die Winterkälte war, die ihm wohlthat, oder der nahe Junge.

Beim Franzwirt eintretend: „Ist nicht mein Saberl da?"

„So viel Sie wollen."

Der Junge war im Stall und arbeitete. Die Braunen waren nicht zu Haus, so hatte er gefragt, ob

er nicht frisches Stroh auf ihre Plätze streuen dürfe. So viel er wolle. Jacke und Hut hatte er an die Stallthürklinke gehangen, in seinen weiten Hemdärmeln zerrte er mit der Kraue das Haferstroh zurecht. Einen Rest von Haferstroh hatte er auch im Trog gefunden, den warf er auf den Boden. In den Trog gehört Hafer und nicht Stroh! Im ersten Augenblick hatte Hadrian, der Eintretende, gemeint, es sei ein anderer, denn der Saberl hatte nicht mehr die langen Locken, sondern das Haar kurz geschnitten. Wie es sich für Büßer ziemt. Nur an der Stirn stand ein Schöpfchen auf, wohl damit der strafende Engel angreifen könne. Oder ist es der Kamm, der diesem Hahn gewachsen? Denn eigentlich büßerartig sah sein Gesicht nicht aus. Als er seinen Herrn an der Thür stehen sah, ließ er von der Arbeit ab, lehnte den Krampen an die Wand und machte eine Gebärde, als ob er den Hut vom Kopf ziehen wollte.

„Aber Sabin, was treibst du denn?"

„Ich hab dem gnädigen Herrn einen Brief geschrieben," antwortete er, gleichsam, als ob alles weitere Gerede überflüssig sei.

„Junge! Du wirst mit nach Finkenstein gehen!" Die beabsichtigte Strenge dieses Befehls war mißlungen. Es klang eher wie eine Bitte.

„Der Sabin sagte: „Wenn mir der Herr nichts

nachtragt, so geh ich gern mit. Aber mit dem Frang will ich nichts mehr zu thun haben."

„Der Frang geht dich nichts an. Und du nichts den Frang. Du biſt für mich und nicht für den Frang. Der ſoll mit ſeinem Geſinde ſchaffen. Du gehörſt zu mir, Saberl — weißt du das?"

Der Junge wußte es eigentlich nicht, aber unter der Bedingung, daß er ſtets genug und ordentliche Arbeit haben müſſe, willigte er ein, wieder auf das Schloß zu gehen.

„Arbeit giebt's immer, und du kannſt etwas lernen."

„Ja, das iſt mir recht. Im nächſten Frühjahr möchte ich das Pflugführen lernen. Damit der Frang nit mehr ſagen kann, ich wüßte das Brot wohl zu eſſen, aber nit anzubauen."

„Du kannſt auch andere Dinge lernen. Buchführung, Sprachen, Naturgeſchichte."

„Geigen möcht ich lernen."

„Geigen?"

„Der Lindwurmmichel kann auch geigen."

Auf der Stelle wurde die Geige bewilligt, und bald hernach wanderten ſie ſelbander dem Schloß zu. Hadrian freute ſich des Sieges, ohne wahrzunehmen, daß er der Beſiegte war. Der Weg nach Finkenſtein war ihm nie ſo kurzweilig vorgekommen, wie diesmal. Denn der Saberl erzählte unterwegs ſeine Abenteuer.

Damit ging es so zu: schon seit Wochen war der Junge im Briefwechsel gestanden mit dem Studentlein in der Stadt, war der Vertraute geworden von Michels, des jungen Lindwurms, Leiden und Heimsucht. Das Sterben, schrieb der Michel einmal, mache ihm nicht viel, aber begraben sein wolle er nicht in der Stadt. Darauf hatte ihm der Saberl geantwortet: „Dann kommt's billiger, du gehst noch bei lebendigem Leib heim, als daß du bei totem transportiert wirst."

Und am Abend zu Allerheiligen, als der Saberl nach dem Nachtmahl in seine Stallkammer ging — vielleicht schon das letztemal, denn er müsse ja in ein Herrenzimmer des Schlosses — merkte er hinter der Streumoosschicht etwas Lebiges. Und ist's der Lindwurmmichel, der es der Billigkeit wegen vorzog, lebendig nach Sesam zu gehen. Der Saberl war erschrocken, weil er im ersten Augenblick doch nicht genau wußte, ob es der lebendige Michel sei, oder sein Geist. Denn der Student wollte ja ein Weilchen vorher an einem schweren Brustleiden darniedergelegen sein.

„Schau nit so lang, ich bin's ja," sagte der Michel und kroch hervor. „Jetzt sorge, daß ich irgendwo schlafen kann. Geld hab ich keins, und weiter kann ich jetzt auch nit mehr. Morgen ins Sesam hinauf."

„Aber — bist denn schon gesund?"

„Das kannſt dir denken. Ah — da iſt's gut liegen."

Er ſank auf den Mooshaufen zurück und ſchlief. Der Saberl hatte Mühe, ihn in ſein Bett zu ſchleppen. Als der Michel drinnen lag wie ein Stück Holz, legte ſich auch der Saberl hinein, dann haben ſie geſchlafen fünf oder ſechs Stunden lang.

In der ſechſten begann der Michel ſich zu regen.

„Gieb Ruh!" knurrte der Saberl.

„Ich bin munter und will fort."

„Jetzt in der ſtockrabenfinſteren Nacht?"

„Die Nacht iſt kein Brett," ſagte der Michel, „man kann leicht durch, und mittags will ich daheim ſein."

„Michel, da kannſt du machen, was du willſt, ich laß dich nit fort. Du wirſt noch nit geſund ſein."

Im nächſten Augenblick lag er auf dem Boden. Ein ganz geſunder Ruck war es geweſen, mit dem der Student ſich befreit hatte. Der Saberl glaubte es.

„Weißt du was," ſagte der Michel lachend, „geh mit mir, Saberl!"

„Was ſagſt?"

„Geh mit mir ins Seſam. Geh, komm mit. Das wird luſtig werden! Geh, komm!"

Der Saberl war ſofort entſchloſſen. „Wenn du gehſt, ſo geh ich mit dir. Meine Pferde haben ſie mir weggenommen. Dem Herrn die Hoſen aus-

klopfen, das kann ein anderer thun. Biſt es, ſo gehen wir.“

Der Michel war es, und ſie gingen. Alſo die Geſchichte, wie der Junge verführt worden war.

Als es tagte, hatten ſie die Rabenſchluchten ſchon hinter ſich. Da legte der Michel ſich plötzlich, ohne ein Wort zu ſagen, ins feuchte Heidekraut. Und ſchlief auch ſchon und lag da, bleich und armſelig. Der Saberl ſah nun erſt das verhärmte Geſicht. Kaum ein Atmen war bemerkbar. Vielleicht iſt er jetzt geſtorben, dachte der Saberl, lief zum Bach,, brachte im Hut Waſſer und goß es ihm ins Geſicht. Der Michel zuckte auf, murmelte ein Schimpfwort und ſchlief weiter. Der Saberl ſtand daneben und ſchaute ihm zu. — Das iſt ein großer Mattſchachel. Wer weiß, wie dumm er gelaufen iſt die letzten Tage. Und wahrſcheinlich nichts gegeſſen. Der Junge ſuchte im Geſtrüpp umher nach Brombeeren oder Hagebutten. Er ging an den Hang und fand einige Preiſelbeeren, vom Reif weich gekocht, noch hängend am Kraut. Er labte damit den Ohnmächtigen, der ſich endlich ſo weit erholte, daß er am Arm des Freundes dahinſchwanken konnte bis zum Staudenwirtshaus, das unweit hinter der Bergböſchung an der Straße ſtand. Dort legte der Michel ſich auf die Bank, ſchlief bis Mittag, und dann mußte er gekochte Milch trinken und Rauchfleiſch mit Klößen eſſen. Darauf ſchlief

er wieder ein paar Stunden, dieweilen der Saberl danebensaß und auf die Krisis wartete. Und sie kam. Der Michel richtete sich auf, rieb mit den Faustknöcheln seine Augen, gähnte, sprang mitten in die Stube und sagte: „So, Saberl, jetzt gehn wir!" Er war frisch.

Im Hochthal hatte sich heftiger Wind erhoben, die beiden Wanderer stemmten sich ihm tapfer entgegen und kamen in eine freie Gegend, von Bergen umstanden. Auf dieser Hochebene standen Baumgruppen und Gehöfte.

Das war Sesam.

Dort in der Mulde, hinter der die Felder sanft anstiegen, unter einer Tannengruppe stand der Lindwurmhof. Der Michel war schweigsam, fast andächtig geworden. Es war beinahe ein Anschleichen gegen den Hof hin. Die Hausmutter war eben am Holzstoß gestanden, um Scheiter aufzunehmen und ins Haus zum Herde zu tragen. Da sah sie die beiden daherkommen und erkannte den Michel. Die Scheiter ließ sie zu Boden gleiten, lief ins Haus, kam gleich wieder hervor, strich sich mit der Schürze die rechte Hand ab und reichte sie dem heimkehrenden Sohn entgegen.

„Was ist denn das?" sagte sie freundlich ernsthaft. „Ist denn das Jahr schon aus? Sper aussehen thust."

Der Junge gestand ihr unumwunden, durchgegangen wäre er. Nun sei er da und gehe nicht wieder fort. Man möge ihn nur schlagen, er gehe doch nicht. Er wolle Bauer werden und nichts anderes.

Als sie hernach in der Stube waren, betrachtete die Mutter ihren Liebling neuerdings. „Gott sei Lob, daß du wieder daheim bist. Keine ruhige Stund hab ich gehabt deinetweg. So krank sein und so weit weg sein! Hast schon recht gehabt."

Der Michel war froh. Die Mutter hatte er.

„Das ist leicht auch ein deiniger Kamerad?" fragte sie.

„Der heißt Sabin und ist mein Freund. Er hat mich begleitet von Finkenstein her."

Nun aber der Vater, der alte Lindwurm. Im Augenblick war er nicht da, war in der Kornmühle.

„Heut wirst dich ihm nit aufzeigen können," sagte die Mutter mit Bedenken. „Heut ist er nit gut aufgelegt. Die andern, deine Brüder, haben ihm wieder um Geld geschrieben. Und daheim niemand zum Verdienen. Da wird er halt verzagt."

Nun redete der Saberl drein: „Ist vielleicht just jetzt der richtige Zeitpunkt, daß sich der Michel aufzeigt. Ein Geldfressender weniger und ein Verdienender mehr. Wenn er gescheit ist."

Ah, gescheit sei er schon, bestätigten Mutter und Michel.

Als er hernach aus der Mühle kam, der Lindwurm, ſchier im Rechteck abgeknickt unter dem ſchweren Mehlbottich, der ihm auf dem Rücken lag, da erinnerte er kaum an den luſtigen, ſelbſtgefälligen Bergbauern von dazumal beim Franzwirt in Gug. Mißmutig, abgerackert. An dieſem Tag war er der Knecht; die Dienſtboten beanſpruchten ihren Feiertag. Nun erblickte er den Michel, ſchaute ihn an und — ſagte nichts. Den Bottich ſetzte er auf die Holztruhe, fuhr ſich mit einem blauen Sacktuch über das Geſicht, um den Mehlſtaub und den Schweiß wegzuwiſchen, daß er klare Augen bekäme.

Der Michel ging in ſeine Nähe, reichte ihm aber nicht die Hand, ſondern ſagte nur: „Vater, heut iſt's das letzte Mal, daß ihr am Feiertag Mehl tragt."

Da ging erſt das Erſtaunen an: „Michel! Biſt es wirklich? Du wirſt uns doch keine Schand machen wollen?"

„Mein Gott, Schand machen!" rief die Mutter dazwiſchen. „Wo uns eh die Nachbarsleut ſchon ausgelacht haben, daß wir die ſtarken Buben in die Stadt ſchicken und uns alte Leut ſelbſt zu Tod ſchinden daheim. Geſcheiter jetzt ausſpringen, als erſt nachher, bis er fürs Bäueriſche verdorben iſt. Ich hab's eh immer geſagt, daß wir was derleben werden."

Der Lindwurm ſchwieg, ſtolperte zur Thür hinaus und blieb fort, bis es finſter ward. Und wie die Hausmutter anordnet: „Michel, thu Nacht machen!“ Und wie der Michel dann den roten Fenſtervorhang über die Glasſcheiben hüllt, die Talgkerze anzündet und guten Abend ſagt, geht der Vater zur Thür herein. Strenge und finſter ſieht er aus.

„Michel, jetzt hör mir zu, was ich dir ſag. Du taugſt nit in die Studie, und du gehſt mir nimmer hinein. Sei ſtill. Du bleibſt von heut ab im Lindwurmhof und wirſt arbeiten wie ein Knecht. Haſt du das verſtanden?!“

Das war klug von dem Bauer. Wer zu allem Unvermeidlichen ſeinen Willen giebt, dem geht alles nach Willen. Jetzt können die Seſamer nicht ſagen, der Bub ſei gegen den Willen des Alten aus der Schule geſprungen. Jetzt wird es heißen, im Lindwurmhof geſchieht es doch noch immer, wie der Hausherr will. Du wirſt Bauer! hat er geſagt zu ſeinem Studentl, und daheim bleiben hat er müſſen.

Am nächſten Frühmorgen regierte der Michel ſchon im Hof umher, als ob er nie Schulbank gerutſcht hätte. Vor allem begrüßte er im Stall ſeinen Schimmel, einen alten Bekannten auch des Saberls; der Saberl gehabte ſich ebenfalls wohl auf dem Hof. Er hatte es dem Freund verſprechen müſſen, wenig-

ſtens drei Tage zu bleiben, und der Saberl dachte, es iſt wahr, zum Ausgeſcholtenwerden kommt man immer noch früh genug nach Finkenſtein. Er mußte ſich alle Merkwürdigkeiten des großen Bauernhauſes zeigen laſſen, die alten ſchöngeſchnitzten Käſten, die Flachsmaſchinen, den Webſtuhl, die alte Stockuhr, die Geige und die Zither, die Kühe, die Ochſen, die Knechte, die Kälber, die Schafe, die Mägde, die Schweine, wie das eben alles ſo durcheinander war. Bald arbeitete er munter mit dem Dreſchflegel auf der Tenne, mit der Stallgabel in der Streuhütte, mit dem Strohſchneideſtock in der Futterkammer. Der Michel wollte zeigen, daß er alles noch beſſer könne, ſchnitt mit dem breiten Hebelmeſſer Stroh, wobei er ſich richtig eine Fingerſpitze wegſchnitt. Die Weibsleute kreiſchten auf, als der dunkelrote Strahl hervorſprang; eine Magd kam mit Spinnweben, um das Blut zu ſtillen, ein Knecht kam mit dem Zuber und goß dem Verwundeten kaltes Waſſer auf den Nacken, der Saberl riß ſeinen Riemen vom Leib, um den Arm zu unterbinden. Der Michel aber lachte, ſie ſollten es nur laſſen rinnen, es wäre lauter ſchlechtes Stadtblut. Am nächſten Tag konnte er mit der Hand ſchon wieder geigen, und er jauchzte aus den Saiten die Freude, wieder in Seſam zu ſein. Einer der Dreſcher wollte es nicht einſehn, daß Michels Heimglück die Ohren anderer ſollten büßen müſſen, und hieb um

ſo wüſter auf ſeine Strohgarben ein, als der Junge in den höchſten Tönen fiedelte.

Die Lindwurmmutter war ein gutes Weib, das keinem Käfer etwas zuleide thun konnte, geſchweige einem Wurm, ſei es nun Vater oder Sohn. Geigte der Michel, ſo fand ſie es ſchön, brummte der Vater, ſo fand ſie es gut. Wenn ihre Stimme lockte, ſo war alles um ſie voller Kälber, Schafe, Schweine, Hühner, und ſelbſt die Kaninchen kamen hervor und machten ihre Männchen. Dann war noch ein Haustöchterlein vorhanden, dem der Saberl auffallend wenig Beachtung ſchenkte. Aber als das Liſele den Bruder Michel bewog, ſein Studentenhaar ſtutzen zu laſſen, weil langes Haar zigeunerhaft ausſehe, dachte er ſich: Wenn langes Haar zigeunerhaft ſei, wollte er auch das ſeinige wegſchneiden laſſen. Und weil der Hausvater ſchon bei der Haarſchur geſeſſen, hat auch der Saberl ſeiner Mähne ſich entledigen laſſen. Bei dieſem Haarſchneiden, das mit einer ungefügen, breiten Schafſchere beſorgt wurde, ſagte der Hausvater mit einiger Beklommenheit: „Du wirſt halt um dein Geld da ſein.“

„Um welches Geld?“ fragte der Saberl.

„Na, wenn du's gar nit weißt, nachher iſt's gut, nachher borgſt mir gern noch ein Halbjahr, bis ich Lärchenholz verkauf.“

Als der Saberl ſich endlich doch zum Abſchied

entschließen mußte, richtete er an den Hausvater in leidlich wohlgesetzten Worten die Frage, was er schuldig sei? Länger als drei Tage habe er in diesem Haus gut gelebt.

„So thu's auch weiter, lebe wohl und komm bald wieder."

Dann wurde der Schimmel an den Schlitten gespannt, denn ganz Sesam lag seit dem Sturmwind im Schnee, und der Michel kutschierte seinen Freund bis zum Staudenhansel hinab. Dort war es aper und konnte der Schlitten nicht mehr weiter.

„Du kommst wieder, Sabin."

„Ich komm wieder. Wir bleiben gute Kameraden."

„Gieb mir einen Kuß, Sabin!"

„Laß das Geleck sein, Michel. So was ist nur für die Frauenzimmer. Behüt Gott, Michel! Behüt Gott, Schimmel."

Und als sie schon weit auseinander waren: „Noch einmal behüt Gott!"

So viele der Erlebniſſe und Abenteuer, die der Saberl auf dem Feldweg von Gug nach Finkenſtein ſeinem Herrn erzählt hatte. Da blieb Hadrian ſtehn, griff dem Jungen ans Kinn, hob es in die Höhe und ſagte: „Jetzt ſchau mich ehrlich an. Haſt du alles erzählt?“

Der Saberl dachte ein wenig nach und antwortete: „Nein — alles nit.“

„Zum Beiſpiel?“

„Zum Beiſpiel, daß wir in der Früh Einbrenneſuppe gehabt haben und zu Mittag Griesknödeln und am Abend Milchſaverln, und daß ich in der Flachskammer geſchlafen hab —“

„Und?“

„Und daß ſie Ratten haben beim Lindwurm.“

„Aber Junge, wozu brauche ich das zu wiſſen?“

„Weil mich der Herr halt gefragt hat.“

„Saberl, du haſt ein Geheimnis. Mir kannſt es wohl ſagen.“

„Geheimniſſe darf man nit ſagen!“ antwortete der Junge ſchalkhaft. — „So, jetzt wären wir wieder im lieben Finkenſtein!“ Dieſe Worte ſprach er in ſingendem Ton. Allzugroße Hochſchätzung lag nicht darin.

In Finkenſtein veränderte es ſich von Tag zu Tag. Frang hatte wieder Anſchaffungen gemacht. Jungvieh, Trockenklee, Roggen, Weizen, Fett und

einen Schlachtochsen für Haus und Gesinde. Im folgenden Jahr hoffte er ohne derlei Einkäufe auszukommen. So war er eines Tags beim Herrn, um Geld in Empfang zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit drückte er sein Erstaunen aus darüber, daß der „Stalljunge" wieder aufgenommen sei. Die Leute hätten gelacht über den gerupften Schädel, und daß er jetzt schon einem richtigen Galgenvogel ähnlich sähe.

„Lassen Sie das gut sein, Herr Frang."

„Aber natürlich geht's mich weiter nichts an, als daß ich eben auch im Hof für Anstand und Sitte —"

An der Thür klopfte jemand. Auf Hadrians „Herein" erschien der Kopf einer jungen Magd, der sich aber augenblicklich wieder zurückzog.

„Es ist nicht so leicht, unter den Leuten Ordnung zu halten," bemerkte der Verwalter noch mit gedämpfter Stimme. „Unglaublich, wieviel Korruption und Intrigue auch schon unter dem Gesinde herrscht. Man hört kaum ein wahres Wort mehr. — Danke. Das genügt einstweilen. Den Empfangschein werde ich schon ausfertigen."

„Der Ordnung wegen."

Als Frang durch die Nebenthür abgegangen war, kam die Magd herein — unsicher, ängstlich. Sie hatte ein schwarzseidenes Tuch um den Kopf gebunden

und unter dem Kinn geknüpft, wie Weiber es an Sonntagen für den Kirchgang machen.

„Suchen Sie den Herrn Verwalter?" fragte Hadrian kurz.

„Gott behüte mich. Den nit. Mit dem gnädigen Herrn möcht ich reden, weil ich geh."

„Weil Sie gehen? Meine Liebe, das geht mich nichts an. Das haben Sie alles mit Herrn Frang abzumachen."

„Einzig nit. Und wenn Sie mir den Kopf abreißen."

„Was gefällt Ihnen denn nicht auf Finkenstein? Ist Ihnen der Lohn zu gering? Oder die Arbeit zu stark? Oder die Kost zu schlecht?"

„Wenn ich reden darf," sie schob ein wenig das Kopftuch zurück und wurde mutiger. „Der Lohn ist nit hoch, die Arbeit nit leicht und die Kost nit gut. Deswegen will ich mich aber nit beklagen, es ist anderswo auch nit alles gut. Und daß der gnädige Herr nit glauben soll, ich ginge deswegen, just darum bin ich da. Gegen den gnädigen Herrn haben wir keins was."

„Nun also, was wollen Sie denn?"

„Mehr kann ich nit reden und will ich nit reden. Bedank mich schön für alles, und wenn ich den Lohn vom Frang seiner Hand nehmen soll — na, da pfeif ich lieber drauf. Von dem nimmt kein ehrliches

Leut einen Heller. Das ist ein Unflat. So, jetzt hab ich's gesagt."

„Also gegen den Verwalter haben Sie etwas. Wissen Sie, meine Beste — ich mische mich da nicht drein. Sie haben ihm in dienstlichen Sachen zu folgen und um seine persönlichen Eigenschaften sich weiter nicht zu kümmern. — Na, deshalb nicht gleich flennen." Er legte seine Zigarre an die Tischkante und hielt ihr die Hand entgegen. „Wozu flennen! Schade um die hübschen Augen. Komm, setze Dich einmal zu mir, mein Kind, und erzähle mir. Nicht weinen, Mädel! Gescheit sein. Gescheit sein! So! —"

Übrigens fand es Hadrian in diesem Winter „verteufelt langweilig" auf Finkenstein. Außer dem allerdings oft recht liebenswürdigen Geplauder des Herrn Frang bei Tisch keine Anregung. Außer den Geigenübungen Saberls im Nebenzimmer keine Kunstgenüsse. Lektüre? Hadrian fand, daß Romane nur für die Weiber gut wären, die die Welt nicht kennen. Alles schiefes, unmögliches Zeug. Die Modernen? Die sind schon gar dumm. Die schwatzen in ihren Novellen und Komödien über soziale Fragen, philosophische Probleme, Schule, Religion und lauter solche Sachen, die keinen Menschen interessieren. Da waren die Franzosen andere Kerle mit ihren galanten Abenteuern. Landwirtschaftliche Studien? Soll der

Frang treiben, der iſt dafür da. — Hadrian ahnte immer, daß ihm noch eine große Aufgabe bevorſtehe. Man darf den Geiſt nicht um nichts ſtrapazieren und ihn auch nicht ganz verkümmern laſſen. Alſo entſprechende Zerſtreuung, Erholung vor — dem Nichtsthun.

Verwalter Frang bemerkte die tödliche Leerheit in der armen Seele ſeines Herrn. Etwas Nimrod wollte er in ihm züchten, der gedieh aber nicht recht. Es war ſo feucht kalt da draußen in den Wäldern, Hadrian brachte anſtatt Wilds allemal einen Schnupfen heim, da verdroß es ihn natürlich. Auch war ihm der Jagdſport zu brutal; er fand kein Vergnügen an dem Hinmorden unſchuldiger Tiere und das um ſo weniger, als er wunderſelten eins traf.

Frang fand es unabweislich, ein Vergnügen zu erſinnen, das ſeinem Herrn über die ſchlimmſten Winterabende hinweghälfe. Schlittſchuhlaufen, Eisſchießen fand der Schloßherr zu plebejiſch, das treiben ja gerade die Bauernknechte. Aber vielleicht — das Theater. Komödieſpielen! Das iſt fein und das kann man überall, das kann jeder. Aus dem Geſinde des Hofes und „wiſſen“ Leuten umliegender Bauernhäuſer will der Verwalter eine Truppe zuſammenbringen, die Komödie ſpielt. — Einige waren ſofort dafür zu haben. Sie hatten bei derlei ſchon früher einmal mitgethan in Gug, wo die „Genofeva“ und der „Bay-

rische Hiesel" zur Darstellung kamen. Herr Frang wollte höher hinaus und moderner einsetzen. Auch in diesen Dingen verstand er etwas, und nach seinem Kunstprinzip war das Theater kein Hörspiel und kein Lehrspiel, sondern ein Schauspiel. Nicht was dabei gesprochen werde, sei wesentlich, sondern was es zu sehen gebe. Hadrian fand das ganz richtig. Vor allem schöne Menschengestalten, dem Grundsatz nach, daß der Mensch das Schönste der Schöpfung ist. Natürlich nicht verunstaltet durch geschmacklose Gewandung. Es ist reiner Vandalismus, ein schönes Frauenbild mit bunten Lappen zu verunzieren. — Frang hoffte, daß die Dorfschönen, die drallen, gesunden, unverdorbenen, nicht der blöden Prüderie huldigen, wie so manches Stadtdämchen, dessen ganze Tugendhaftigkeit in der Hülse besteht. Als die Leute nun von der „Schönen Helena" hörten, waren sie Feuer und Flamme; sie freuten sich des christlichen Sinnes ihres Verwalters, der zur Darstellung die heilige Helena wählt, die, wie der alte Simon wußte, „das Kreuz erfunden hat". Aber als nachher die Proben beginnen sollten, der große Festsaal hierfür hergerichtet und gründlich ausgeheizt wurde, zeigten sich Schwierigkeiten.

„Das Landvolk ist doch schrecklich beschränkt! Unglaublich, wie sehr es da an Bildung fehlt." Der Verwalter klagte es launig seinem Herrn. Nicht ein einziger war vorhanden in Finkenstein und Umgebung,

der die Hiſtorie von Paris und der ſchönen Helena kannte, geſchweige von dem Offenbachſchen Meiſterwerk eine Ahnung gehabt hätte! Als ihnen Frang die Sache kurz erklären wollte, ſchüttelten ſie die Köpfe, und da thäten ſie nicht mit. Er verſprach ihnen ſogar, außer der freien, gut verköſtigten Zeit zur Vorbereitung, Spielhonorar, deſſen Höhe er bei den Weibern von der Schürzung der Röcke abhängig machte. Denn inſoweit hatte er einige im Auge, die man der Königin nötigenfalls als Hofdamen beiſtellen konnte, bei denen aber freilich die griechiſche Schönheit durch germaniſche Geſundheit erſetzt werden müßte. Aber ſie wollten nicht. Der Hinweis darauf, daß die Vorſtellung im geſchloſſenen Kreis, alſo „ganz unter uns" ſtattfinden würde, hatte keine Wirkung. Selbſt die Männer widerſetzten ſich ſo ſtark, daß außer einem Paris keiner zu haben war. Am allerwenigſten war ein Menelaus aufzutreiben; dieſen „Dodel" wollte ſchon gar keiner auf ſich nehmen. Warum aber juſt ſo eine lumpige Komödie? Warum nicht lieber das Krippelſpiel, das Paſſionsſpiel oder das wunderſchöne Paradiesſpiel! Da thäten ſie ſchon mit.

So mußte Frang die ſchöne Helena fallen laſſen und ſuchte ſich mit dem Paradiesſpiel vertraut zu machen. Das iſt die bekannte Geſchichte von Adam und Eva und dem Sündenfall. Das Textbuch hatte ein

alter Kleinhäusler herbeigebracht; die Tinte, mit der es auf grobem Papier geschrieben, war ganz gelbblaß vor Alter. Es sei, berichtete Frang dem Herrn, eine einfältige, teilweise ganz bigotte Bauernmache, aber er getraue sich daraus was zu machen, das sich sehn lassen könne. Bis Neujahr solle der Fall Adam auf die Bretter kommen. Wäre erst der Anfang gemacht, dann sei ihm um Wiederholungen nicht bange. Nun aber handle es sich um Kostümbilder.

„Kostüm?" fragte Hadrian. Sie kamen überein, Kostümbilder brauche man keine. Höchste Einfachheit sei höchste Kunst.

Hadrian bewunderte aufs neue die Vielseitigkeit seines Verwalters und dessen Mut, alle Schwierigkeiten zu überwinden. Und er war sehr gespannt auf die Theatersaison in Finkenstein.

Die Rollenverteilung hatte ſtattgefunden. Aber nun zeigten ſich auch hier wieder Hinderniſſe. Am wenigſten Umſtände machte Gott Vater. Der alte Simon übernahm ihn bedingungslos und machte ſich ſofort ans Studium der Rolle. Das erſte Mal in ſeinem langen Leben, daß er „wer“ war. Bei dem Adam hatte Hadrian an den Saberl gedacht; davon wollte der Intendant aber ſchlechterdings nichts wiſſen. Dieſer Menſch würde alles verderben. Der Sohn des Leinwebers zu Gug war für die Rolle gewonnen worden. Für die Eva meldete ſich das geſamte weibliche Perſonal, mit Einſchluß der alten Dorl.

„Niemals, Dorl!“ rief ihr Frang zu. „Dich kann ich im Stall nicht entbehren. Nicht eine Stunde. Du biſt unerſetzlich beim Vieh.“

Geſchmeichelt zog die Alte ſich zu ihren Kühen und Schweinen zurück.

Schwieriger war es, die Magd Leni zu beruhigen. Ihre Eva wäre zu maſſiv ausgefallen; aber ſie verzichtete erſt auf dieſe Rolle, als ſie der Intendant zur Chorführerin der Engel ernannte. Die Eva bekam ein junges ſchmächtiges Mädchen, das erſt der Schule entwachſen war. Sie verſah auf Finkenſtein den Dienſt einer Küchengehilfin und gewann mit Übernahme der Eva die Ausſicht auf Standeserhöhung im nächſten Frühjahr. Welcher Art, das ward nicht geſagt. Der

Chor der Engel kam aus Knaben und kleinen Mägdlein mühelos zusammen. Aber die größten Unannehmlichkeiten machte der Teufel. Die dankbarste Rolle, und doch wollte sie keiner spielen. Es bliebe gern was hängen, meinten sie, wenigstens der Spitzname. Schließlich übernahm ihn Frang selbst; „aus Liebe zur Sache", wie der Saberl munkelte. Als das so weit gut war, stellte es sich heraus, daß auf eine wichtige Rolle vergessen worden! Im Paradiesspiel konnte doch unmöglich der Erzengel fehlen, der mit dem flammenden Schwert die armen Sünder aus dem Paradies treibt. Das war der Schlußeffekt, von dem vieles abhing. Die ganze Gesellschaft verlangte für diese Rolle den „Kammerherrn", wie der Saberl scherzweise genannt wurde. Aber der wollte nicht mit dabei sein. Fast verdarb diese Weigerung auch andern die Freude und stellte das ganze Unternehmen in Frage. So mußte der Schloßherr selbst bittweise an den Jungen herankommen.

„Schon auch aus Liebe zur Sache, Saberl. Oder glaubst du, daß für den Erzengel deine Gestalt nicht geeignet wäre?"

Auf diese Spindel ist er geflogen.

Also kam die erste Probe. Nach der Mitteilung Frangs an den Herrn war das zum Verrücktwerden. Komischeres könne man sich nicht vorstellen, als zum Beispiel die quatschigen Stimmen, wie sie im Pre-

digerton das geschraubte Zeug herabschreien. Die Dichtung sei nachgerade zum Davonlaufen. Darum müsse alles Gewicht auf das Gestaltliche gelegt werden. Der Schneider werde nicht ins Gewicht fallen, doch was an Stoffen erspart werde, würde für Heizmaterial aufgehen. Recht gut machen werde es die Kleine, aber alles verderben werde der Saberl, der mit dem „flammenden Schwert", dem alten Franzosensäbel, wie verrückt umherhaue.

„Ja, mein lieber Frang, das ist alles recht schön. Aber wer soll denn Publikum sein?"

Der Verwalter machte eine artige Verbeugung vor dem Herrn.

„Ich allein? Wollen wir nicht doch die Herren von Gug einladen? Den Pfarrer, den Lehrer und den guten Franzwirt?"

Diese Bemerkung wunderte den Verwalter. Es scheint, der Herr capiert nicht. „Ich glaube," sagte Frang, „wir bleiben beim ursprünglichen Programm — ganz unter uns."

Vor dem Weihnachtsfest hatte Hadrian sich gefürchtet. Da würde er die pikanten Kaffeehauszirkel am allerschwersten vermissen. Nun hatte er auch auf Finkenstein seine Saison und Sensation. Alles rüstete sich auf die Theatervorstellung, alles suchte sich zu überbieten an geplanten Überraschungen. Hadrian war beinahe gerührt über ihr Bestreben, ihm die abscheu-

liche Winteröde erträglich zu machen. Aber schließlich, wozu sind sie denn da, als um ihrem Herrn zu dienen?

Es war daher recht bitter, als eines Morgens der Verwalter berichtete, die Aufführung müsse verschoben werden. Wenn ein Toter im Haus sei, hätten sie gesagt, da wollten sie nicht spielen.

Es war nämlich in der Nacht ein alter Bettelmann verstorben, der Tags vorher zugesprochen, und dem der Verwalter gutmütig gestattet hatte, im Dachgeschoß auf dem Stroh zu schlafen. Und daraus entstand die Verlegenheit. Zwei Knechte stellten an den Verwalter das Verlangen, die Leiche landesüblich aufbahren zu lassen. Wenn es nicht von der Herrschaft aus geschehe, so wollten sie selbst zusammenschießen, um den alten Einleger anständig aufzubahren und zu begraben. Er sei ein braver Dienstbote gewesen, und ihnen selbst könne es auch einmal so ergehn, wenn sie alt und untauglich, daß sie auf einem Strohhaufen versterben müßten.

Um solchen Vorstellungen ein Ende zu machen, hatte Frang die Leiche gleich nach Gug in die Totenkammer überführen lassen; das einzig Richtige, wie Hadrian zugab. Nun aber wurde das Gesinde aufgeregt und wollte einen Ausstand machen. Frang lachte dazu. Wenn sie ihn nicht nötiger hätten über den Winter, als er sie, so möchten sie nur gehn. Er

ſei ſehr froh. Wenn ſie nicht freiwillig gingen, ſo habe er gute Luſt, ſie fortzujagen, weil ſie ein Geſindel wären! — Da ſchauten ſie einander an, murrten und — blieben. Denn es war der harte Winter.

„Man muß ihnen den Korb höher hängen," ſagte der Verwalter zum Schloßherrn.

„Laſſen Sie's hingehn, Frang, und trachten Sie, daß es endlich zur Komödie kommt. Sie wiſſen, ich bin wirklich geſpannt."

„Und ich gedenke, Herr, das Vergnügen zu haben, die Erwartungen zu übertreffen."

Aber es erſchienen zwei Knechte, Abgeordnete, und ſie erklärten, überhaupt nicht ſpielen zu wollen. Es wäre des Toten wegen, aber nicht darum allein. Das Paradiesſpiel ſei ein heiliges Stück und in früherer Zeit ganz anders aufgeführt worden. Da hätten Adam und Eva und die Engel weiße Hoſen getragen. Anders nicht. Nein, anders nicht. Das möchte ein ſauberes Gerede werden. Kurz und gut, ſie ſpielten nicht.

Da wurde Hadrian ganz plötzlich zornig: „Wenn ich's aber befehle!"

Sie zuckten die Achſeln, lachten und gingen davon.

„So jagen Sie doch das Pack davon!" rief er dem Verwalter zu.

Dieſer machte ein verſchmitztes Geſicht. Das eine Auge drückte er zu, das andere ließ er halb offen.

„Vor dem Gerede haben ſie Angſt," ſagte er. „Weiter iſt's nichts. Laſſen Sie mich nur machen. Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Fortjagen möchte ich ſie ſchon darum nicht, weil ein paar unerſetzliche Kräfte dabei ſind — wiſſen Sie?" Die letzten Worte wurden mit einer Gebärde gemurmelt. „Die Zeit wird ſchon kommen. Ehe das Jahr um iſt — ei, was ſag ich, das Jahr! Wollen gelegentlich fleißig Proben halten. Ich ſetze meinen Kopf drein, daß wir unſer Schauſpiel haben werden."

Von dieſer Zeit an ließ Frang es ſich angelegen ſein, auf die Bildung der Leute hinzuwirken. Die Zeitungen des Schloßherrn gingen lange ſchon von Hand zu Hand, ſogar bis Gug hinüber. Der Franzwirt hatte ſich ſogar auf eine abonniert, da die Leute daran Gefallen fanden. Ihre alten Hausbücher, Bibel, Märchen, Reiſebeſchreibungen ließen ſie in dem Winkel liegen und verlegten ſich in freien Stunden aufs Politiſieren, auf Parteigezänke, Welttratſch und Zeitungsromane. So that Frang ein übriges. Monatlich einmal kam ein Mann in die Gegend, mit Lieferungswerken. Um lächerlich billigen Preis konnten ſie bezogen werden von Heft zu Heft, und wunderſchöne Geſchichten ſtanden drin. Frang beſtellte ſolche Schriften, und abends wurden ſie in der Geſindeſtube

vorgeleſen. Anfangs ganz kurze Erzählungen, allmählich längere, und endlich war ihnen nichts mehr lang genug. Das war kein ſchlechtes Gegreine bei den Frauenzimmern, wenn es gerade an den außerordentlichſten Stellen hieß: Fortſetzung folgt. Sie konnten es gar nicht genug untereinander beſprechen, wie „untereſſant", wie „rumantiſch", wie „reizend" die Sachen ſeien, ſie drückten ſich gewählt aus und zeigten Verſtändnis. Nur die Kleine, die künftige Eva, that manchmal eine kindiſche Frage, bei der die übrigen nur ſchmunzelten. Ein übermütiger Burſche machte ſich erbötig, ihr die dunklen Stellen einmal näher zu erklären.

„Natürlich," ſagte Frang bei Tiſch. „Lektüre bildet Geiſt und Herz."

„Wohl lauter Gediegenes, Klaſſiſches?" meinte Hadrian ironiſch.

„Aber ſelbſtverſtändlich. Da möchte ich die Verantwortung am allerwenigſten tragen. Allerdings auch gut realiſtiſche Sachen. Ein edler Realismus wird auch der Komödie nicht ſchlecht bekommen."

„Glauben Sie, daß es noch dazu kommt?"

„Aber gewiß."

Der Saberl ging um dieſe Zeit täglich nach Gug zum Geigenunterricht beim Schullehrer. Es that ſich gar nicht ſchlecht, und bisweilen in der Abenddämmerung ſpielte er in ſeinem Zimmer ganz grauſame

Melodien. Hadrian ſchauerte manchmal davor zuſammen; wenn aber der Junge verſicherte, es wäre Mozart, dann hob er die Augenbrauen und nickte mit dem Kopf. Im Tagebuch findet ſich folgende Stelle: „Es iſt ein Unweſen oft. Auch der Mozart iſt ſchrecklich. Manchmal aber, manchmal doch! Da kommt ein Klang, ein zarter, leiſer, trauriger. Und da fällt mir ein: er ruft ſeine Eltern.“

Und einmal zur gewohnten Stunde, da wartete Hadrian, und der Junge ſpielte nicht. Weil er wußte, daß der Saberl auf ſeinem Zimmer war, ging er in den Vorgang und horchte an der Thür. Es war ganz ſtill. Das reizte ihn, und er trat raſch ein.

Der Saberl ſprang auf und wurde rot, als decke das ganze Geſicht ein einziges Feuermal. Auf der Lederbank war er gelegen, und aus einem gelben Heft hatte er geleſen.

„Ei Junge, du amüſierſt dich.“

„Man kann nit aufhören,“ antwortete der Junge, ſich entſchuldigend.

„Süße Sünderinnen. — Woher haſt du das?“

„Geſtohlen!“ lachte er. „Dem Küchenmädel entwendet.“

„Aber nein! Wie kommt die Kleine zu ſolchem Leſefutter?“

„Der Jäger ſoll ihr's geborgt haben.“

„So, ſo.“

„Man soll so was wirklich verbrennen," sagte der Saberl. „Ich will's nur noch vorher zu Ende lesen."

„Wenn es nicht dein Eigentum ist! Ich werde die Sache prüfen."

„Ich möcht nur wissen," sagte der Junge, „warum einem solche Sachen gefallen. Man sieht, sie sind schlecht — und gefallen einem doch."

„Ja, mein Lieber, da muß man stark sein," sagte Hadrian überlegen. „Lesen kann der Mensch alles, aber stark sein! Ein sittlich gereifter Charakter kann alles vertragen. Und alles thun."

„Ist es wahr, daß Ganzgesunden kein Gift schadet?"

„Man sagt es."

„Mich deucht, früher, wie ich noch klein war, bin ich stärker gewesen, als heut —"

„Im gewissen Sinn magst du schon recht haben. Doch der Mensch soll an die sittsamen Vorfahren denken," sagte Hadrian großartig.

„Es werden halt nit alle gleich sein," meinte der Junge. „Wird vielleicht auch auf die Gattung ankommen. Immer einer hat's halt leicht, nun ja, — weil nix angreift. Aber unsereins, so ein armes Findelkind. Woher nehme denn ich Vorfahren! Wer weiß, was für Haderlumpen meine Eltern gewesen sind!"

„Deine Eltern —" Hadrian machte ein paar Schritte durch das Zimmer und kam wieder zurück an die Stelle. „Haſt du gar keine Ahnung, Sabin, wer deine Eltern geweſen ſind?"

Der Junge zog die eine Achſel auf: „Haben ſie ſich nit gekümmert um mich, ſo kümmere ich mich auch nit um ſie."

„Sabin — Wenn dir irgendwo plötzlich einmal eins entgegenkömme, die Mutter, oder — der Vater —?"

„Weiß Gott. Immer einmal iſt es doch traurig, wenn man denkt, wie man ſo allein daſteht — ſo mutterſeelenallein — auf der weiten Welt . . ."

Als er dieſe Worte geſagt hatte, ſo faſt nur für ſich hin, begann in Hadrian etwas zu zittern. Er langte nach des Jungen Hand. Da ſprang dieſer auf, erfaßte das gelbe Heft, und mit dem Wort: „Es iſt zu dumm!" ſchleuderte er es in die Glut des Kamins. Dann ging er ins Freie.

Bin ich auch einmal ſo geweſen? fragte ſich Hadrian. Er begann zu träumen. Er hatte Durſt nach einer großen Betrübnis, empfand aber nur Öde. Er war zu unglücklich, um ſein ganzes Unglück zu empfinden.

Gegen Ende des Monats Februar wurde aber doch etwas in ihm beinahe rebelliſch. Er dachte an den Karneval. Das brauſt und ſchäumt da draußen — und hier? Im eiſernen Kaſten ein Packet Banknoten. Doktor Kerbholz hatte wieder einmal Kräfte geſchickt. Was könnte man für dieſe Fetzen alles haben, dort in der ſchönen, großen, ſchäumenden Stadt! Die Lüſte hatte er ſich gemerkt, die Katzenjämmer ſchon vergeſſen.

Doch auch hier auf Finkenſtein verſchaffte ihm das Geld eine Zerſtreuung. Denn beſſer als Langweile iſt Ärger.

Kam wieder einmal der Gutsverwalter mit ſeiner Kümmernis.

„Nichts peinlicher,“ ſagte er unmutig, „als immer nur nehmen müſſen und nie geben können.“

„Andere hinwiederum möchten lieber nehmen als geben,“ entgegnete Hadrian. „Sie brauchen wohl wieder Geld?“

„Aber das ſoll nun bald ein Ende haben. Jetzt müſſen wir Kalk und Guano kaufen, ferner Samenkorn und endlich noch einige Geräte. Es taut ſchon der Föhn über die Berge. Wenn wir, was Gott gebe, ein fruchtbares Jahr haben, dann ſoll ſich der gnädige Herr einmal wundern. Für jedes Körnchen hoffe ich eine volle Ähre zurückgeben zu können. Ich ſteche manchmal gern mit dem Stock in den aufgeweichten

Boden. Kohlschwarzer Humus und Erdschmalz dran! Wenn wir ein paar Jährchen fortfahren, diese dankbare Scholle noch zu verbessern, so ist der Wert des Guts in kurzer Zeit verdoppelt."

„Gut, gut, also wieviel denn?"

„Zweimal hundert. Ich bescheide mich aufs äußerste."

„Nehmen Sie, was Sie brauchen."

Frang zog zwei Scheine aus dem Päckchen und legte dieses wieder in die Eisenkasse zurück. „Noch etwas, gnädiger Herr, zu meiner Beruhigung. Der Kassenschlüssel — er wird wohl sorgfältig aufbewahrt? Nein, nicht das! Ich will nicht wissen, wo. Muß protestieren. Ich meine nur im allgemeinen. Der Herr sind zu vertrauend. Ich halte es für meine Pflicht —"

„Es geschieht nichts, lieber Frang." —

Das junge Jahr ging an. Es kam der laue Wind, aus allen Gräben heraus kamen die Schneewässer, durch die Rabenschluchten herab wogte ein trübroter Strom, über den Raubvögel hin- und herschossen, weil es Beute gab. Alles knospete und schwoll, alle Düfte wurden wach aus verwesenden und werdenden Dingen. Auch die Leute wurden wach aus ihrer Winterdämmer.

Ihrer sechs, die drei stärksten Knechte und die

drei keckſten Weibsleute, traten vor den Verwalter: „So, Herr Frang, jetzt gehen wir.“

„Was ſoll das heißen?“

„Ganz ſo, daß wir jetzt gehen und uns einen andern Platz ſuchen.“

Er wütete. Jetzt, nachdem ſie über den Winter fettgemäſtet worden, nachdem die Arbeit beginne, wollten ſie laufen! Ob ſie nicht wüßten, daß auf ſolchen Vertragsbruch das Zuchthaus ſteht!

Da hatten ſie die Dreiſtigkeit zu antworten, man brauche ſich ja nicht aufzuregen, man könne es auch ruhig bereden. Sie verlangten doch nichts Ungebührliches. Der Herr Verwalter habe ſie zu Weihnachten ja ſelbſt fortſchicken wollen, ohne zu fragen, ob es ein Vertragsbruch ſei. Damals ſei er obenan geweſen, und ſie hätten nachgeben müſſen. Jetzt ſeien ſie obenan, weil die Arbeit verrichtet ſein wolle, und mit Zwanzig zu Hundert Tagesaufbeſſerung ſeien ſie zufrieden.

„Und ich ſage euch, daß wir nicht einen Heller beſſern!“

„So macht's auch nichts, Herr Verwalter. Jetzt finden wir überall Arbeit. Oder wir gehen gleich am liebſten nach Schuttenthal in die Fabrik.“

Der Verwalter ſagte gemeſſen: „Ich bleibe bei meinem Wort. Nicht einen Heller. Wenn der gnä-

dige Herr aufbeſſern will — meinetwegen. Ich will mit ihm reden."

Mit allem Zorn, der aufzutreiben war, kam er zu Hadrian: „Herr, wir haben Räuber im Hauſe! Und müſſen ſie noch mit Glacéhandſchuhen bedienen, dieſe Lumpen, dieſe Gauner, dieſe Tagediebe! Zwanzig Prozent Aufbeſſerung verlangen ſie."

„Nicht bewilligen!"

„Dann ſchneiden ſie uns die Gurgel ab. So viel als die Gurgel ab, wenn wir jetzt nicht ackern können."

„Alſo bewilligen!"

Schon am nächſten Tag konnte der Schloßherr ſich der Anhänglichkeit freuen, mit der ſeine Dienſtboten ihm wieder ergeben waren.

Auf der Treppe begegnete ihm die Magd Leni. Sie wollte gerade zu ihm gehen, ſie hatte im Körbchen Isländermoos.

„Ich bitt Ihnen, euer Gnaden, ſein S' nit bös. Aber ma kann's nit anſehen, wenn wer ſo krank iſt, einwendig. Und da hätt ich halt ein gutes Mittel für die Bruſt. Für den gnädigen Herrn."

„Was ſoll's! Ich brauche kein Mittel für die Bruſt."

„Aber mein Gott, der Herr Kammerherr hat doch geſagt, daß der gnädige Herr ſo krank ſind!"

„Der Sabin hat das geſagt?"

„Aber freilich hat er's geſagt."

Hadrian ſtand zu ihr, legte ihr ſeine Hände auf die vollen Achſeln und ſagte leiſe: „Ich krank? Soll ich dir das Gegenteil beweiſen?"

Wie Sonnenſchein in den Hundstagen hat ſie ihn angelacht, iſt dann mit ihrem Körbchen munter trepp-ab und über den Hof gelaufen in ihr Stübchen. Dort wartete ihrer, mit den nackten Beinen ſtrampelnd, jener junge Menſch, mit dem ſie damals vom Saberl denunziert worden war beim Verwalter.

Hadrian ging und ſuchte den Saberl. Der war draußen auf dem Acker und kraute mit dem Eiſen-krampen Dung in die Furche.

„Du Saberl! Hör mich einmal an. Was ſoll denn das heißen? Du haſt der Magd Leni geſagt, daß ich krank ſei."

„Das iſt nit wahr," begehrte der Junge auf.

„Du haſt es alſo nicht geſagt?"

„Geſagt hab ich's ſchon, aber nit der Leni."

„Wieſo kannſt du ſagen, daß ich krank bin?"

Der Junge ſtemmte ſich mit dem Ellbogen auf den Krampenſtiel, that einen friſchen Atemzug und ſprach: „Herr, das iſt halt ſo. Jetzt giebt's alle Händ voll zu thun, man glaubt es gar nit. Und da thun mich die Leut alleweil fragen, warum denn der Herr nit auch ein biſſel thät arbeiten helfen. In Gug geht zur Anbauzeit und bei der Fexung ſogar der Pfarrer

aufs Feld mit und ſteht ihm nit ſchlecht an, ſagen ſie. Und wär's für den größten Herrn keine Schand, haben ſie geſagt. Alsdann, die Rederei iſt mir zuwider, und ich ſag, der gnädige Herr iſt halt ein biſſel krank auf der Bruſt."

„Aber — woher haſt du denn das?"

Er antwortete nicht mehr, ſondern kraute wieder Dung in die Furche.

Wenn man wen gern hat, ſo legt man ihm alles zum guten aus und trifft damit meiſtens das Richtige. So auch Hadrian. Er grübelte nach, was denn der Junge gemeint haben mochte mit dem „Krankſein". Er ahnte es jetzt, die Bauersleute mögen in arbeitsnötiger Zeit keinen Nichtsthuer ſehen, und der Junge ſchämt ſich und entſchuldigt den Herrn mit Krankſein. Wenn der Bauer nicht ſelbſt ſein beſter Knecht iſt, ſo geht's nicht, hatte der alte Simon geſagt. Auf dieſem Gut aber will der Bauer ein großer Herr ſein und nichts arbeiten. Und dafür giebt es keine andere Rechtfertigung als „Krankſein". Hadrian Hausler fühlte es ja ſelbſt oft genug, daß er nicht ſo war wie andere. Jetzt Überſchwung, jetzt Stumpfheit. Und das Eiskorn im Blut. Ein einziges Feuer noch manchmal, doch — es fröſtelte ihn über über den Rücken. Ein invalider Großſtädter. Dann kommen ſie mit ihrem isländiſchen Moos und lachen dumm. Die ſollen es noch erfahren, daß der Stadtherr

nicht bloß einen Kopf, ſondern auch Arme hat! Mit energiſchen Zügen wurde der Entſchluß feſtgenagelt im Tagebuch.

Und eines Tags im Heuen, nach dem Mittagsſchläfchen, ging er rüſtig hinaus auf die Wieſe. Ein glühender Julitag laſtete über den welken Matten. Und gerade in ſolcher Hitze mußte das Heu geheimt werden. Aber er ſah die Leute nicht gleich. Sie ſaßen in zuſammengeſchobenen Heuhaufen, aßen Weißbrot und tranken Wein, ſich ihrer erſtrittenen Rechte freuend. Eins gab dem andern den großen Krug in die Hand, und ein paar übermütige Mägde rangen darum, gleich nach dem Mannsbild zu trinken, wenn der Krugrand noch nach Bart rieche. Hadrian wäre zu gern näher angeſchlichen, da erhob ſich aus einem abſeitigen Neſt der Verwalter, unweit von ihm die kleine Küchenmagd, dann allmählich auch die andern. Als ſie den Herrn ſahen, riefen ein paar überlaut: „So, a biſſel gelabt haben wir uns, jetzt wieder an die Arbeit!“ Und griffen munter zu ihren Heugabeln und Rechen.

Hadrian hatte nach dem Sabin ausgeſchaut, er ſah ihn nicht und fragte nach ihm den Verwalter.

„Der Kammerherr!“ entgegnete Frang. „Den darf der Herr nicht bei der Arbeit ſuchen.“

„Aber er iſt ja da!“ rief ein Knecht dazwiſchen. „Er hat ſeit aller Morgenfrüh gearbeitet.“

Im Schatten eines Eſchbaumes lag er. Auf dem Rücken lag er, den Arm unterm Kopf, ein Knie aufgeſtemmt. Die Augen zu, den Mund offen, und eine ſportsluſtige Heuſchrecke hüpfte über Berg und Schlucht, über Naſe und Mund hin und her. Hadrian hatte auf ihn hingeblickt, wohlgefällig und ſchadenfroh, den Jungen auch einmal bei einem „Krankſein" ertappt zu haben. Er ließ ihn ſchlafen, nahm ihm aber die Heugabel von der Seite. Dieſe Gabel war ein ungefüges, langſtieliges, dreiſpießiges Ding. Hadrian faßte ſie tapfer an und miſchte ſich unter die Arbeiter. So wie ſie kraute er die dünne Heuſchicht zuſammen in Häufchen, wie ſie ſchob er dieſe zu großen Haufen, wie ſie baute er das Heu um eine aufrechtſtehende Stange, an der es ein rinsumlaufender Knabe feſttrat. Die Leute ſtaunten und arbeiteten mit größter Emſigkeit. Er warf den Rock weg, ſo daß man die weißen Hemdärmeln ſah, das ſchwarzſeidene Weſtenfutter und die ſilberne Schnalle rückwärts am Beinkleid. Nun ſpreizte er die Glieder aus und ſchupſte die kniſternden Mahden. Auch Frang griff lebhaft zu. Eine ſchweigende Beweglichkeit über die ganze Wieſe hin, und ſo ſchnell war der weite Plan wohl noch niemals aufgeräumt worden, als an dieſem Nachmittag. Nachdem Hadrian ſehr lange ſo gearbeitet hatte, zeigte ſeine Taſchenuhr, daß es kaum eine Stunde war. Aber er hielt aus, bis das ganze Heu in Schöbern ſtand.

Der Saberl war aufgewacht. Raſch erhob er ſich, nahm eine der Senſen, die im Strauchwerk am Rain verborgen geweſen, und ging hinüber, wo noch das lange Gras ſtand. Auch die Knechte thaten dasſelbe. Hadrian hatte gemeint, es würde nach dem Schobermachen Feierabend ſein, nun konnte er aber doch nicht ausſpringen. Weil es mit der Gabel ſo gut gegangen, machte er ſich auch an die Senſe.

„Den gnädigen Herrn müſſen wir ſchon voranlaſſen," ſagte einer der Knechte, und Hadrian ahnte nicht, wieviel Tücke in dieſer Ehrerbietung lag. Als er ſich weitbeinig und gekrümmt anſtellte, kicherten ſie ſchon über die Figur. Er wollte lind wie die andern Mähder ſeine Senſe durch das Gras ſtreichen, da zeigte ſich dieſes Werkzeug als ſehr plump und ungeſchickt. Zwei dumm angebrachte Stiele, ein halbgekrümmtes Rieſenmeſſer — eine Waffe für Barbaren. Als er damit den erſten Hieb that, duckte ſich das Gras, ſo daß die Senſe darüber hinwegflog. Die folgenden Hiebe waren glücklicher. Da fiel Gras, und die Knechte ſtimmten ein Lobgeſchrei an. Das hob ihn ſichtlich, und es ging ein Weilchen ganz gut. Plötzlich aber ſtak die Senſenſpitze tief im Raſen, daß Erde aufſprühte. Heftig riß er das Werkzeug heraus, that neuerdings einen ſcharfen Hieb, da war die Senſe entzwei. Mitten entzwei, und am Hebel war der gebrochene Stumpf. Er warf das Zeug ins Gras,

lachte überlaut, als ſei es ein Spiel geweſen, und ging davon.

Er hatte genug. Wie ein Sträfling war er ſich vorgekommen bei dieſer Verrichtung. Nein, für einen Kulturmenſchen iſt das nichts. Die Weltordnung iſt ſchon richtig. Es muß Herren und es muß Knechte geben. Aber mit dieſer Philoſophie war es nicht abgethan. Nun kamen an den Händen die Schwielen, an den Gliedern die Schmerzen, die Arme thaten ihm weh, die Beine thaten ihm weh, die Rippen thaten ihm weh, das Kreuz that ihm gar ſehr weh. Am nächſten Morgen vermochte er nicht einmal, ſich den Rock anzuziehen. Der Saberl mußte ihm dabei helfen.

„Ja, mein Junge, das iſt umgekehrt. Nicht weil ich krank bin, kann ich nicht arbeiten, ſondern weil ich gearbeitet habe, bin ich krank. — Übrigens, du warſt geſtern auch mit der Senſe draußen.“

„Mir iſt's eh zuwider, daß ich eingeſchlafen bin.“

„Das kannſt du dir gönnen. Arbeiten, dafür ſind ja die Dienſtboten da, die koſten ein ſchweres Geld! Warum ſollſt du dich noch für ſie plagen?“

„Ich hab ja Zeit dazu. Wenn ich nit immer einmal ein biſſel arbeite, ſo hab ich keinen Schlaf. Und g'freut mich auch ſonſt nix.“

Eines Tags ſchritt Verwalter Frang auffallend

laut die Treppe hinan und klopfte lebhaft an die Thür. Er war in gehobener Stimmung.

„Auch dieser Tag ist gekommen," rief er anstatt des Grußes dem Herrn entgegen. „Einen Eid darauf, ich erwartete ihn schwerer, als Sie. Die weiße Fahne muß man auf den Giebel stecken. Ich bringe Geld!"

Ein schweres Paar Ochsen hatte er verkauft. Die Banknoten, Zehnguldenscheine, deckten fast die ganze Tischfläche.

„Ich könnte es heute verdreifachen," sagte er, und seine Stimme schnarrte vor Vergnügen, „wenn ich das Jungvieh verkaufen wollte. Ziehe aber vor, im nächsten Jahr es zu versechsfachen."

Hadrian schüttelte ihm warm die Hand: „Ich danke Ihnen für Ihre redlichen Bemühungen."

Dann allerdings kam der Verwalter auch mit einem Anliegen. Es waren Steuern fällig, wofür er sich Geld erbitten müsse.

„Sie haben doch nicht alles fatiert?"

„Aber! Was denken Sie!" Beinahe entrüstet war er über die Frage. Er beruhigte sich aber bald und begann darzulegen, daß der Aufschwung der Viehzucht den Bau eines großen Stalls bedinge, wozu bereits Holz und Zimmerleute bestellt seien. Dann denke er

auch an eine Kornmühle. Es sei unverantwortlich, an fremden Mühlen mahlen zu lassen, da es auf der ganzen Welt keine günstigere Wasserkraft gebe, als in Finkenstein. Das Bachbett oben hinter dem Rain liege mindestens um dreißig Meter höher, als das Gehöft, und könne das Wasser vermittels einer einfachen Rinne zu den Gebäuden geleitet werden. Jetzt, da die Wirtschaft endlich in Schwung käme, sei es sogar eine Freude, Geld auszugeben, man wisse, wofür. Die Nachbarn fingen schon an, ihre Köpfe zu erheben und herüberzugucken auf Finkenstein, um zu sehn, wie auch heute noch eine Landwirtschaft Früchte trage, wenn sie gut geleitet werde. Ein Großbauer aus Kieshofen habe sogar unter der Hand anfragen lassen, ob er nicht den Vorknecht haben könne. Der Mann würde es wissen wollen, wie es gemacht wird. Als ob's an einem Vorknecht läge.

„Ich weiß, an wem es liegt," sagte Hadrian freundlich, hieß dem Verwalter das Geld wieder zusammenstreichen und gab das Fehlende dazu. Dann sprach er von einem Mißverständnis, das er mit dem Müller in Gug gehabt habe. Es sei geschrieben worden um acht Säcke Weizenmehl, und es sei Maismehl geschickt worden.

„Die Konfusion kommt wieder einmal vom Saberl," sagte Frang. „Haben Sie doch die

Gnade, die Korreſpondenz perſönlich zu beſorgen. Sollte es gewünſcht werden, wäre auch ich dazu bereit. Ordnung iſt die Hauptſache.“

„Guten Abend, Herr Frang!“

Na, da konnte er ja gehn. Wenn er auf den Jungen zu ſprechen kam, da hieß es immer gleich: guten Abend!

Es iſt bekannt, daß im Landvolk das Ideal vom Guten mehr gilt, als das vom Schönen. Je urſprünglicher ein Volk, je mehr lebt es in der tüchtigen That, je weniger hat es mit der Kunſt zu ſchaffen. Je mehr ein Volk ſich verfeinert, um ſo mählicher entfernt es ſich von dem Begriff Tugend, um ſo mehr nähert es ſich dem, was man unter Brüdern Kunſt nennt. In den Städten macht Tugend niemand mehr Freude, nur wenigen Ehre, ſie iſt verachtet wie eine altväteriſche Sache, und an ihre Stelle iſt vielfach der Schönheitsſinn getreten.

Hadrian Hausler fand, daß der Bevölkerung dieſer ſchönen Berggegend aller Kunſtſinn abgehe. Außer rohen Heiligenbildern nichts. Die Häuſer auswendig ohne Sachen, „und inwendig ohne Schulden", wie der Saberl luſtig, aber vielleicht nicht mehr ganz richtig dazuſetzte. Auch in Finkenſtein fand ſich außer den Herrlichkeiten des Ritterſaales nichts vor, als im Park ein plumper Herkules. Da hatte der Herr auf Finkenſtein den humanen Einfall, zur äſthetiſchen Bildung des Volks beizutragen. In einer Kunſtausſtellung hatte er einmal eine überlebensgroße Aphrodite geſehn, auf deren Schulter ein ſchelmiſcher Amor ſitzt, der ihr etwas ins Ohr flüſtert, dieweilen er den einen Fuß über ihren Buſen hinablegt und dort mit der Zehe ein Grübchen drückt. Dieſe Gruppe konnte Hadrian nicht vergeſſen, bis er ſie nun an-

kaufte und nach Finkenſtein bringen ließ. Und als ſie vor dem Schloſſe ſtand, nahe dem Weg, der nach Gug führt, da machte es dem Eigentümer einen beſonderen Spaß, manchmal die Vorübergehenden zu beobachten vom Hinterhalt. Waren ihrer mehrere, ſo ſtreiften ſie die Gruppe nur mit einem ſcheuen Blick, war nur einer, ſo blieb er ſtehn und betrachtete das ſchöne Weib und den ungezogenen Jungen. Hadrian freute ſich an dem „Aufzucken des göttlichen Funkens", wie es im Tagebuch heißt. Auch nahm er ſich vor, perſönlich Kunſt zu treiben. Weshalb ſollte er ſich nicht im Modellieren verſuchen, im Malen? Der Thon iſt ſchmiegſam, die Farbe willig, bloß in einer entſprechenden Handführung liegt es, was zu machen iſt. Modelle werden wohl auch zu gewinnen ſein, wenn Vorurteil und Prüderie einmal gebrochen iſt. Wenn man in dieſem Arkadien wieder ein klaſſiſches Griechentum aufwecken könne! Im warmen Menſchenblut muß es ja ſchlummern — das Götterleben! Man ſieht, Hadrian hatte Gedanken, und er freute ſich manchmal darüber, daß er weiſe werde.

Mittlerweile waren ringsum die grünen Felder gelb geworden. Die Schnitter ſtanden der Reihe nach am reifen Korn und legten die Garben. Da war es eines Tags, daß vom Bergwald her ein alter Mann kam, am wogenden Feld hinſtrich, manchmal einen Halm in die Finger nahm, eine Ähre zerdrückte

und das weiße Köpfchen ſchüttelte. Und als er zu den Schnittern kam, rief er ihnen mit einem dünnen Kinderſtimmlein zu: „Euer Korn hat ja's Braune!"

„Was hat es?" fragte ein Knecht lachend.

„Das Braune — mein Menſch! Euer Korn hat das Braune!"

„Was geht das dich an!"

Der Alte wackelte ohne Unterlaß mit dem Kopf, ſeine runden Äuglein that er ſehr weit auf und ſagte: „Das geht mich freilich wohl was an, weil's zu meinem Korn auch hinüberkommen wird, und weil's aufs Jahr in der ganzen Breitengrub krank ſein wird. Es iſt der Brand. Ihr habt ſchlechten Samen gehabt. Es iſt der Flugbrand!"

Der Alte ging vorüber. Die Leute lachten nicht mehr. Als hernach der Verwalter den Roſt an einigen Halmen ſah und einige Körner zwiſchen den Fingern zerrieb und die Finger davon ſchwarz wurden, ſagte er überlaut: „Ei wo! Flugbrand! Halmroſt iſt's und nichts weiter. Das ſchadet nicht."

Dann riet er den Leuten, ſie möchten das vom Flugbrand nicht weiterſagen. Es ſei nicht der Mühe wert. Ein bißchen Vitriolbeize im nächſten Frühjahr für den Samen, und die Sache habe ſich gehoben.

„Es iſt fabelhaft!“ ſagte Hadrian Hausler zum Saberl. Sie ſaßen im wohldurchwärmten Zimmer beiſammen am Tiſch und hatten geſchrieben. Vor den Fenſtern wirbelten Schneeflocken.

„Winter! Wieder Winter! Es iſt fabelhaft, wie die Zeit raſt. Die Stunden kriechen, und die Jahre fliegen. Kaum eine Erinnerung.“

„Und leere Säcke liegen platt,“ entgegnete der Junge. Hadrian verſtand das nicht.

Man kann die Zeit ja freilich feſthalten, wenn man ſie in That umſetzt. In der Geſtalt eines geſchaffenen Werkes umgiebt die Zeit des Großvaters noch den Enkel. Das iſt Leben. — Hadrian? Er durfte nicht nachdenken, that's auch nicht allzu oft. Was war er? Was wollte er? Was that er? Auf dem Papier ſuchte er manchmal das Flüchtige feſtzuhalten, auf dem Papier ſuchte er das aus ſich zu machen, was im Leben nicht gelang. Und die Schrift las er und that, als ob der eingebildete Kerl wirklich wäre. In der That wollte es zu nichts kommen. Als er noch in der Geſchäftsſtube der Fletz geſeſſen, gab er die Schuld dem Geld, der Jagd nach dem Geld, der Angſt vor dem Wiederverlieren. Nun war das ja alles fort. Und doch blieb es öde, wurde immer noch öder. Wenn er ſein Inneres durchwühlte nach irgendeinem Gut — nichts als Lappen, Lumpen, verdorrte

Brosamen. Aber Gelüste noch, häßliche Fettflecke, üppiger Zeiten Rest. In früher Jugend schon hielt er es mit andern für eine männliche und löbliche Eigenschaft, die Sünde zu lieben. „Vor dem Laster der Tugend haben mich die Götter behütet," heißt es in einem der Blätter. Aber die Tugend des Lasters hatte ihn nicht selig gemacht. Alle seine Versuche, aufzustehn, sich einer geregelten, ernsten Thätigkeit hinzugeben, waren bisher mißlungen. Mit Gier hatte er manch Neues, Ersprießliches begonnen, um es an einem der nächsten Tage wieder fallen zu lassen. Viele Regungen, wenig Fähigkeit und keine Beständigkeit. Heute Entzücken für das, was ihm morgen zum Ekel wurde — und auch umgekehrt. Und immer wieder der eiskalte Tropfen im Innern, das Schauern einer ruhelosen, kalten Seele. Und doch wieder — das gehörte zu dem Beständigen des Unbeständigen — als zartes, glühendes Fünklein, die Neigung zu dem einen Menschenkind. Diese Neigung war manchmal seltsam süß und warm, erfüllte ihn aber mit Angst vor Verlust.

„Bleibe noch sitzen, Sabin. Nimm dir eine Zigarre. Ach, du kannst sie immer noch nicht vertragen. Dann lieber nicht. Mich dünkt übrigens, du hättest einmal Pfeifen geraucht. Und dir's abgewöhnt — ich glaube gar, mir zuliebe —?"

„Ja, das schon. Und —"

„Und?"

„Und weil mir davon allemal übel geworden ist."

„Na, siehst du, was die Liebe vermag! Will dir mal Zigaretten kommen lassen. So für die Plauderstunden. Es plaudert sich besser beim Rauchen."

„So plaudern da? Wenn's nicht leicht geht, kann man's ja sein lassen," meinte der Saberl.

Hadrian fand den Jungen manchmal keck — aber das behagte ihm. Nach einer Weile sagte er: „Du gehst hin und plauderst mit andern. Hast du noch nie darüber nachgedacht — ich meine, nachgedacht — was ich für ein armer, einsamer Mann bin? — — Ich habe doch eigentlich niemand auf der Welt."

„'s ist doch der Herr Frang da!"

„Das gehört nicht hierher."

„Der ist ja viel unterhaltlicher, als ich."

„Das zu entscheiden ist meine Sache. Herr Frang ist ein braver Mann. Aber — weißt du, Sabin, man möcht — jemand möcht man gern so recht herzlich gut sein dürfen. Begreifst du das?"

Der Junge fuhr sich mit seinen Fingern ins Haar und wurde unruhig. „Ja freilich, ja freilich."

„Sprich Sabin."

„Weiß nit, was man da sagen soll."

„Nun in Gottes Namen, so sage gar nichts.

Höre mich bloß an und glaube, daß — eigentlich, es ſpricht ſich ſchwer. Du haſt recht, es ſpricht ſich wirklich ſchwer. Die Sache iſt die, du biſt ein guter Kerl, und ich habe dich lieb."

Unbeweglich, wie eine Holzfigur, ſaß der Junge nun da und ließ das Wort über ſich ergehen. Und als ihm Hadrian die Hand auf die Achſel legte: „Ein bißchen — ein klein bißchen gerne, nicht wahr, das haſt du mich auch?"

Jetzt ſprang der Saberl auf, wandte ſich gegen das Fenſter und ſagte: „Da geſchieht einem grad hart. Freilich weiß ich's, wieviel Dankbarkeit ich ſchuldig bin."

Sie gingen auseinander, und was hätte geſchehen ſollen, es iſt wieder unterblieben. Auf dem Blatte des Tages ſteht: „Dieſer Menſch iſt mir die einzige Freude und die einzige Pein. Was die Zunge nicht vermag, muß die Feder verrichten. Demnächſt das Teſtament. — Übrigens, welcher Mann iſt in dieſer Sache ganz ſicher?"

Als das Jahr immer mehr in die Winternacht versank, da begannen neuerdings die Proben zum Paradiesspiel. Und nun ging es.

Bei den Proben gab's Wein. Der stärkt das Gedächtnis, meinte Herr Frang, giebt Mut und macht die Glieder geschmeidig. Das Jahr vorher wäre es ein steifledernes, lamentables Bauernspiel geworden, diesmal konnte es eine Schaustellung geben, die sowohl Mitwirkenden als Zuhörern zum Vergnügen werden sollte. Die Gesellschaft war mit wenigen Ausnahmen die gleiche. Die Eva, verriet Frang dem Herrn, habe sich ganz überraschend gebessert. Ihm sei leider die Rolle zugefallen, die am allerwenigsten für ihn passe. Aber was könne man machen. Er gedenke einen möglichst ergötzlichen Teufel zu schaffen. Ausspringen wollte bloß einer, natürlich wieder der Saberl. Hadrian beschwor diesen bei seiner Liebe, das wirkte nicht. Er beschwor ihn bei seinem Worte, das er früher gegeben und das als gutes Manneswort doch wenigstens auf ein Jahr vorhalten würde! Das wirkte. Der Junge nahm den Erzengel auf sich, sagte aber, er stehe für nichts. Es habe alles seine Grenzen.

„Ist schon gut, Saberl. Du wirst das Spiel nicht verderben."

„Lassen Sie mich wirklich nicht los, Herr? Wenn ich noch einmal bitte!"

„Unſinn, Junge. Du giebſt den Engel!“

„Na — gut.“

Und am dritten Weihnachtsfeiertag iſt denn die Komödie losgegangen. Der Erzähler muß vorwegs ſagen, daß ſie nicht zu Ende geſpielt wurde.

Im Feſtſaal war die Bühne errichtet worden. Ein blutroter Vorhang war durch Schnüre auf- und zuzuziehen, was ſchon einmal eine tragiſche Stimmung gab. Davor als Rampe eine Reihe Wachslichter. Der Bühne gegenüber an der Wand ein erhöhter Sitz mit Baldachin. Das war die Hofloge und zugleich das ganze Auditorium. Der Saal war übermäßig geheizt und völlig ſtill. Nun erſchien der Schloßherr. Er war in weitem Hauskleid und ſetzte ſich behaglich auf den Thron. Hinter dem Vorhang geheimnisvolle Unruhe, Flüſtern, Kichern. Die vergnügte Kunſt! Hadrian fühlte nachgerade etwas wie Beklommenheit. So geſpannt war er — kindiſch geſpannt.

Es klingelt. Ruhe. Stille. Nichts rührt ſich. Plötzlich ein Gepolter, dann wieder Stille. Die Kerzen flackern und ſenken ihre flammenden Lanzen, als verneigten ſie ſich vor dem Schloßherrn. Es klingelt noch einmal. Der Vorhang ſpaltet ſich auseinander. Man ſieht den Himmel — nichts Geringeres. Im Hintergrund ein blaues Tuch mit güldenen Sternen beſetzt. Im Vordergrund ein paar Wolkenballen, auf denen Engel ſchweben. Wenn man bei

Engeln von Realismus ſprechen könnte — ſie ſind danach. Auf erhöhtem Wolkenthron, der an Stricken hängt und leider ein wenig ſchaukelt, ſitzt der Allvater mit langem Bart, erſchafft mit einigen Knittelverſen den Adam und ſchärft ihm ein, keinen Apfel zu eſſen. — Nach dem Scenenwechſel ſieht man das Paradies. Das kann natürlich vor unbeſchreiblicher Schönheit nicht beſchrieben werden. Unter einem Baum ruht Adam, dürftig mit einer Schafshaut bekleidet. Er erwacht, ſchaut um ſich, bewundert das Paradies und klagt bald darauf über Langeweile. Er ſpricht in Reimen und ſchläft aus Langeweile wieder ein. Da erſcheint der Allvater, verhüllt in ein rotes, langes Schlepptuch, und während er feierlich erklärt, daß er dem Adam aus der Rippe eine Gehilfin mache, kraucht aus dem Tuch ſchon die kleine Eva hervor. Sie iſt verhüllt mit langem loſem Haar und auch mit Laubwerk, das iſt winterdürr und raſchelt. Das junge Weſen ſchmiegt ſich an den Adam und macht ihm Vorwürfe, daß er ſo lange geſchlafen habe, wogegen er ihr vorhält, daß ſie ihn ſo lange warten ließ. Der häusliche Zwiſt löſt ſich in Hunger auf. Da zirpt vom Baum herab ein dünnes Stimmlein: „Erſchrecket nicht, ich bin die Schlange wohlbekannt und gebe euch einen Apfel in die Hand, ſo ihrer auf dem Baume wachſen.“ Sagt der Adam: „Was ſind das für Faxen! Die Äpfel ſind ja ſper (bitter), ſo

gieb ihn endlich her!" Die Eva meint, verbotene Früchte seien süß, und sie wage einen Biß. Sie reizt den Adam zum Kosten, er weigert sich, schiebt den Apfel mit beiden Händen weit von sich, bis er ihn mit beiden Händen mutig anfaßt und zum Mund führt. Noch mehrere Gleichnisreden zweideutiger Gattung. — Hadrian fand diese Scene reizend, nur war er mit der Kostümierung nicht ganz zufrieden. Eine noch größere Einfachheit würde eine noch größere Wirkung erzielen.

In der weiteren Verwandlung ein Buschwerk, hinter dem das junge Paar sich versteckt hält, laut jammernd, auch nicht einen Faden Gewandung zu besitzen. Da faucht ein schwarzes, zottiges Ungetüm heran, mit roten Glotzaugen, einem blökenden Mund, heraushängender Zunge, mit gekrümmten Bockshörnern und einem langen, sich schlängelnden Schwanz. Der Teufel waltet sofort seines Amtes und macht den armen Sündern die Hölle heiß. Er sei der Fischer, „den Apfel an der Angelstangen, um junge schmackhafte Menschen zu fangen und im höllischen Feuer zu braten". Das Paar verkriecht sich angstvoll noch tiefer ins Gebüsch, aber der Teufel, lüstern nach den schimmernden Fellen, sucht sie hervorzuzerren. — Diese Scene war bestimmt gewesen, recht realistisch ausgesponnen zu werden, da erscheint zu früh der Cherub. Hoch und schlank, in langem,

weißen Hemd, sein junges Gesicht leuchtet in heiligem Zorn, in der Hand hält er gezückt ein krummes Schwert. Der Teufel duckt sich und kichert: „Packt der sie am Kragen, brauch ich mich nicht zu plagen, die Hölle ist ihnen doch gewiß.“

Der Engel wendet sich gegen den Adam und spricht:

„Hinaus aus diesem Paradies,
Weil du ein armer Sünder bist.
Verflossen ist die Gnadenfrist,
Hinaus aus diesem Garten!“

Das Menschenpaar huscht nach hinten davon.

Hadrian ist erfreut über die Würde des Cherubs und denkt, das möchte man dem Saberl nicht zutrauen. Da wendet der Engel sich gegen den Teufel. Seine Augen lodern. Sein ganzer Körper bebt, als er mit einer Stimme, die durch alle Nerven dringt, hinschmettert:

„Hinaus aus diesem Paradies,
Dieweilen du ein Schurke bist,
Voll Unzucht und voll Hinterlist.
Hinaus aus diesem Garten!“

Der Teufel in höchster Verblüffung, scheint Einspruch erheben zu wollen, sucht aber statt dessen davonzuhuschen. Mit einem wuchtigen Hieb haut ihm der Engel den Schwanz ab. Der Vorhang fällt plötz-

lich. Auf der Bühne Getrampel, wirre Stimmen. Ein Fehler sei gemacht worden, ruft laut die Stimme Frangs.

„Ich hab keinen gemacht!" schreit die kleine Eva.

„Ich hab auch keinen gemacht!" schreien andere. Alles läuft in der Vermummung oder halbnackt durcheinander, auseinander.

Als der Saberl, im langen Hemd noch, die Treppe hinabging, flog ihm ein Kuhschwanz auf den Rücken, daß es klatschte. Das war des Teufels abgehackter. Andere Kränze wurden dem Mimen nicht geflochten.

Ein besonders leckeres Abendbrot war veranstaltet gewesen, aber der Verwalter erschien nicht. Hadrian enttäuscht, mißgestimmt. Der Saberl suchte sich harmlos zu gehaben, gelang aber nicht ganz.

„Du hast Kulissenreißerei getrieben, mein lieber Saberl!"

Der Junge schwieg behaglich vor sich hin.

„Das kann Unannehmlichkeiten geben."

„Hab's ja gesagt, daß es was geben wird."

Und am nächsten Morgen erschien er. Der Schloßherr war noch kaum ordentlich angekleidet, als Frang sich melden ließ, es erleide keinen Aufschub. Feierlich und gemessen trat er ein, im schwarzen Anzug, so wie vor anderthalb Jahren, als er die erste Aufwartung gemacht.

„Herr Hausler, Sie werden sich wohl nicht wundern, mich heute in dieser Verfassung zu sehn. Ich muß um mein Zeugnis bitten."

„Wieso, Herr Frang?" fragte Hadrian mit arglöser Miene, die aber gekünstelt war.

„Sie haben es ja gehört — gestern."

„Na, na. Sie werden doch des bißchens Übertreibung wegen — Allerdings hat der Junge in der Schlußscene etwas zu viel Temperament entwickelt, auch nach meinem Geschmack. Obschon ich mich sonst ganz ausgezeichnet amüsiert habe, ich versichere Sie. Und ich bin Ihnen wirklich dankbar, daß Sie sich so viele und erfolgreiche Mühe gaben, mir den angenehmen Abend zu verschaffen. Leider war er nur viel zu kurz. Einige der lebenden Bilder hätte ich wiederholt gewünscht, und vielleicht noch um einen Gedanken plastischer. Nun, das giebt sich ein nächstes Mal. Ich muß nur immer Ihre Vielseitigkeit bewundern, Herr Frang, ein wahrer Tausendsassa! Aber gewiß!"

„Lassen wir das," sprach Frang. „Dieser Mensch hat Worte gebraucht, die nicht im Text stehn."

„Wie? Extemporiert hat der Schlingel?!" lachte Hadrian überlaut.

„Er hat, wie Sie recht gut gehört haben werden, Worte gebraucht, die mich auf das Tiefste beleidigen mußten. Von dem Gespött, dem ich ausgesetzt bin, gar nicht zu reden."

„Herr Frang, ich bin in der größten Verwunderung. Wie Sie, sonst ein so kluger Mann, diesem Komödienscherz so viel Gewicht beilegen können."

„Das ist kein Komödienscherz, Herr! Das ist ein vorsätzlicher Schimpf. Der ist auf mich berechnet gewesen."

„Mein Gott, das denkt doch kein Mensch auf der Welt! Ha, ha, daß Sie ein — ich weiß nicht was —. Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, wie der Ausdruck gelautet hat."

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Hausler. Ihren jungen Herrn werden Sie nicht rechtfertigen. Ich kümmere mich nicht darum, in welchem Verhältnis Sie etwa zu diesem Menschen stehn, und wie es kommt, daß jeder unbescholtene Mann bei Ihnen im Unrecht ist, der sich gegen diesen — ich will das richtige Wort unterdrücken — kurz, der sich gegen ihn zu wehren hat. Haben Sie die Güte, mir das

Meinige auszufolgen. Mit dem — andern werde ich meine Abrechnung halten."

„Nun — mein Herr! Wenn die Sache für Sie wirklich ein so schweres Gewicht hat, dann wollen wir doch auch den Angeklagten vorladen und zur Rede stellen."

„Das ist mir gleichgültig. Damit Sie aber nicht glauben, daß nur hinter seinem Rücken — gut. Ob es mir aber gelingen wird, jene Mäßigung zu bewahren, die Sie wahrscheinlich wünschen — das kann ich nicht versprechen. Versuchen will ich es."

So ist der Junge gerufen worden. Als er eintrat und den Verwalter mit dem Herrn zusammensah, nahm sein Gesicht einen fremden Ausdruck an. Die Augensterne wurden klein, mit den Oberzähnen biß er auf die Unterlippe. Im weiteren blieb er ruhig.

„Komm her, Sabin," sagte Hadrian mit kalter Gelassenheit. „Herr Frang beschwert sich, daß du ihn gestern auf offener Scene und ins Gesicht beschimpft hättest."

Dem Jungen zuckten jetzt die Mundwinkel. Dann that er verblüfft. „Ich? Den Herrn Frang? Bei offener Scene ins Gesicht? Aber — Herr Frang war ja gar nicht da."

Trat der Verwalter vor: „Sie haben Ausdrücke gebraucht, die nicht im Text enthalten sind.“

„Das ist schon möglich. Ich hab mein Blatt verloren und nachher die Sachen so hersagen müssen.“

„O nein, mein Lieber! Absichtlich haben Sie den Text gefälscht.“

Nach kurzem Schweigen entgegnete der Saberl: „Wenn Sie mir so kommen, Herr Verwalter, alsdann will ich Ihnen auch was sagen. Den Text haben Sie gefälscht. Durch das ganze Stück. Ja wohl! Da soll man nur einmal vergleichen, wie es im Büchel steht und wie Sie es den Leuten eingelernt haben. Im Büchel steht keine Schweinerei, Herr Verwalter! Und wie die Komödie gespielt werden muß, das steht ganz anders im Büchel. Ich hab mich geschämt für alle jungen Leut, die dabei gewesen sind.“

„Nun, nun,“ sagte Hadrian. „Das ist etwas anderes, das gehört nicht hierher. Gestrichen und geändert wird auf dem Theater nach Belieben. Auf jedem. Und ist zum Mitspielen auch niemand gezwungen worden. Jetzt handelt es sich darum, ob du den Herrn Frang mit Absicht lächerlich gemacht hast —“

„Nicht bloß lächerlich gemacht!“ rief Frang dazwischen. „Beschimpft, verleumdet!“

„Also — beschimpft hast, als du in der letzten

Scene die Worte an ihn gerichtet und ihm gewaltsam einen Teil der Vermummung abtrennteſt —"

„Ja, den Kuhſchwanz!" lachte der Saberl auf.

„Was im Buch durchaus nicht vorgeſchrieben iſt und war! Und das ihm niemand eingelernt hat!" rief der Verwalter.

„Nun, Saberl, was ſagſt du dazu?"

Da antwortete der Junge: „Ich hab ſchon geſagt, daß der Herr Frang gar nit da war und daß von ihm auch keine Rede geweſen iſt. Das werden alle ſagen, die dabei waren. Ich hab's juſt einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, mit dieſem falſchen, unzüchtigen Schurken. Dem hab ich den Kuhſchwanz abgeſchlagen, und wenn ein anderer auweh ſchreit, ſo kann ich nix dafür."

„Es iſt alſo ein Mißverſtändnis," fand der Schloßherr für gut, jetzt zu ſagen. „Ein Mißverſtändnis, das ſich völlig aufgeklärt hat. Ich hoffe, Herr Verwalter, daß Sie zufrieden ſind, und die Sache iſt abgethan."

„Sie iſt abgethan, wenn mir der junge Herr Abbitte leiſtet," begehrte Frang.

Darauf ſagte der Saberl: „Abbitten? Da laß ich mir lieber die Händ und die Zung abſchneiden," und ging zur Thür hinaus.

„Natürlich," ſagte Hadrian ſtets beſchwichtigend, „er kann natürlich nur den Teufel gemeint haben,

und könnte also höchstens der eine Abbitte verlangen. Ich denke, das ist seine Sache, das geht uns nichts an. Vielmehr ist es so, lieber Frang, Sie hatten eine undankbare Rolle. Dankbar hingegen ist die Rolle, die Sie als Verwalter auf Finkenstein zu spielen haben. Wüßte nicht, wer Sie ersetzen könnte. Thun Sie mir den Gefallen und lachen Sie über die dumme Geschichte."

Er war überaus mit sich zufrieden, und auch Frang schien zuletzt nicht unzufrieden zu sein mit der guten Verfassung, in der der Herr sich befand. Der Verwalter schwieg nun und starrte zu Boden. „Es mag ja richtig sein," sagte er endlich, „den Kopf voller Sorgen wird man eben manchmal unwirsch. Welche Absicht er bei der Sache gehabt hat, kann mir schließlich gleichgültig sein. Mir genügt es zu wissen, daß Sie die richtige Auffassung haben. So will ich mich bequemen. Mir ist — offen gesagt — dieses Gut zu lieb. Wenn man etwas — ich darf wohl sagen — so völlig aus nichts geschaffen hat, zum mindesten in den Stand gesetzt — es wächst einem ans Herz. — Nur um eins möchte ich bei dieser Gelegenheit ersucht haben für die Zukunft. Lassen Sie nicht von andern, die weder Schick noch Blick haben, geschäftliche Briefe besorgen. Das bringt allerlei Verdrießlichkeiten und erschwert mir mein Amt. Jetzt zum Beispiel beklagen sich die Leute, daß sie statt

Weizenkläse Maisbrei essen sollen, und geben mir die Schuld. Und Ursache ist die briefliche Konfusion des — Kammerherrn, wenn man schon so sagen soll. Nein, wenn schon alles andere auf meinen Schultern ruht, so überlassen Sie mir doch auch die Korrespondenz, Herr Hausler."

Hadrian fand dieses Begehren durchaus billig. Er dachte, mich enthebt es der Mühe, ihm erleichtert es die Verwaltung.

„Aber ganz selbstverständlich, Herr Frang. Ich begreife es vollkommen, daß der Steuermann alle Radhebel in der Hand haben muß. — Wollen Sie sich nicht bedienen?"

Frang nahm aus dem gebotenen Kästchen eine Zigarre, und die Angelegenheit war geschlichtet.

Hadrian hatte darüber ein rechtes Wohlgefallen. Auch mit dem Jungen war er zufrieden. Wie schlau und stolz er sich aus der Schlinge gezogen hat! Ja, ja, es liegt im Blut!

Digitized by Google

Dann war es einmal, daß Verwalter Frang zu ſpät zum Mittagstiſch kam — zu ſpät um eine ganze Stunde. Er mußte mit Aufgewärmtem vorlieb nehmen, hingegen hatte er Geld gebracht. Mit einem Holzhändler war er im Wald geweſen, um Lärchen aufzuſuchen und zu verkaufen.

„Ich bitte nur um Entſchuldigung, mich ſo ſehr an der Tageszeit geirrt zu haben. Es iſt doch nicht auf mich gewartet worden?“

„Geht denn Ihre Uhr nach?“

Da geſtand Frang lachend, er hätte gar keine. Er hätte ſeine Uhr verkauft.

„Aber, wie kann man ſeine Uhr verkaufen?“ fragte der Gutsherr.

„Ja —“ machte achſelzuckend der Verwalter. „Es giebt eben Umſtände!“ Einen kurzen Blick auf den Saberl, dann ſchwieg er von der Sache. Dem Herrn fiel das auf, und als er ſpäter mit Frang in den Wirtſchaftsgebäuden umherging, um ſich Vorräte zeigen und auf dem Merkbrett die Stundung der Arbeiter erklären zu laſſen, brachte er ihn noch einmal auf die Uhr.

„Sie können doch unmöglich die Taſchenuhr entbehren. Darf ich Ihnen die meinige borgen?“

„Dieſe goldene? Nein. Wenn Sie ein beſcheideneres Werkchen hätten — nichts weiter, nur Ver-

läßlichkeit beanſpruche ich — Würde bitten, ſie mir von der nächſten Gehaltsrate abzuziehn."

„Aber ſagen Sie mir doch, Frang, wie man ſeine Taſchenuhr verkaufen kann. Ebenſo gut ja auch das Taſchenmeſſer, das Taſchentuch."

„In der That, ja!" lachte der Verwalter. „Doch wie geſagt — Verhältniſſe. Läßt ſich ſchwer darüber reden. Das iſt ein ſtrammer Burſche, nicht wahr?" Bei dieſem Wort hieb er ſeine flache Hand auf den Rücken eines grauen Stiers, der in der Herde eben über den Hof getrottet kam. „Von dem verſpreche ich mir etwas. Oberländerraſſe. Das Geheimnis in der Viehzucht iſt, gute Raſſen zu erzielen. Einige Geduld, dann aber hat man — ich möchte ſagen — eine nie verſiegende Quelle des Wohlſtands."

Hadrian aber dachte an die Sackuhr, und da müſſe was dahinter ſein. Er kam wieder darauf zurück.

„Nun, Herr, wenn Sie es durchaus wiſſen wollen," ſagte Frang. „Dann aber bitte ich Sie, in meinen Salon zu treten."

Er führte den Schloßherrn in die Strohkammer; und auf einem der großen Schaube, wie ſie dalagen, war es nicht minder gut ſitzen als auf einem Sammetſofa. Sie ſetzten ſich darauf und lehnten ſich an die Wand.

„Ich habe," begann Frang, „keinen Grund, Ihnen meine Verhältniſſe zu verſchweigen, Herr Hausler. Es iſt nicht meine Sache, mich beſſer zu machen, als ich bin. Von Haus aus arm, habe ich mich nur durch Arbeit und Fleiß emporgebracht und mir im Leben Kenntniſſe erworben, ſo daß ich mich getraue, jedes Gut, auch das größte, zu leiten. Erfreue mich auch ſtets eines anſtändigen Gehalts, und doch — um es kurz zu ſagen — ich kann auf keinen grünen Zweig kommen. Gerade daß man knapp, ohne Schulden machen zu müſſen, auskommt. Von irgendeinem Luxus kann keine Rede ſein. Werden Sie mir glauben, daß ich im ganzen nur zwei Anzüge beſitze? Und nicht einen Lappen mehr."

Wohl ein bißchen — ein bißchen ſpielen, oder was?" meinte Hadrian etwas ſchüchtern.

Der Verwalter lachte grell auf, würdigte aber die Bemerkung keiner weiteren Antwort. „Mir geht es auch gerade nicht in die Nerven," fuhr er fort, „ich mache mir nichts draus. Solange man anſtändig auftreten kann. Und ſeinen Verpflichtungen nachkommen könnte —"

„Sie haben alſo Verpflichtungen."

„Bis an — die Taſchenuhr."

„Eine Familie? Arme Verwandte?"

„Alles das nicht. Aber Sie ſitzen ſchlecht. Sie rutſchen hinten hinab. Rücken wir den Schaub. So.

— Wiſſen Sie, ſchuld bin ganz allein ich. Doch eben, wer kann für ſeine Natur, für ſein Temperament! Die Sache iſt die: Frauenzimmern bin ich verpflichtet. Daß ich nur alles mitteile, in Kieshofen ſteht eine. In der Paſſing ſind ihrer zwei. Das junge Gewürm, wenn man es ja anſtändig verſorgen laſſen will, koſtet Geld. Nun hat ſich auch in Gug eine gemeldet. Man kann's natürlich nie wiſſen, allein, bei einem ehrlichen Kerl — es giebt keine Ausflüchte. Nun, der letzte Fall ging an die Uhr, und das iſt die ganze Geſchichte."

Hadrian hatte mit voller Hingabe zugehört und ſagte nun: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Frang. Und da Sie mich einmal zum Vertrauten gemacht, werden Sie auch vielleicht geſtatten — gelegentlich eine Beiſteuer —"

„Niemals," antwortete Frang leidenſchaftlich und erhob ſich.

Hausler fand ſich an dem Abend nachgerade gehobenen Gemüts. Dieſer ſchöne Freimut! Nur ſchade, dachte er, daß Sabin das Geſtändnis nicht gehört hat. Das müßte ihm ſein Vorurteil zerſtreuen. Ein Menſch, der an die Herrſchaft gewiſſenhaft das Geld abliefert, einen völlig unvorhergeſehenen Erlös für ein paar alte Bäume, und gleichzeitig ſeine Taſchenuhr verkauft, um ſeiner Ehrenpflicht nachzukommen! Das ſchlägt wohl doch jeden

Argwohn ein für allemal zu Boden. Ich glaube, der gute Saberl wird ihm noch einmal ordentlich Abbitte leisten müssen.

Und trotzdem. Der Gegensatz verschärfte sich von Woche zu Woche, und endlich stand er auf des Messers Schneide. Früher hatten sie manchmal zu dreien abends ein Kartenspielchen gemacht. Dazu brachte Hadrian sie jetzt nicht mehr zusammen. Kam der eine, so entschuldigte sich der andere. So saßen sie wieder einmal beisammen, Hadrian und sein Liebling. Sabin war ein hübscher Bursche geworden, an Lebensart jedoch — dünkte es den Herrn — habe er eher verloren, als gewonnen. Wortkarg, unlustig saß er da und mischte die Karten. Er mischte sie schlecht, gab unrichtig aus und spielte zerstreut.

„Aber Saberl!“ rief Hadrian. „Du treibst ja Selbstmord!“

Sabin legte die Karten weg und sagte: „Nein, das ist nichts. Ich hätt gern einmal etwas besprochen.“

„Es soll dir leicht werden, Sabin,“ sprach der Gutsherr und hielt ihm die Hand hin.

„Wissen S', mich g'freut's nimmer da. Ich weiß nit, wozu ich bin. Und überhaupt — Schon auch des Verwalters wegen, Sie wissen's ja, ich kann nix dafür, daß kein Zusammensehen ist mit dem.“

„Also was? Weißt du Schlechtes über ihn?“

„Nein," antwortete der Junge fest.

„Nun also!"

„Ich muß nein sagen. Weil ich noch keine Beweise hab. Es geht mich weiter nix an. Aber was mich angeht: ich hab keine rechte Arbeit da. Alleweil im Sonntagsgewand soll ich herumgehn. Und kommt's mir vor, ich sollt zum Faulenzen abgerichtet werden. Das paßt mir nit. Nit einmal Gewand ausstauben und Stiefel putzen. Ich krieg viel und verdien nix. Das mag ich nit. Am liebsten möcht ich zum Vieh, und das geht da nit. Wenn ich geh — Arbeit giebt's überall. Nachher im Frühjahr fortgehn, da möcht's gleich heißen: im Winter hat er sich mästen lassen. Da geh ich lieber jetzt, und will's auch sagen wohin. Ich geh ins Sesam hinauf."

Und dann hat er einen tiefen Atemzug gemacht, als hätte er eine Last los.

„Also — wieder einmal fort willst du," sagte Hadrian. Die Stimme war gedämpft.

„Daß es dem Herrn nit recht sein möcht, das ist halt mein Anliegen. Weil er mir's immer gut gemeint hat. Aber einmal muß es doch anders werden, und das hab ich bereden wollen."

„Sabin. Gebunden bist du bei mir nicht. Es ist dein freier Wille. Wenn — wenn du so sein kannst! — wenn du mich verlassen kannst —"

Sabin war aufgestanden und stand hilflos da.

— Wenn er so spricht, da kann man nit. — Das Herz that ihm weh.

„Junge, ich will dir etwas sagen," sprach Hadrian. „Die paar Wintermonate bleibe noch. Die bleibe noch. Arbeit weiß ich dir. Es muß da oben im Dachboden einmal Ordnung gemacht werden unter den alten Möbeln, Kisten und Papierwerk. Das Zeug ist sogar feuergefährlich. Es könnten auch Sachen von Wert darunter sein."

„Wenn's mir geschafft wird, so werd ich's ja thun," antwortete Sabin. „Aber lieber wär's mir, wenn ich draußen im Hinterschoppen die Brennscheiter klein schneiden dürft. In der frischen Luft."

„Gut, du sollst Scheiter schneiden. Was du willst. Dann, wenn der Winter um ist, will ich — Ich meine, wenn das Frühjahr kommt und wir einmal mitsammen einen größeren Spaziergang machen — Sabin, ich will dir einmal etwas mitteilen."

Und der Junge blieb. Als er dann allein umherging draußen, lange so umherging, da ärgerte er sich. Warum bleibe ich wieder da? Warum geh ich nit fort? Da ich doch will und mich kein Mensch halten kann. Warum geh ich nit fort? Warum kann ich nit fort! —

Aber Finkenſtein war eine ſehr unluſtige Zeit gekommen. Auf den Wieſen blühten ſchon die Dotterblumen neben den Maulwurfshaufen, auf den Feldern die Maßliebchen neben Sand, dürrem Geſtrüpp und andern Winterreſten. Kein Raſen noch gebrochen, keine Hand voll Korn in die Erde geſtreut. Die Karren, Pflüge und Eggen ſtanden im Hof bereit zur Ausfahrt und — kein Arbeiter vorhanden! Die einen hatten den Dienſt aufgeſagt und waren davongelaufen, die andern hatten ihn nicht aufgeſagt und waren auch davongelaufen. Fort waren alle — bis auf den alten Simon.

„Iſt denn auch — die Kleine davon?“ fragte Hadrian.

Und die Antwort Frangs: „Niemand iſt unerſetzlich.“

Der Verwalter blieb guter Dinge und nahm Taglöhner auf. Da waren zwei Ungarn mit flatternden Linnenhoſen und aufgeringelten Filzhüten. Da waren drei „Katzelmacher“ aus Welſchland mit grobzwilchigen Joppen und ſchwarzbärtigen Geſichtern. Da war eine Zigeunerfamilie, wovon das Weib einen verſchliſſenen Berghalterrock und der Mann einen narbenreichen Seidenzylinder trug. Die braune Tochter mit dem glänzendſchwarzen Haar kaute den ganzen Tag Tabak, zwei halbnackte Kinder huſchten im Hof herum und ſuchten Zigarrenſtümpfchen oder bettelten

den alten Simon an um Pfeifenſatz. Mit ſolchen Leuten begann Frang die Arbeiten. Sie koſteten, ſagte er zum Herrn, zwar das Doppelte, leiſteten aber das Dreifache im Vergleich zu den früheren faulen Lottern, die man mit Glauberſalz einpökeln müßte, ſollten ſie nicht riechend werden. Das ſei ein Jammer, aber es werde beſſer werden, bis das neue Geſetz käme. Es war zur Zeit nämlich von einem Retter des Bauernſtandes eine Geſetzvorlage eingereicht worden, des Inhalts, daß die Sträflinge aus den Zuchthäuſern in die Bauernhöfe kommandiert und dort für landwirtſchaftliche Arbeiten verwendet werden ſollten. Ein lieber Staat, dem die Landwirtſchaft gerade noch als Strafanſtalt gut genug iſt, mochte der Herr Frang ſich gedacht haben. Na, wenn von oben herab ſo viel geſchieht, um den Bauernſtand zu heben und zu veredeln, dann braucht ſich unſereiner weiter keine Gedanken zu machen darüber, daß man — ſich opfert. Dann ſind wir ganz an der rechten Stelle.

Hadrian Hausler wurde aber nachdenklich. Wie einſt gewohnt, wollte er einmal den Stand der Geſchäftsbücher prüfen, aber es war mit Ausnahme gelegentlicher Aufmerkungen nichts vorhanden. Der Bauer, ſagte Frang, müſſe die Felder linieren, auf die Äcker Korngarben, auf die Wieſen Heuſchöber und auf die Weiden Herden ſetzen, das ſeien ſeine Geſchäftsbücher. Von Ziffern auf dem Papier habe der

Landwirt nichts, ſolche fräßen nicht einmal die Ferkeln. Dagegen regte ſich in Hadrian aber doch der alte Kaufmann, und er nahm ſich vor, demnächſt den Verwalter zu einer klaren Darlegung des Soll und Habens auf dem Gut zu veranlaſſen. Für alle Fälle. Es ſei ja keines Menſchen Leben garantiert. Wie, wenn Frang ſtürbe? Wer könnte die tauſend Fäden wieder zuſammenfaſſen und beiſammenhalten! — — Der Gutsherr fühlte ſich manchmal gereizt gegen Frang, der ſo ganz eigenmächtig wirtſchaftete. Beſonders aber ſeines Betragens gegen Sabin halber. Da hatte er einmal vom Fenſter aus geſehen, wie der Verwalter den Jungen mit der Peitſche aus dem Stall jagte. Es ſtand ein Maultier im Stall, das für den Milchtransport nach Kieshofen gekauft worden war. Der Junge ging bisweilen nachſehen, ob ihm nichts mangle, gab ihm Streu und ſtriegelte es. Da fand der Verwalter, ein windiger Kammerherr, oder was er ſei, habe im Stall nichts zu ſuchen und ließ hinter ihm die Peitſche pfeifen.

Der Saberl war ja nicht wehleidig und fand es eigentlich ganz natürlich, daß Frang zeitweilig Neigung verſpürte, den Kuhſchwanz zu rächen. Unheimlicher war ihm — wenn er's manchmal bedachte — ſein Herr. Sein guter, verrückter Herr, der ihn nicht brauchen konnte und ihn doch nicht von ſich ließ. Nun wollte er ſich aber den letzten „Anrand"

nehmen und ſich mit einem Ruck endgültig befreien. Da kam eine Überraſchung.

Es war ihm ſchon früher aufgefallen, daß der Schneider mit dem Faden an ſeiner Geſtalt mancherlei Forſchungen getrieben hatte. Und nun, eines Tags, als er auf ſein Zimmer kam, fand er, über Stuhllehnen gelegt, zwei neue Anzüge. Einen ſchwarzen Salonanzug und einen Reitanzug mit Pumphoſen und hohen Stiefeln. Das Reitpferd, berichtete ein beiliegender Zettel, würde nachkommen.

Das verſtand der gute Saberl nicht. Und noch weniger verſtand er es, als der Herr ihm durch den alten Simon ſagen ließ, er ſoll ſein ſchwarzes Kleid anziehen, die weiße Krawatte umbinden, mit dem Kamm hübſch ſein Haar ordnen und dann in das Zimmer des Herrn kommen. — Da giebt's was! dachte ſich der Junge. Eine Hochzeit kann's nicht ſein, vielleicht iſt es eine Scheidung. Er that ſich feierlich zuſammen und ging hinüber.

Hadrian ſtand an ſeinem Tiſch. Auch er war in ſchwarzem Anzug — im Frack ſogar und am Hals die große Brillantnadel, die er dem Saberl zwar einmal gezeigt, die er aber noch nie ſo an ſeinen Leib geſetzt hatte. Er kam dem Eintretenden mit feierlicher Gehobenheit entgegen.

„Du biſt da, Sabin. Komm nur her.“ Er geleitete ihn zum Sofa und ſetzte ſich hin. „Ich will

endlich einmal etwas mit dir beſprechen. Willſt du dich nicht ſetzen?"

„Ich will ſtehen bleiben," ſagte der Junge.

„Nun dann muß ich mich auch erheben. — Du biſt ſchnell gewachſen, Sabin, und ein ſtattlicher Burſche geworden. Streber biſt du keiner, nein, durchaus keiner. Und haſt es doch ſchon weit gebracht. Vom Kutſcher bis zum — Kammerherrn, wie ſie ſagen."

Der Junge zuckte die Achſeln. Es ſchien ihm unbehaglich. Als ob auch der Herr ihn foppen wollte.

„Willſt du nicht noch größer werden?"

„Es iſt ſchon genug. Große Leute bücken ſich ſchwer bei der Arbeit."

„Nämlich, Sabin. Ich habe dich gerufen, um mich von meinem Kammerherrn zu verabſchieden."

„Ja —?"

„Und — Aber, du mußt mich ruhig anhören. Die Menſchen haben oft ſonderbare Schickſale, nicht wahr, das weißt du?"

„Das weiß ich."

„Einmal hat es etwas gegeben, das hieß: Hausler und Kompagnie. Die Firma exiſtiert nicht mehr. Aber — ich möchte wieder ſo etwas gründen. Und nun frägt dich, Sabin — frägt dich Hadrian Hausler, ob du in Zukunft ſein Kompagnon ſein willſt? —

Nein, Freund, das ist kein Scherz. Ums Scherzen geht es mir jetzt gar nicht, weiß Gott. In allem heiligen Ernst, Sabin, ich möchte dich bitten um dein Vertrauen, um deine Kameradschaft für das weitere Leben. Ob Natur oder Zufall oder freie Wahl uns zusammengeführt hat, das untersuchen wir jetzt nicht. Ich möchte dich nur ganz eng an mich schließen, so eng, so treu, als es sein kann. Ich möchte dich zum Miteigentümer von Finkenstein machen und — dir meinen Namen geben."

So sprach Hadrian, selbst überrascht und gerührt von seiner Rede. Dann blickte er auf Sabin. Und dieser? Die schweren Worte hatten ihn nicht erschüttert. Die Befangenheit von vorher war weg. Die Hand, die er in der Tasche gehabt, zog er hervor und ließ sie hinabhängen. Die andere Hand hielt er ans Kinn, wie um den vorgeneigten Kopf zu stützen.

„Du hast wohl verstanden, Sabin, was ich gesagt habe?"

Dann begann Sabin leise zu sprechen. Leise und stockend: „Wie soll ich das verstanden haben? Das kann man ja nit verstehen. Ich weiß nit, was Sie mit mir haben. Ich bin als Knecht aufgenommen worden. Und jetzt an Kindes Statt, oder so was — ich kann's nit verstehen."

„Verstehe ich's? Verstehe ich's?"

„Sie haben Mitleid, weil ich ein Waisenkind

bin. Aber das macht ja nichts. Das bin ich schon gewohnt. Nur die gute Kirchnermutter kann ich nit vergessen. Die hat mir's wohl gut gemeint. Und jetzt soll ich ihren Namen hergeben?"

„Du sollst deiner braven Kirchnermutter dankbar bleiben," sagte Hadrian. „Aber hindert dich denn das, auch mit mir ein wenig gut zu sein, mit dem verlassenen, kranken Mann? Ja, ja, ich bin krank, vergiftet. Schon in der Jugend. Vergiftet, anders kann ich's nicht sagen. Mein ganzes Leben ist mißraten. — Sabin! Einmal ist ein armes Mädchen gewesen, das hat wegen meiner sterben müssen. Das habe ich erst später erfahren, denn ich hatte es verlassen. Vielleicht hätte mich eine andere retten können. Diese andere liebte ich, oder auch nicht. Vielleicht habe ich mir's auch nur eingebildet. Aber den Willen hatte ich damals. Da ist sie mir von jemand verdorben worden. Von da ab hat's angefangen. Keinem Menschen kann ich seitdem mehr vertrauen."

Antwortete der Sabin gelassen: „Der Herr thut nur allzuviel vertrauen."

„Nicht einmal dem eigenen Vater! — Auch ich bin ein armes Waisenkind, mein lieber Sabin! Also siehe, darum ist es so gekommen. Mehr kann ich dir nicht sagen. Vielleicht findest du selbst das letzte Glied der Kette, die uns verbindet."

Nun ging über Sabins blaß gewordenes Geſicht ein ſeltſames Licht. Betroffenheit in ſeinen Zügen, ſo ſchaute er dem Herrn ſtarr ins Auge. Dieſes zuckte.

„Sabin!“ fuhr Hadrian fort. „Nenne mich Vater, Bruder, Freund — wie du willſt. Und bleibe bei mir. Denke, wie du mich wohl auch einmal brauchen könnteſt, wie es in der Welt doch auch von Wert iſt, nicht ganz allein und hablos dazuſtehen, nicht immer den Launen anderer, der Bosheit feindſeliger Menſchen hilflos ausgeſetzt zu ſein. Schlag ein, Junge! Halten wir feſt!“

Was in dieſem Augenblick vorgegangen ſein mag in Sabins Herzen, ob er fühlte oder erwog und was ihn beſtimmte — das iſt nicht ganz zu ergründen. Er hob langſam ſeine Hand, ſchlug ein und ſagte friſch: „Meinetwegen. Halten wir feſt. Grüß dich Gott, Bruder!“

All ſeiner Tage wußte Hadrian keine Stunde, in der ihm ſo wohl und warm geweſen ums Herz, als jetzt. War es, weil er den Jungen endlich an ſich gebunden, oder war es, weil er ſich ausgeſprochen hatte, weil er Worte und Tiefen in ſich entdeckt, von denen er bisher nichts gewußt. Klar war er ſich nicht. Einmal, einſt auf dem Genferſee war er in einem Kahn gelegen und hatte ſich von hochgehenden Wellen dahintragen laſſen — auf und nieder — auf

und nieder. Faſt ſo kam's ihm jetzt vor, ein planloſes Hinwogen und eine ſüße Betäubung. Faſt zufällig kam es ihm bei: du mußt noch etwas thun, du mußt es doch vollenden. Er ſchafft ja ſo gerne, übertrage ihm alles, dann freue dich deiner Sorgloſigkeit, die du wahrlich längſt verdient haſt.

Zwei Tage ſpäter entlehnte Hadrian beim Franzwirt die Braunen mitſamt dem Wagen. Dann fuhren ſie hinaus nach Breitengrub zum Notar. Die Papiere waren bereits da, es gab nicht viel Umſtände. Als Sabin ſeinen neuen Namen zu unterſchreiben hatte, guckte er vorher nur ein wenig auf die Federſpitze, ob nicht etwa ein Härchen an ihr hänge. Und dann ſchrieb er die zwei Worte friedſam hin und machte hinter dem letzten einen kühnen Schnörkel. Auf dem Rückweg hieß der Junge Sabin Hausler — Hadrian Hauslers erklärter Univerſalerbe. Sabin ſaß auf dem Bock und war recht munter — denn er hatte ſeine Rößlein wieder. Unter Zungenſchnalzen trabten ſie flink voran.

Plötzlich wandte er ſeinen Kopf nach rückwärts: „Bruder Hadrian! Weißt du was? Die Braunen kaufen wir wieder zurück.“

„Einverſtanden! Heißt das, wenn in Finkenſtein ein geeigneter Stall aufzutreiben iſt.“

„Das werde ich ſchon machen.“

Sie kehrten beim Franzwirt zu, um die Pferde

zu kaufen. Sabin feilſchte natürlich, die Tiere wären rund um zwei Jahr älter geworden.

„Und ich rund um zwei Jahr geſcheiter,“ lachte der Wirt.

„Ihr müßt nachlaſſen!“

„So viel ihr wollt! So viel ihr wollt, mögt ihr feilſchen, ich laß doch nix nach.“

Sie gaben das Verlangte. „So, Trapperln, und jetzt ſind wir wieder beiſammen!“ Nun erſt leuchteten Sabins Augen keck in die Welt. Nun war er's wieder.

Der Wagen rollte über die Brücke und hinab gegen das Schloß. Das lachte mit seinen hellen Fenstern dem Sabin heute besonders freundlich entgegen, aber er schien nicht viel darauf zu geben. Er fuhr dem Wirtschaftshofe zu und zwischen den Gebäuden hinein. An der Ecke stand der Verwalter und schalt einen Tagelöhner.

„Sie, Frang!“ rief ihm Sabin vom Bock springend zu, „räumen Sie den vorderen Stall für diese Pferde!“

Frang erstarrte. Bewegungslos wie eine Thorsäule stand er da und richtete sein Auge fragend auf den Schloßherrn, und ob der noch lange säumen würde, dem kecken Jungen die Zurechtweisung zu erteilen.

„Haben Sie verstanden? Den Stall sollen Sie räumen!“ wiederholte Sabin.

Dem Herrn schien das einigen Spaß zu machen, er stieg behaglich aus dem Wagen und sagte: „Herr Verwalter, hier stelle ich Ihnen meinen Kompagnon, Herrn Sabin Hausler, vor.“

Jetzt wurde Frang wieder lebendig und machte eine Verneigung. Aber sie war zu tief geraten — der Kopf stand tiefer als der Rücken, und das besagte auch etwas. Sabin war schlau genug, um auch diese Zeichensprache nicht ganz mißzuverstehn.

Äußerlich änderte dieſes Ereignis nicht viel auf Finkenſtein. Der junge Mitherr machte ſich mit den Pferden zu ſchaffen, oder mit den Taglöhnern. Vor allem hatte er ſich beim Krämer in Gug ein Notizbuch angeſchafft, in das alle wirtſchaftlichen Dinge, beſonders Einnahmen und Ausgaben, aufgeſchrieben wurden. Frang wollte von dieſer Zeit ab nicht mehr am Tiſch der Herrſchaft ſpeiſen, er müſſe ſtets bei den Arbeitern ſein und ſie überwachen. Beſonders abends, des Feuers wegen. Wenn er nicht zur Stelle geweſen wäre, läge Finkenſtein ſeit acht Tagen als Schutthaufen da. „Lag der beſoffene Zigeuner im Stroh und rauchte die Pfeife!“

Und gelegentlich, als Frang über die Leiſtungen der Tagwerker Bericht erſtattete, fragte der Gutsherr: „Iſt die Zigeunerin noch da?“

„Die alte und die junge.“

„Sagen Sie, Frang, was halten Sie von den Zigeunerkünſten? Von den Heilkünſten? Es iſt ganz verzweifelt. Sie wiſſen ja, der verdammte Eistropfen, ich bringe ihn nicht los. Man ſagt, ſo ein Ägypterweib hätte geheime Mittel.“

„Wer glaubt, wird ſelig,“ antwortete der Verwalter.

Er war auffallend wortkarg und zurückhaltend geworden. Wenn Sabin ihn über dies und das befragte oder ſonſt zur Rede ſtellte, ſo gab er keine

Antwort, oder eine ſpöttiſche. Und als jener eine Zifferlegung über die Tagewerker verlangte, ſagte Frang kurz ab, die lege er vielleicht einmal dem Herrn und niemand anderm Das beobachtete Hadrian, und ſachte begann der Verdacht zu wachſen.

Sabin ſetzte ſcharf ein. Faſt aus Trotz darüber, daß er nun auf Finkenſtein bleiben und Mitbeſitzer ſein mußte, raffte er alles Herriſche zuſammen, das in ihm aufzubringen war, und begann in ſeiner Art zu herrſchen. Er forſchte bei den nachbarlichen Bauernhöfen, wie ſie es treiben. „Wir müſſen von ihnen lernen, anſtatt ſie von uns," ſagte er. Man ſehe es ja, wie ſie's machen. Kein einziger der Grundbeſitzer im ganzen Breitengruberkeſſel ſpiele den Herrn oder halte ſich einen Verwalter. Jeder arbeite als der erſte und der letzte mit ſeinen Leuten und eſſe mit ihnen und trage dasſelbe Gewand. Bauernhäuſer, wo es ſo ſei, ſtünden feſt, die andern purzelten. Finkenſtein ſei freilich ein beſonderes Ding, ein zweiköpfiges Kalb, halb Bauernhof, halb Herrſchaft. Bauer und Knecht könne man ſein zu gleicher Zeit, Graf und Knecht nicht. Und wenn er alles Geld hätte, um das die hohen Herren von ihren Verwaltern betrogen würden, er könne ſich dafür das Königreich Bayern kaufen.

„Ja, wenn das ſo wäre," meinte Hadrian, „da

müsse freilich an eine Änderung gedacht werden. Arbeite gelegentlich mal einen Wirtschaftsplan aus, Sabin, dann sprechen wir darüber."

Da ward Sabin unmutig „Immer Pläne machen und sprechen? Anfangen soll man, zugreifen soll man. „Nicht im Fragen und Wägen, nur im Wagen ist Segen"."

Und plötzlich war das Verhängnis da, das unvorhergeſehenſte und ſchrecklichſte. Finkenſtein in Schutt und Trümmern.

Da waren ſie an jenem ſchwülen Juliabend im Zimmer geſtanden, die „Brüder Hausler“. Das Licht war ausgelöſcht. Hadrian ſtand an dem einen Fenſter, Sabin an dem andern. Die Fenſter waren offen, ſie ſchauten hinaus in die ſtille, tote Nacht. Die Luft war ſchwer zu atmen. Vom Bach herüber hörten ſie das Rieſeln des Wäſſerleins, das faſt verſickern wollte, denn es hatte wochenlang nicht mehr geregnet. Und doch flüſterte es herüber. Hinter fernen Höhen zuckte manchmal ein leichter Blitzſchein.

Hadrian war in weichmütiger Stimmung. Er ging leiſe zum andern Fenſter hinüber, wo Sabin ſtand. Er hätte gern den Arm um ſeinen Nacken gelegt, er dürſtete nach einem zärtlichen Wort. Manchmal früher hatte er geträumt, wenn der Junge das liebe Haupt nur einmal hinlegen wollte an ſeine Bruſt, wenn er es nur einmal an ſein Herz ziehen könnte! Daran dachte er jetzt, als er im Dunkeln neben ihm am Fenſter ſtand. Aber es geſchah nur, daß er mit ſeiner Hand leiſe Sabins Arm berührte. Dieſer ſchien es nicht zu merken, er ſchaute hinaus und ſchwieg. Die Blitze in den Wolken am Horizont zuckten in kurzen, dünnen Feuerſtäbchen ſenkrecht auf und ab. Und alles

blieb still. Hoch am Himmel die flimmernden Sterne.

„Nicht wahr, kommen wird nichts?“ fragte Hadrian leise.

„Ich hab' mir's gedacht,“ sagte Sabin. „Es sind die Schwalben so niedrig geflogen den ganzen Tag.“

Dann schwiegen sie wieder und blickten hinaus in die Nacht. In tiefer Ruhe lag der Hof nach dem heißen Tage. Selbst der Springbrunnen im Garten lag dahin, denn das Vieh hatte alles Wasser ausgetrunken oben im Behälter. Nur immer das Rieseln vom Bach her.

„Ja, mein lieber Sabin, so geht's auf der Welt!“ seufzte Hadrian. Es war ihm allzu bange, er mußte Menschenstimme hören.

„Ich will doch schlafen gehn,“ sagte Sabin. „Gute Nacht!“

Hadrian tastete nach seiner Hand: „Bleib' noch da!“

„Wenn es regnet, giebt's morgen auf dem Rübenfeld zu thun.“

„Wenn du schon gehst, Sabin, — schlaf wohl!“

An der Thür war der Bursche ein wenig stehen geblieben und hatte leise gesprochen: „Gute Nacht, Vater!“ Dann ging er auf sein Zimmer, lehnte sich

an den Schrank und dachte: das war nicht gut, was ich jetzt gethan habe ....

Ohne Licht anzuzünden, ging auch Hadrian zu Bett. Der Schreck hatte ihn zittern gemacht. Das Blut war heiß in alle Fingerspitzen und in den Kopf gezuckt, und so heftig, daß es weh gethan hatte. Endlich! Endlich dieses Wort! Jahrelang hatte er es ersehnt und — gefürchtet. Und auch er fragte jetzt: war das gut? War das gut, Sabin? — Auch das! Auch das erlebt! — Er dämmerte hin. Und plötzlich ein Aufseufzen: Ist's jetzt anders? Es ist alles Qual, alles Pein. Auch das — —. Und geht hin. Das Rübenfeld ....

Schlafen konnte er nicht. Die Luft! Es war keine Luft da, um atmen zu können. Ohne Decke, kaum mit leichtem Linnen überhüllt, lag er. Das Blitzen war häufiger geworden. Immer wieder sprangen die Zimmerwände mit den Bildern und der Uhr grell vor ihm auf, um ebenso plötzlich wieder in Nacht zu versinken. Die Scheine waren gelb-grünlich, manchmal fast weiß, immer in kleineren Zwischenpausen, endlich verschwanden sie kaum mehr, sondern glühten ununterbrochen fort.

Hadrian mußte endlich doch ein bißchen eingeschlummert sein, er verlor sich ein Weilchen, um wieder durch die glühenden Qualme geweckt zu werden, die an sein Auge prallten. Fort und fort lohten die

Lüfte, und manchmal war's, wie ein Donnerrollen aus der Ferne. Er konnte es nicht mehr aushalten, er ſtand auf und blickte neuerdings zum Fenſter hinaus. Am Himmel wogten Wolken, und hinter den Bergen ſtieg eine ſchwefelgelbe Wand auf. Aus den Büſchen herauf war es, als rühre ſich irgendwo ein einziges Blatt. Alles ſchläft im weiten Haus, nur einer wird morgen zerfahren und zerriſſen ſein, und nach ſolchen Nächten iſt die Zeit, da zerriſſene Menſchen ihre Selbſtmorde begehen. — Wenn es regnet — das Rübenfeld. — Das iſt die heißerſehnte Liebe... Nun ſchlief er unverſehens. Auf dem Lehnſtuhl war er eingeſchlummert. Zeitloſe, traumhafte Stumpfheit. — Aber grauſam wurde er geweckt von einem ſchmetternden Knall. Der Fenſterflügel ſchlug heftig hin und her, in den alten Bäumen toſte es. Das Grauen des kalten Tropfens rieſelte durch ſeinen Leib. Er ſchloß das Fenſter, aber die Scheiben zitterten vor den Schlägen, vor dem Sturm draußen. Hadrian ſuchte den Winkel am Kamin auf und beſann ſich, ob das Schloß Blitzableiter hätte. Er konnte ſich nicht erinnern. — Das ſoll ein Tod ſein, von dem man nichts weiß, ſo urplötzlich. Jetzt iſt man noch, denkt man noch, bangt man noch — und auf einmal nichts. Aber, warum hat man denn Angſt, wenn es ſo iſt? Es wird einem doch nicht leid thun um ein ſolches Leben? — Dann fiel es ihm ein, ob

jenes junge Weib wohl auch so gern gestorben sein mochte? Und fiel ihm ein, ob es nicht irgendwo einen alten Mann gebe, der vielleicht ebenso sehr nach dem Wort „Vater" dürsten könnte. —

Das Getöse wurde immer wüster, es ächzten die mächtigen Drambäume an der Zimmerdecke. Wie? Durch das Brausen hört man nicht Menschenstimmen? Es war wie ein kurzer, greller Schrei gewesen. Hadrian ging wieder ans Fenster. Bei den grün und schwefelgelb lohenden Lüften sah er, wie die Baumwipfel rasten, da waren sie schon verschleiert in Wasserstürzen. Und dann die unermeßlichen, die unversiegbaren, rauschenden Wasser. Vom Dach nieder brach ein langer, dunkler Körper, und nachgoß ein Schleier, der alles verdeckte. Die Dachrinne war gebrochen, und der Sturm warf die Güsse ans Fenster. — Wieder ein Schrei. Vom Hof kam er.

„Das Wasser! Das Wasser ist da!"

Hadrian warf ein Kleid um und eilte in Sabins Zimmer. Der Junge war schon fort. Hadrian lief hinab, und nur mit aller Anstrengung konnte er das große Thor öffnen; das daran drückende Wasser, nun schoß es auch schon herein in die Vorhalle, und der Wind pfiff wie hundert schwingende Peitschen. Im Hof gingen Männer mit Laternen umher, deren Lichter in den Pfützen sich zuckend spiegelten. Über-

all Waſſer. Hadrian watete hindurch und rief nach Sabin.

„Der iſt beim Vieh!“ ſchrie der alte Simon, der mit einer langen Stange das untere Hofthor aufzuſtoßen ſuchte, um dem Waſſer Abfluß zu geben.

„Zur Brücke ſollen ſie hinauf!“ rief jemand.

„Ach, laſſet jetzt die Brücke!“ ſagte Hadrian. „Die mag hin ſein.“

„O mein gnädiger Herr,“ ſchrie der alte Simon, „wenn ſie hin wäre, wolle es Gott! Wenn die Brücke nit bricht, ſo iſt es aus mit uns.“

Und einer der Welſchen berichtete mit allen Gebärden des Schreckens, an die Brücke habe es Treibholz angeſchwemmt, das wilde Waſſer könne nicht durch, und man höre es ſchon kommen zum Schloß herab.

„Zur Brücke hinauf, Männer!“ ſchrie der Alte. „Nehmt's Krampen und Haken mit, nehmt's Pulver mit.“

„Wo iſt der Verwalter?“

„Der wird ſchon oben ſein.“

Sabin jagte die Rinder aus den Ställen, die Pferde. Doch als dieſe zwiſchen Scheune und Schuppen hinaus wollten, ſchreckten ſie mit wilden Sprüngen zurück. Ein hohler, ſurrender Ton drang heran, wie man ihn noch nie gehört hatte.

„Ins Haus! Ins Haus! Das Waſſer iſt

da!" lärmten Leute, die mit Fackeln erſchienen waren.

„Nit ins Haus!" ſchrie der alte Simon. „Auf den Rain! Auf den Rain! Auf den Rain!"

Während ſie durch die quirlenden Tümpel und gießenden Fälle nach dem höhergelegenen Rain flüchteten, begannen die Fluten ſchon zu den Fenſtern der Erdgeſchoſſe hineinzugurgeln, und an den Ecken und Grundfeſten lockerte ſich Stein um Stein. Die Blitze leuchteten zu allem: wie das Hausgerät im Hof um ſich ſelbſt tanzte, wie es hinausglitt durchs Thor und raſch davon, wie Säulen fielen und Mauern lautlos niederſanken, zu allem leuchtete der Blitz. Im Haus waren noch einige Weiber, kreiſchend und jammernd warfen ſie ihre Kleider zu den Fenſtern heraus ins Waſſer, dann die leeren Koffer nach, dieweilen ſie ſich ſelbſt in höhere Stockwerke flüchteten.

Hadrian, halb betäubt, taumelte ſo dahin. Er fühlte ſich kaum mehr aufgeregt; wenn er ſpäter nachdachte, wie ihm zur Stunde geweſen, ſo erinnerte er ſich faſt nur an die Stimmung eines Zuſchauers. Er wußte nichts mehr von Wind, Regen und Hagel, oder daß er Anordnungen getroffen oder ſelbſt mit Hand angelegt hätte. Er ſtand oben und ſchaute hin auf die mit dämoniſcher Gewalt ſich entwickelnde Verheerung. Um ſo öfter hörte man die Stimme Sabins, und jemand ſah ihn ringen mit einem Pferd, das,

wild geworden, ins Verderben wollte. Die zwei Magyaren wateten im Waſſer umher und deuchten ſich viel zu leiſten, wenn ſie mit ihren hochgehobenen, qualmenden Lunten zeigten, wie die Bauwerke ſtürzten, die Wagen, Karren, Pflüge davongetragen, die ſchrecklich röhrenden Tiere von den Wogen fortgeriſſen wurden. Auf der Mauer des Gartenwärmhauſes ſtand ein brauner Geſelle, beſtrebt, mit einem Krampen allerlei Gegenſtände aus dem Waſſer zu haken. Dann unterſuchte er raſch die Beute, ob ſie gut genug wäre, um ſie für ſich irgendwo zu verbergen.

Endlich graute der Tag. Er enthüllte erſt ganz den Jammer. Die Gebäude, die Einfriedigungsmauern, die noch ragten, die Bäume, der Wildpark hin und hin — alles ſtand in einem unendlichen braunen See. Wo er ruhig war, da drehten die Sachen ſich langſam um und um, wo reißende Strömung war, da glitten die Geräte raſch dahin. Die Luft war ruhig geworden, aber ununterbrochen regnete es aus bleigrauem Himmel. Über den Thalgrund hin rollte das hohle Donnern der wogenden Waſſer.

Die Leute beſannen ſich, ob jemand fehle. Der Verwalter! Er war nirgends zu ſehen, auch nicht oben am Bache, wo Bauern aus der Nachbarſchaft

mit Lebensgefahr arbeiteten, um die Brücke einzureißen und dem ſich ſtauenden, zum Schloß niederfahrenden Waſſer regelrechten Abfluß zu verſchaffen.

Da wurde Hadrian gewahr, daß im inneren Hof noch Rinder ſchwammen, hoch über die Flut reckten ſie ihre Köpfe und röhrten gräßlich. Wo ein Kopf niederſank, da gurgelte das Waſſer in Blaſen. Einige der Tiere wurden an die Ecke getrieben, wo ſie angſtvoll mit krampfhaft ausgreifenden, ſtrampelnden Beinen Stütze ſuchten, bis auch ſie hinausgetragen wurden auf die fürchterliche See, wo die toten Körper dahinrannen. Hadrian ſprang vom Rain auf eine Terraſſe, von dieſer konnte er den rückwärtigen Teil des Schloſſes erreichen. Er verſuchte auf ſein Zimmer zu kommen, um Papiere zu retten, aber es war die Treppe eingeſtürzt, und der Schutthaufen lag in quirlendem Waſſer. Er kehrte um, wieder ins Freie. Und nun ſah er, wie plötzlich der rückwärtige Giebel des Gebäudes wankte. Nur wankte, dann blieb er ſchief geneigt ſtehen. Und dort — außerhalb der Hofecke, war dort nicht ein Menſch, der im Waſſer zappelte? Der bemüht war, ein widerſtrebendes Maultier den Fluten zu entreißen? Das Tier hatte noch den Kummetriemen um den Kopf, bei dem faßte es der kühne Menſch; ſelbſt in der Flut ſchon gleitend, das Haupt noch mühſam emporhaltend und eingedrungenes Waſſer aus der Kehle ſprudelnd, ſo zerrte und riß

er, um das Maultier gegen die Gartenmauer ans Ufer zu bringen.

Dem Schloßherrn ſchien, Sabin ſei's. Er ſah nun klar, Sabin war es. Er rief ihm zu, auszuhalten! Er ſchrie ſchmetternd laut! Jener hörte nichts und rang. Hadrian ging ins Waſſer. Es ſtieg ihm bis zum Knie, bis zu den Lenden, bis zur Bruſt, es hob ihn empor; noch einen Stoß nach vorn, da erhaſcht er den Riemen des Maultiers und reißt es mit ſich ans Ufer. Sabin iſt verſchwunden. Weiterhin reckt ſich ein Arm aus dem Waſſer. Hadrian läuft die Mauer entlang. „Nicht hineinſpringen! Nicht hineinſpringen!" ruft man ihm zu — er ſpringt hinein. Er ſinkt ſofort unter, taucht auf, ſinkt unter; ſo treibt es ihn hin gegen entwurzelte Baumſtämme, noch einmal ſucht er den Kopf zu heben, aber im gießenden Waſſer iſt alles verſchleiert. Er kann noch denken: alſo das! Alſo jetzt — dann nichts mehr.

Wir finden eine merkwürdige Tagebuchſtelle, die auf dieſe Stunde Bezug hat. Sie lautet: „Es war wieder einmal geſtorben. Faſt ſo viel als geſtorben — alles abgethan. Leute, die uns in die ewige Ruhe ſchicken, werden beſtraft. Und die uns ins Elend zurückſchleudern, gegen unſern Willen, ſollen frei ausgehen? Aber Sabin hat ſich gerächt. Ich hatte ja einſt auch nicht angefragt, ob es ihm recht ſei . . ."

Ein abſonderlicher Tanz war das geweſen, im

Waſſer. Sabin hatte ſich auf einen ſchwimmenden Baumſtamm geſchwungen, von da aus in nächſter Nähe den untergehenden Mann geſehen und nach ihm niedergegriffen. Sie rangen miteinander, und jeder ſoll in dieſem Augenblick die Empfindung gehabt haben, als wolle ihn der andere verderben, bis gleichſam der Inſtinkt die Aneinandergeklammerten an das Ufer warf.

Nun lag Hadrian hingelehnt an eine alte Ulme, ſein Gewand, ſein Geſicht voller Schlamm, und Schlamm ringsum. Leute umgaben ihn, und einer kraute ihm mit dem Sacktuchknollen Sand und Schlamm aus dem Mund. Aber auch mit einem andern beſchäftigten ſie ſich, der weiter abſeits lag im Gekräut.

„Der gnädige Herr wird uns bleiben," ſagte einer. „Er hat den Bruder wollen herausziehen und hat das Maultier erwiſcht. Darauf iſt er noch einmal hinein, nachher hat ihn der junge Herr herfürgebracht. Tapfere Leut!"

Das war ſo ſchön, wie eine Leichenrede. Aber Hadrian lebte.

„Auch der junge Herr bleibt uns!" rief jemand in der andern Gruppe.

Zu den Fenſtern hat man ſie hineinſchaffen müſſen in ihre Zimmer, die unverſehrt geblieben waren. Unverſehrt mitten in der Ruine.

Die „Hausler“ erholten sich beide rasch. Schon am nächsten Tage saßen sie am Fenster beisammen, aber ihr Gespräch stockte und wollte nicht in Fluß kommen.

„Die Pferde sind hin,“ sagte Sabin.

„Finkenstein ist ruiniert,“ entgegnete Hadrian.

Dann Schweigen.

„Du hast das Maultier herausgezogen,“ sagte Sabin.

„Ich muß lachen,“ sprach Hadrian. Lachte aber nicht.

Dann wieder Schweigen.

Der alte Simon kam herein. Über eine Leiter hatte er Nahrung heraufgebracht.

„Wie sieht's aus, im Hof, Simon?“

„Es ist nit zu sagen, Herr. Halt auch ein Menschenleben wird's gekostet haben. Der Verwalter wird vermißt. An der Brücke hat man seinen Hut gefunden.“

Dann stieg der Alte wieder hinab.

„Der Hut ist gefunden. Was denkst du, Sabin?“

„Das Allerbeste.“

Lange jedoch blieb Sabin nicht sitzen auf dem Zimmer. Nun hatte er nicht mehr zu klagen, daß es nichts für ihn zu thun gab. Die Verwüstung war unbeschreiblich. So groß war sie, so gar alles war zerissen, zerstört, so unmeßbar war das Wirr-

ſal, daß Hadrian ſagte: „Mir iſt ordentlich wohl ums Herz.“

Denn übergroßes Unglück macht auch ruhig.

Das Schloß ſtand noch, mit Ausnahme einiger gebrochener Wände. Von den Wirtſchaftsgebäuden ſtanden Teile, aber ſie waren halb verſchüttet und verſchlammt, ſtellenweiſe begraben in Sand und Schutt und in das angeſchwemmte Gewüſt von Baumſtämmen, Sträuchern, Gewurzel, Scheitern, Heu, Garben, verklemmten Brettern und Zimmerbalken. Hier und da eingeklemmt ein totes Tier, mit gebrochenem Auge ins Nichts hinaus ſtarrend. In den Tiefungen ſtanden noch Tümpel, durch den Hof ſchoß noch ein trüber Bach herab, der von der Brücke her einen breiten wüſten Graben geriſſen hatte. An den Bäumen des Wildparks hing Stroh und anderer Wuſt. Um die ſchöne Marmorgruppe der Aphrodite war eine gelbe Lache, in der Kröten hin- und herpatſchten. Aus Gug und andern Ortſchaften waren Leute gekommen, ſtanden da und betrachteten die Verwüſtung. Sie äußerten Meinungen und Ratſchläge. Einige ſagten, der beſte Rat ſei: Davonlaufen. Andere erklärten mit etwelchem Behagen, ſie wären bloß einmal neugierig, was der Finkenſteiner jetzt beginnen würde.

Als Hadrian lange auf den Ruinen hin- und hergeſtiegen war, kam ihm vor, als ſei das eine er-

ſprießliche Arbeit geweſen. Auf ſeinen früheren Gängen durch die Wirtſchaftsgebäude hatte er nie ſo viel erfahren, als diesmal. An der Linde traf er mit Sabin zuſammen. Dieſen fragte er leiſe: „Was werden wir jetzt machen?“

„Ich hab mir's ſchon ausgedacht.“

„Haſt du gehört, was die Leute munkeln? Sie ſagen, der Frang wäre —“

„Glaubſt du's jetzt?“

Es ging das Gerücht, daß in der unteren Au ein angeſchwemmter Menſch gefunden worden wäre. Aber ein Mann, der im Holzhandel umging, erzählte, daß er den Frang drüben bei Kieshofen geſehen hätte. Freilich nur mit einem Blick, denn als er zur Thür einer Steinſchlägerhütte hineingetreten, ſei jener zum hinteren Thürchen hinausgehuſcht. Er habe zu den Leuten noch geſagt, das müſſe ja der Verwalter von Finkenſtein geweſen ſein. Sie behaupteten, ihn nicht gekannt zu haben. Weiter keine Spur von dem Mann.

Die Taglöhner meldeten ſich beim Schloßherrn. Sie ſähen, daß hier nichts mehr zu machen ſei, und bäten um ihren Lohn.

„Ihr ſeid doch wöchentlich ausbezahlt worden?“

„Für die erſte Woche ja. Seit einem Monat haben wir nichts mehr bekommen.“

Hadrian begehrte derb auf. Das könne jeder

ſagen. Der Verwalter habe die Arbeitslöhne regelmäßig in die Hand bekommen, um ſie auszuzahlen.

Sie zuckten die Achſeln. „Wenn's der Herr nit glauben will, müſſen wir unſer Recht anderswo ſuchen.“

„Wir glauben es euch ja,“ ſagte Sabin.

Dann ſuchten ſie geſchäftliche Aufzeichnungen, aber es fand ſich nicht ein Blättchen. „Das Waſſer wird's vertragen haben,“ ſagte Sabin nicht ohne Schalkheit.

Hadrian wollte nicht vergeſſen, daß Frang für Finkenſtein auch viel geleiſtet habe. „Er hat immer das Beſte gewollt, und man muß nicht gleich das Schlimmſte annehmen.“

„Eben, weil er das Beſte für ſich gewollt hat, müſſen wir das Schlimmſte annehmen,“ entgegnete Sabin luſtig. Übrigens mochte er es dem Hadrian weiter nicht unter die Naſe reiben, wie ſehr dieſer mit ſeiner Vertrauensſeligkeit aufgeſeſſen war, und müſſe man, meinte er, noch alle zehn Finger abſchlecken, den Mann ſo billig losgeworden zu ſein.

Der Junge kam nicht in die Lage, auch nur einen Finger „abzuſchlecken“.

Da fuhr er mit dem geretteten Maultier und einem ausgegrabenen, ſchiefwinkligen Karren hinüber nach Gug, um Lebensmittel zu holen. Und dort ward ihm mitgeteilt, daß Frang ſeit Jahr und

Tag Mehl, Fett, Obſtwein, Reis und Salz auf Kredit genommen hatte. Alles ſtand unbezahlt in den Büchern. Ferner kamen Maurer und Zimmerleute zum Schloßherrn und fragten an, was es nun mit ihrem Guthaben wäre? Der Herr Verwalter hätte ſie immer vertröſtet, hätte ihnen für das Zuwarten Zinſen verſprochen, höhere, als je eine Sparkaſſe zahlen könne. Nun die Veränderung eingetreten, wollten ſie ſich doch bekümmern um ihre Sache.

Immer wieder verſuchte es Hadrian, die Leute an Herrn Frang zu verweiſen. Der habe das Geld zur Auszahlung pünktlich bekommen, und wenn ſie ſich von ihm hätten beſchwatzen laſſen, ſo wäre das ihr eigener Schaden. Und wo der Mann ſich gegenwärtig befinde, das wiſſe die Herrſchaft Finkenſtein eben auch nicht. Frang habe durch die Flucht den Vertrag gebrochen, ſomit ſei er nicht mehr Verwalter auf dieſem Gut, alſo könne Finkenſtein auch nicht für ihn verantwortlich gemacht werden.

Die Gewerbsleute lächelten nur über ſolche Ausflüchte und meinten ſehr beſcheidenen Tones, darüber wollten ſie an dieſer Stelle kein Wort weiter verlieren. Sabin ging mit ihnen anders um, er bat ſie nur um Geduld von einer Woche, dann würden ſie das Ihrige redlich erhalten. Schuldner

ſei die Herrſchaft Finkenſtein, das ſtehe feſt wie der Amboß beim Schmied.

Er baute nämlich auf die Verſicherungsſumme, die für alle zu Grunde gegangenen Güter ſofort ausbezahlt werden mußte. Die Anzeige der Verheerung war ja ſofort gemacht worden, aber es traf weder die Schätzungskommiſſion ein, noch das Geld. Die Verſicherungsſcheine, die beim Notar liegen ſollten, waren nicht vorhanden. Frang hatte gar nichts verſichern laſſen, ſondern die Prämiengelder eingeſteckt.

Endlich erſchien noch der alte Ehrenpreis, ein Getreide- und Holzhändler, und zeigte höflich einen Schuldſchein mit dem Gutsſtempel Finkenſtein auf, in dem dieſe Herrſchaft ſich verpflichtet zur Rückerſtattung von fünftauſend Gulden binnen drei Jahren und zur Zahlung von zehn Prozent Zinſen. Frang hatte das Geld heimlich aufgenommen und unterſchlagen.

So war der Verwalter Lebrecht Frang ein intereſſanter, viel geſuchter Mann geworden, und an ſeine Verunglückung beim Hochwaſſer wollte kein Menſch mehr glauben — es wäre ja zu ſchade um dieſes wirtſchaftliche Genie. Hadrian aber ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ruiniert! Das heimelt an. Das riecht nach Welt.“

Auf Finkenſtein wohnten noch vier Perſonen. Die „Brüder Hausler", der alte Simon und eine betagte Magd. Der Alte ſagte, er hätte ſich's für ſeine letzten paar Jahre gern bequem gemacht und im Armenhaus Unterkunft geſucht, aber weil er achtundvierzig Jahre lang auf Finkenſtein Knecht und Hauswart geweſen ſei, auch in guten Zeiten, ſo wolle er es ſich nicht nachſagen laſſen, daß er in ſchlechten ſein Bündel ſchnüre. Die alte Magd hatte ſich aus Chriſtenpflicht herbeigelaſſen, den zwei „armen Haſchern" die Suppe zu kochen, den Ofen zu heizen und die Strümpfe zu flicken.

Nun ſaßen ſie einmal draußen auf der Wieſe, die faſt ohne Schutt war, und weideten das Maultier. Das war ihr lieber Beſitz. Selbſt Hadrian ſtreichelte es gern. Es war ja ſein, ganz ſein, er hatte es ſich ſo ſehr verdient, daß nach ſeinem Dafürhalten nicht einmal die Gläubiger ihre Hand darauf legen durften. Er hatte das Tier ja vor dem Ertrinken gerettet.

„Gelt, daß du eine Freude haſt daran!" ſagte Sabin. „Es iſt ſpaßig das, an dem, was man ſich perſönlich erworben, hat man immer eine Freude."

Hadrian dachte, darauf ließe ſich jetzt ein gutes Wort geben.

„Du, Sabin! Haſt nicht auch du etwas erworben bei dieſem Hochwaſſer?"

„Ja. Und darum hab ich dich ſeither auch lieber,“ antwortete der Burſche und ſchaute ihm treuherzig ins Geſicht.

„Ich war damals ſehr böſe, daß du mich herausgezogen hatteſt.“

„Hoha, Halbeſelein!“ rief Sabin, denn das Maultier wollte abſeits lenken und zerrte am Strick, an dem er es hielt.

„Und haſt auch dir nichts Gutes damit eingebrockt,“ ſetzte Hadrian bei. „Dieſes Maultier, wenn du willſt, ſchlägſt du beſſer los als mich. Du biſt gut mit mir, weil du glaubſt, es läge bei Doktor Kerbholz noch etwas. Das iſt nicht, mein Lieber. Seit dem Waſſer iſt ganz aufgeräumt worden. Wenn die Gläubiger alle befriedigt werden, ſo iſt das ein Glücksfall. Was willſt denn noch mit mir, Sabin? Bei mir heißt es wohl auch: graben kann ich nicht, und zu betteln ſchäme ich mich. Ei, Junge, ſo thue doch, wie es die Knaben machen, wenn ſie beim Fiſchen anſtatt der Forelle einen Kopen erwiſchen. Sie werfen ihn wieder ins Waſſer.“

Jetzt ſprang Sabin auf. Stramm und zornig ſtand er da in ſeinem Reiteranzug.

„Das iſt gottlos, ſo ein Reden!“ rief er aus. „Warum beſchimpfſt du mich! Als wär ich einer, der dem Geld nachläuft. Hätteſt du lieber von einem andern ſo ſchlecht gedacht, als jetzt von mir! Ich

hab dieſes Finkenſtein ſchon lang verflucht und vermaledeit. Schon wie du es gekauft haſt, iſt's mir geweſen, das nimmt kein gutes End! Mit deinen Stadtgewohnheiten haſt nur Unglück geſtiftet bei den Leuten da herum. Und der andere, der Lump, hat dir dabei geholfen. Du biſt ein fauler Menſch, der auch gar nit weiß, was er will, du gehörſt hin, wo du hergekommen biſt. So, das hab ich dir ſagen müſſen."

Hadrian taſtete nach ſeiner Hand, als ob er ſie aus Dank drücken müſſe. „Du haſt recht, Sabin, du haſt recht," ſagte er dumpfig. „Verachte mich."

„Verachten nit!" rief der Burſche heftig. „Wie wir zwei zu einander ſtehen, das mag ich nit denken, gut biſt zu mir geweſen, zu deinem Bruder und was weiß ich haſt mich gemacht. Und ich wär dir doch davongegangen. Aber erbarmt haſt du mir ſo, oder was mich bei dir feſtgehalten hat. Selber möcht' man irr werden bei dir. Aber, ſo lang du keinen Beſſeren haſt, verlaß ich dich nit. — Schau, ſeit Finkenſtein beim Kuckuck iſt, hab ich wieder Hoffnung. Jetzt haben wir nichts mehr, als uns ſelbſt. Schau, mußt es nit ſchlecht nehmen, was ich geſagt hab. Wenn du auch wollteſt, du kannſt nimmer zurück. Das Hochwaſſer hat alle Brücken fortgeriſſen. Wir wollen zuſammenhalten, wie zwei gute Kameraden.

Schau, ich hab ja auch viel verloren.“ Sprach es aber nicht aus, daß er die Braunen meinte.

Also redete Sabin und legte seine Ellbogen auf Hadrians Achseln und schaute ihm freundlich ins trübe Auge. Jetzt, dachte er, muß ich viel thun, um die harten Worte von vorhin wieder gutzumachen.

Hadrian waren weder die einen noch die andern Worte tief zu Herzen gegangen. Wenig Feuer und viel Asche. Das war seit dem Unglück noch schlimmer geworden. „Was du willst,“ sagte er nun, „mir ist alles eins.“

„Ich weiß schon, was wir thun,“ sprach Sabin. „Wir gehen ins Sesam hinauf. Dort brauchen sie alleweil Leut. Wir werden unser Brot selbst verdienen, gelt, das ist dir recht? Nachher sind wir unser selbst und brauchen weiter niemand.“ Ist dir das recht?“

Wie aus einer Betäubung erwacht, wendete Hadrian sein zerfahrenes Haupt und sagte sehr lebhaft: „Gut, Sabin, ich will arbeiten. Ich will kein Hundsfott mehr sein. Ich will arbeiten — was es auch sein mag. Gehen wir hinauf, noch weiter ins Gebirge. Ich will arbeiten, arbeiten! Du mein lieber Mensch, ich will arbeiten.“

So war er jählings erfaßt. Alles lebte und bebte in seinen Mienen, so mächtig war die plötzlich auf-

flammende Begeiſterung, und den ganzen übrigen Tag murmelte er noch hundertmal: „Ich will arbeiten!“

Im Tagebuch ſteht: „Nein, ſeine Verachtung wäre nicht zu ertragen. Er iſt mir jetzt Freund, Bruder, Sohn — Vater. Seine Hand fahren laſſen, und ich bin verloren. Er ſoll einmal ſehen! Ich will arbeiten. Wenn ſchon nicht Steine graben, ſo kann ich doch Mineralogie treiben. Wenn ſchon nicht Gras mähen, ſo kann ich doch die Pflanzen ſtudieren. Naturgeſchichte, Volkskunde, Alpiniſtik — ein neues Leben! Wie einen zerſchlagenen Giftkrug laſſen wir Finkenſtein an der Straße liegen und gehen nach Seſam. Ein Menſch, der kaum über vierzig iſt!“

Im Schloß meldete ſich Herr Ehrenpreis, artig, rückſichtsvoll. Er möchte nur mit dem gnädigen Herrn ſprechen, nicht mit — dem andern. Aber als er eintrat, ſchob Sabin in der Thür ſich hinten nach. Er wolle auch bei der Unterhaltung ſein.

„Nein, Herr von Finkenſtein, der Mann iſt nicht ſo ſchlimm wie ſein Ruf!“ Mit dieſen Worten führte der Händler ſich anmutig ein. „Sie ſitzen auf dem Trümmerhaufen, wie weiland Jeremias auf den Ruinen Jeruſalems. Wie ſollte man da können hart ſein. Was werden Sie machen? Ich will kommen zu meinem Geld, und die andern werden auch wollen kommen zu ihrer Sache. Wie denken Sie, Herr?

Werden Sie ſitzen bleiben auf Jeruſalem, oder werden Sie losſchlagen?“

„Wir werden losſchlagen,“ redete Sabin drein, und die Hand hinter dem Rücken machte eine Fauſt.

Hadrian fragte ernſthaft: „Wollen Sie das Gut kaufen?“

„Warum denn nicht? Sie ſind ein zu kluger Mann, als daß ſie aufs Verganten warten. Das ruiniert den Kredit. Nach den Laſten, die auf Finkenſtein liegen, habe ich mich erkundigt, die ſind wild, Herr, die ſind wild. Erſparen wir uns die Unannehmlichkeiten und machen wir unter der Hand einen chriſtlichen Preis. Ich bin ein mutiger Mann und nehme das Gut für die darauf haftenden Laſten.“

„Das glaub ich,“ ſagte Sabin. „Herr Ehrenpreis, heut ſind Sie umſonſt aufgeſtanden. Finkenſtein um das biſſel Schulden, das glaub ich.“

„Schön. Sie haben recht. Es iſt einfacher — Ihnen das Gut, mir das Geld.“

„Kommen Sie, bis Ihr Vertrag abgelaufen iſt. Jetzt handeln wir nix,“ entgegnete Sabin.

„Der junge Herr iſt ungemütlich,“ ſagte der Händler mit weinerlicher Stimme. „Ich erlaubte mir nur beim gnädigen Herrn vorzuſprechen. Ein einſichtsvoller Mann. Wir machen, was recht iſt unter Brüdern.“

„Danke verbindlichſt!“ ſagte Hadrian.

„Bei meiner Treu. Wir alle ſind Brüder, nicht wahr? Denken Sie an. Hausler und Ehrenpreis, zur weiblichen Seite — ſpreche ich.“

Hadrian war ungeduldig geworden und ſagte: „In geſchäftlichen Angelegenheiten bitte ich, ſich an meinen Kompagnon zu wenden.“ Dann ging er ins Nebenzimmer. Sabin aber blieb ungemütlich. Er empfahl dem Händler, falls er ernſtlich an einen Kauf denke, das Gut näher kennen zu lernen.

„Beſſer nicht, junger Herr, beſſer nicht. Es könnte mich gereuen. Vom Dachgiebel bis zum Grundſtein — alles verlottert.“

„Ah, Sie haben es alſo ſchon beſehn.“

„Nicht minder, wie Ihr Soll. Vom Hauptdebet nicht zu ſprechen, ſind Sie geklagt,“ er zählte es an den Fingern ab, „vom Krämer in Gug auf ſiebenhundert Gulden, vom Franzwirt auf hundertſechzig, von den Tagelöhnern auf hundertdreizehn, von Gewerbleuten auf ſechzehnhundert, von —“

„Wollen Sie nicht trachten, daß ſie weiterkommen?“

„Und von mir auf ſechstauſend Gulden — ab morgen.“

Als Sabin merkte, mit der Ausübung des Hausrechts ſei hier nicht viel gethan, und als er bedachte, das Muß ſei eine geſtrenge Herrſchaft, ließ er ſich

auf eine Unterhandlung ein. Aber während Ehrenpreis die Kauflust verlor und sein Angebot drückte, steigerte der Bursche seine Forderung hinauf. Endlich sagte er unwirsch, das Gut sei überhaupt nicht feil, und wenn, so gebe es Käufer genug, und seine Zeit, die habe er nicht gestohlen. Hierauf empfahl sich der Händler mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß der junge Herr mit seinem, wenn auch an und für sich löblichen Optimismus, den Vorteil übersehe. Im Hof, der öde und noch ganz vermuhrt war, stand er eine lange Weile und schaute mit mehrmaligem Achselzucken die Verwüstung an. „Nein, nein," murmelte er endlich, aber doch immerhin so, daß es der vorbeischreitende Sabin vernehmen konnte, „man kann's nicht übers Herz bringen. Es muß etwas geschehn. Zu leid thut es einem, denn ich kann nichts sehen verderben. Leichtsinnig will ich sein!" Und er begann sein Angebot zu steigern.

Zehn Minuten später war Finkenstein verkauft. Sabin hatte noch einen Überschuß erzielt.

Den Hauslers stand es frei, sofort auszuziehn oder den nächsten Winter über im Schloß wohnen zu bleiben.

Nach den Aufzeichnungen Hadrian Hauslers war dieser letzte Winter auf Finkenstein nicht nach seinem Geschmack. Das war eine ungute Zeit. Die letzten Vorfahren auf dem Schloß, die zwei alten gräflichen Schwestern, hatten noch ein stolzes Weltleben geführt im Vergleich zu diesem Wüstensein mitten im Schutt. Hohl und traurig hallten die Schritte wieder, wenn er manchmal durch die weiten, frostigen Räume ging. Wenn Sabin auswärts zu thun hatte, da wollte Hadrian vor Langeweile verkommen. „Schade, daß kein Gott ist," schrieb er zur gesegneten Stunde in sein Buch, „für diesen Jungen wäre er nicht genug zu bedanken. Das ist ein unentbehrlicher Mensch. Und wenn jetzt einer käme und nachwiese: dein ist er nicht, so würde ich ruhig sagen: das macht nichts, mein ist er doch. Seit dem Unglück ist er wirklich mein."

War Sabin da, so saßen sie oft beisammen im durchwärmten Zimmer, und der Junge erzählte von seiner lustigen Kindheit. Voller Sonnenheiterkeit war die Jugend dieses Waisenknaben gewesen im Gegensatz zu dem bunten, üppigen, anspruchsvollen Wechseltanz, den Hadrian, der Sohn des reichen Hauses, geführt hatte, und der in jene pestartige Erscheinung auslief, daß der Kranke gleichzeitig Heißhunger und Ekel empfand. In solche Erinnerungen ließ Sabin seinen Genossen aber nicht zu tief versinken, er führte

ihn hinaus in den Schnee, oder sie saßen im Stall bei dem Maultier, das sie sich als ihr eigen vorbehalten hatten. Schweigend schauten sie dem Tier zu bei seinem Heufraß und bei seinem behaglichen Hingestrecktsein auf dem Stroh.

Sabin hatte in seinem Briefstäschchen ein gemaltes Bild, das Hadrian einmal betrachtete, weil er es für einen Talisman hielt. Es war ein Andenken von der Kirchnermutter und stellte in bunten Farben einen Heiligen dar. Unterhalb stand das Sprüchlein: „Wirke, so lange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo du nicht mehr wirken kannst."

Ein gewöhnliches Bildchen, wie sie die Schulkinder vom Katecheten bekommen. Hadrian gab es gelangweilt zurück: „Das Bild ist schlecht."

„Aber das Sprüchel ist gut!" sagte Sabin.

Der Junge nahm es wahr. Kein Augenblick, da er sich nicht etwas zu thun machte. Seine Bewegungen waren stets in einem gleichmäßigen Rhythmus, nicht zu langsam, nicht zu schnell, und keine war überflüssig, jede verrichtete irgend etwas. Er schnitt Späne, oder er säuberte vor den Thüren den Platz, oder er schaufelte aus dem Weg den Schnee, befreite den Brunnen von Eis oder ging nach Gug, Lebensmittel zu holen, die er dann auch kochen half. Die Nächstenliebe der alten Magd war auf eine harte Probe gestellt worden, als der gnädige Herr mehrmals

ihren Reisbrei und den Schöpsbraten und den eingebrannten Kohl zurückwies und den Sabin mit dem Kochen betraute. Ihre einzige Genugthuung war, daß der junge Herr in der Kochkunst bei ihr Unterricht nehmen mußte. Der alte Simon hinwiederum, der konnte überhaupt nicht begreifen, daß man des Kochens wegen Geschichten mache; er fand alles gut, was zu verdauen war, und verdauen konnte er ziemlich alles, auch Kieselsteine, meinte er, wenn sie klein geschlagen und gut geschmälzt wären.

Als es endlich gegen das Frühjahr ging, begann Sabin langsam die Vorbereitungen zum Auszug aus Ägypten. Und als um diese Zeit der neue Eigentümer mit einem aus allen Winkeln zusammengelesenen Gesinde erschien, in den Wirtschaftsgebäuden und auch im Schloß allenthalben ein entsetzliches Hämmern, Scharren, Schieben, Schleifen und Schreien anhub, da haben unsere beiden Freunde ihre sieben Sachen gepackt und sind davongezogen. Jetzt hatte er sie, die siebente Sache, der gute Saberl — es war das Halbeselein. In über dem Rücken zusammengebundenen und an beiden Seiten hinabhängenden Säcken trug das Tier bequem alles Eigentum der beiden Hausler. Sabin schritt voran und führte die Besitzung, die bequemerweise so mobil geworden war. Am Rücken trug er in grünem Umschlag seine Geige, in der Hand den roten Regenschirm. Hadrian ging

hinterdrein. Er trug am Leib den feinen Salonanzug, darüber einen grauen Lodenmantel und einen Jägerhut. Ein zierliches Spazierstöcklein hatte er in der Hand, mit dem er das Tier manchmal ein wenig an die Pflicht erinnerte. Der Weg durch die Rabenschluchten war vom Hochwasser her noch so arg zerrissen, daß sie oft an Wiesenrainen und Waldhängen fürbaß schreiten und sich mühsam durch kratzendes Buschwerk arbeiten mußten. Sabin hatte nur die einzige Besorgnis, sein Begleiter — der zweibeinige — könne unwirsch werden. Aber der wurde es nicht, er schritt schwerfällig und teilnahmlos hinterdrein. Er ließ sich führen wie das Tier, so stumpf, so gleichgültig für das Wohin, Wasnun. — Nur, daß er den Mantel immer höher knöpfte, je tiefer sie ins Gebirge kamen.

Endlich waren ſie ins Hochthal gekommen. Bei einigen Häuſern ſchloß man die Thüren, als die ſeltſamliche Gruppe heranzog. Ein altes Weib hörte man ſchreien: „Schüttet ihnen G'haſpel nach!“ Sabin verſtand wohl den Sinn dieſer Worte. Fremdlingen, denen böſe Künſte zugemutet werden, pflegt man Küchenſpülicht, G'haſpel genannt, von fern nachzuſchütten, um damit die ſchlimme Macht zu bannen.

Geradeswegs dem Lindwurmhof ſtrebte Sabin zu, und dort wurde er aufgenommen, wie ein alter Bekannter. Der Michel hatte ihn zuerſt erkannt. Der hatte alle Stadtbläſſe längſt abgelegt und war ein brauner, pausbackiger Bauernjodel geworden. Alsbald nahm er ſich des Maultiers an und brachte die Sachen in Gewahrſam. Die Lindwurmmutter ſtand im Vorraum und ſtreute aus einem Korb Körner auf die Erde unter das Hühnervolk, das ſie ſchnatternd und flatternd umſchwirrte und einander im Kampf um die Broſamen befeindete. Die Ankömmlinge waren ſchon gemeldet geweſen, ſo durfte der Michel bloß ſagen: „Mutter, da ſind ſie!“

Die Bäuerin war ein wenig befangen wegen des Schloßherrn von Finkenſtein, den ſie zu begrüßen hatte, ſie wußte nicht recht, wie man das macht, und ſagte daher nur: „Zu uns herauf iſt's halt hoch.“

Hadrian hatte Bedenken gehabt, ob er — zu Bergbauern gehend — nicht doch am Ende zu tief

herabſtiege. Und nun kam ihm die Frau — von oben herab entgegen.

Aus einem Holzgelaß kam der alte Lindwurm. War er's? War das der rundliche, friſchluſtige und ein wenig großſprecheriſche Mann von damals in Gug? Der Bauer ſah vergrämt aus und hatte graue Bartſtoppeln. Um den Bauch hielt er anſtatt der Geldkatze von damals ein ſchweres Bündel gebunden. Er ſollte eben aufs Feld, um Korn zu ſäen.

„Der Acker zahlt gut, Vater!" ſprach ihn Sabin an.

„Immereinmal bleibt er's auch ſchuldig," antwortete der Lindwurm ſchwermütig. „Oho! Das iſt ja der Saberl! Das iſt brav, das iſt brav!" Er reichte ihm die Hand.

„Alſo, Vater Lindwurm, da ſind wir."

„Brav, brav!" ſagte der Bauer auch zu Hadrian. „Die Stube iſt hergerichtet, ſo gut und ſchlecht es halt ſein kann."

Freilich kam es nun zu Tage, daß der Sabin mit den Lindwurmleuten ſchon alles verabredet gehabt hatte.

Die beiden wurden in eine geräumige, gut bäuerlich eingerichtete Hinterſtube geführt. Dieſe hatte zwei hochgeſchichtete Betten und einen Tiſch, auf den die Lindwurmmutter Milch, Brot und Butter auftrug. Als ſie ſich erquickt hatten, führte Sabin ſeinen Schick-

ſalsgenoſſen auf den Söller hinaus und zeigte ihm die Gegend. Die Matten weit und frei, aber noch winterlich grau und teils von zierlichen Holzzäunen abgegrenzt. Wieſenſtreifen, die von Wäſſerlein berieſelt wurden, waren ſchon grün. Auf den braunen Äckern arbeiteten überall Leute, ſie pflügten mit Ochſen, eggten mit Pferden, ſchafften Steine an den Rain, und alles ging langſam und ſchwerfällig vor ſich. Die Gehöfte ſtanden dünn zerſtreut, alle waren aus Holz gezimmert und hatten ſteile, ſchimmernde Bretterdächer. Auf den Bergen lag noch Schnee.

„Nun, alſo das iſt Seſam," ſagte Sabin und zog mit der flachen Hand einen Halbkreis, als ob er die Gegend erſt aufrollen müßte. Beinah Stolz lag in dieſer Darbietung.

„Und was ſollen wir da?" fragte Hadrian.

„Wohnen."

„Wohnen — dahier?"

„Und leben."

„Dahier leben? Mein lieber Sohn, wie willſt du denn das anfangen?"

„Mit arbeiten."

Hadrian ſagte nichts weiter, ging langſam in die Stube zurück und legte ſich einſtweilen auf eins der Betten, mitſamt den Stiefeln über die blaue Wollendecke hin. Er war müde. — Leben? Da-

hier leben? Da wäre er doch neugierig. Übrigens — es ist ihm gleich. Die Stube war dämmrig, denn draußen über die Fenster nieder ging das weitvorspringende Dach. Die Luft war stockig und roch nach feuchtem Holz, denn es war erst ausgescheuert worden. Eine Wanduhr tickte unerträglich laut und im Halbschlummer kam es dem Ruhenden vor, als frage sie mit jedem Takt: Was — willst? — Was — willst? — —

Am Abend waren sie alle zusammen in der großen vorderen Wohnstube. Alles, was da war, geschah und gesprochen wurde — weltfremd mutete es den Mann an, der einst Stadtmensch und Schloßbesitzer gewesen. Als nach dem umständlichen Abendessen das große Gesinde sich verlaufen hatte, blieben der Hausvater, die Hausmutter, der Michel und unsere Ankömmlinge noch am Tisch sitzen und besprachen einen Kauf. Doch endlich stand der Lindwurm auf und sprach: „Eh wenn ihr den Hochkaser gesehen habt, laßt sich nix sagen. Laßt euch gut träumen, über Nacht. Und solltet ihr etwan was rumpeln hören — ein bissel Mäuse haben wir."

Aber die Nacht schlug Hadrian besser an, als er erwartet hatte. Leidlich frisch stand er auf und ging in der Morgenfrühe um den Hof herum und guckte wohl auch zu den Thüren hinein. Da war alles schon lebendig. Das ausgebreitete Gebäude,

nicht überall in beſtem Zuſtand, barg Heu, Stroh, Kornſäcke, Geräte aller Art, vor allem aber Getier. In den Ställen Kühe, Ochſen, Kälber; im Pfränger Schafe und Ziegen; im Jauchenſchlamm Schweine, Ferkel, noch ganz jung und nackt; im Hohlraum unter der Tenne Kaninchen, weiße, graue; in einem Kobel der Kettenhund und Junge an den Zitzen der Hündin; an den Wandvorſprüngen Katzen, nach den Tauben ſpähend, die durch die Dachluken aus- und einflogen. Im Hofraum ſelbſt gackernde Hühner und in der Waſſerlache ſchnatternde Enten.

„Eine wahre Arche Noahs!“ mußte Hadrian ausrufen.

„Wär ſchon bald ſo!“ antwortete lachend eine Magd, die am Schragen Fichtenäſte klein hackte. „Die Mutter hat halt ihr Heil damit!“

Dann kam aber auch ſchon Sabin mit dem Maultier über den Hof ſpaziert — ſie gingen zur Tränke. Am rauſchenden Brunnen ſtand eine kleine junge Maid und ſchwemmte im Trog Leinwand. Sie war alſo etwas aufgeſchürzt und hatte das Hemd weit über die Ellbogen zurückgeſtreift.

„Darf man da trinken?“ fragte Sabin, leichthin das Hütchen lüftend.

Das Mägdlein antwortete nichts, ſondern zog die Leinwand aus dem Trog und ſchlug am Boden den Zapfen aus, daß das Waſſer auf den Sand ſchoß

und der Trog in einer Minute leer war. Sabin ſtand betroffen da; er hielt das für eine feindſelige That. Als jedoch das Mädel den Zapfen einſetzte und in wenigen Minuten der Trog wieder voll war von klarſtem Waſſer, das üppig aus dem Rohr ſchoß, da erſt erkannte er ihre Abſicht, ſein Tier mit reinem Waſſer zu tränken.

Dieſes freundliche ſchweigſame Mägdlein wurde gerufen: Liſele und war jene Schweſter des Michel, der zulieb damals die beiden Jungen ihr langes Haar gelaſſen hatten.

Bei dem Mittagsmahl dieſes Tages war auch ein außergewöhnlicher Menſch vorhanden. Halb ſtädtiſch angezogen, das Gewand an den Säumen aber etwas verſchliſſen, die Knopflöcher verdehnt und der Hemdkragen am oberen Bug ein bißchen durchgeſchwitzt. Das jugendliche Geſicht leicht geblaßt, mit einem ſchwarzen Bartanflug und mit Augengläſern. Hadrian erkannte ihn nicht mehr. Es war einer der damaligen Studenten, der Lindwurmſohn Berthold, nun Doktor der Philoſophie. „Auf Vakanzen daheim," wie der Alte ſagte. Berthold machte ein etwas gelangweiltes Geſicht über die Gäſte und ſchob immer wieder die Brille auf der Naſe zurecht.

Um etwas zu ſagen, bedauerte Hadrian, daß der Herr Doktor wohl auch ſchon an der Zeitkrankheit leide und kurzſichtig ſei.

„Es ſind ja nur Fenſtergläſer!“ verriet der Michel lachend. „Er will nur recht gelehrt ausſchauen.“

Doktor Berthold wendete ſich mit Verachtung ab und murmelte: „Tropf!“

Die beiden hechelten fortwährend miteinander, wobei die Mutter immer begütigte, das Liſele immer kicherte und der Vater manchmal brummte. Als nach dem Eſſen der Michel aus dem Wandkaſten ſeine Tabakspfeife nahm, ſie aus der „Saublader“ ſtopfte und dann anzünden wollte, machte der Doktor einen raſchen Griff, um ihm das Zeug aus der Hand zu nehmen. Der Michel hielt aber ſeine Pfeife feſt und wehrte ſich, ſie gerieten aneinander, rangen, fuhren unter dem Gelächter des Geſindes balgend durch die Stube, mit ſtrammen Gliedern, daß die Beinkleider ſich zum Berſten ſpannten. Dann lag der Michel am Boden und blutete. Der Doktor hielt die erkämpfte Pfeife hoch in die Luft und rief dem Beſiegten zu: „Ja, mein Lieber! Der Stärkere hat recht!“

Der Lindwurm verwies ein ſolches Benehmen, und es wäre gerade keine Kunſt, der Stärkere zu ſein, wenn man um fünf Jahre älter und gut ausgeraſtet iſt. Er ſagte das in einem nahezu noch reſpektvollen Ton, ſetzte aber in ſich hineinbrummend bitter dazu: „Zum Lachen, wenn ein Doktor der

Weltweisheit nichts Geſcheiteres zu thun weiß, als raufen mit den Buben."

Die Mutter entſchuldigte den Doktor, ſo gut es ging: „Iſt halt wohl wahr, was die Ahne geſagt hat: Kind bleibt daheim Kind. Und wenn's ein Biſchof iſt, wenn's heimkommt, iſt es Kind."

Das Liſele kam mit dem Waſſerbecken, um dem Michel das der Naſe entſtrömende Blut abzuwaſchen. Der Doktor ſaß daneben auf der Ofenbank, ſchaute zu und ſchmauchte des Bruders Pfeife. Bald hernach war der Michel auf dem Feld und jodelte ſeinen Ärger ins Weite. Hadrian und Sabin gingen, begleitet vom Lindwurm, über die Matten hinauf gegen den Hochkaſer.

Der Hochkaſer iſt in Seſam das höchſtgelegene Haus. Es ſteht im ſachte aufſteigenden Hochthal ganz hinten oben an einer Bergböſchung. Vor dem Hauſe liegen die freien Weiden und Wieſen bis hinab zum Lindwurmhof. Hinter demſelben ſteigt Jungwald an bis zu den Almen. Seitlings windet ſich ein langer, enger Graben hinauf bis zu den ſteinernen Bergen. Von denſelben ſieht man nur ein einziges Horn herüberragen über einen Waldrücken, aber es kleben häufig die Wolken daran. Vom Hochkaſer abwärts treten rechts und links die Berge zurück, ſo daß das Seſamthal wie in einem Hufeiſen ruht und durch die Höhen vor den Eiswinden geſchützt iſt. Nach dem

Aufgang der Sonne hin ist ein freier weiter Ausblick in die Vorlande, die tief unten nebelhaft grau daliegen.

Der Hochkaser besteht aus einem kleinen Blockhaus und einem Stall. Wenn die Morgensonne dran fällt, leuchten die Wände wie rotes Gold, denn die Zimmerung hat erst der jetzige Lindwurmbauer aufführen lassen, als Freistatt, wenn er sich mit den Seinigen einmal zur Ruhe würde setzen können. Das Haus hat zwei Stuben mit je zwei viereckigen Fenstern, eine Küche mit offenem Herdfeuer und ein Vorgelaß, in dem aus einem Wandrohr der helle Brunnen ins Tröglein sprudelt. An Einrichtung ist nur das Allerwichtigste und Einfachste vorhanden.

„Was sagst du zu dieser Burg?" fragte Sabin seinen Genossen.

Hadrian knullte eine Zigarre, er zuckte die Achsel und antwortete gleichgültig: „Nun — wenn du willst."

Und Sabin wollte. Der Überschuß von Finkenstein, den er sich erhandelt, reichte knapp dafür aus. Noch ehe über den Waldbergrücken die Sonne niederging, waren sie Eigentümer des Berghauses, genannt der Hochkaser. Der Kauf hatte noch im letzten Augenblick Schwierigkeiten ergeben. Als der Lindwurm merkte, es wäre ihnen wirklich ernst mit der Sache, wollte er es sich erst noch überlegen. Man gebe von

einem alten Besitz nicht gern etwas weg, und der geschlossene Hof müsse eigentlich beisammenbleiben. Dabei kam es immer wieder heraus, daß die Geldbedrängnis groß sei, weil halt die Söhne so viel hätten gekostet und noch immer thäten kosten. Das Vieh im Stall gehöre auch nicht mehr ganz ihm, und nun wolle er vorher noch mit dem Händler Ehrenpreis sprechen. Mit dem habe er schon viele Geschäfte gemacht, der habe ihm schon oft aus der Geldklemme geholfen, und dem würde er doch die Vorhand lassen sollen. Als sie dann wieder im Hof saßen und auch die Lindwurmmutter mitredete, da stellte es sich anders. Der Ehrenpreis, sagte sie scharf, sei ein Wucherer, der ja kaum die Hälfte biete von dem, was der Herr Sabin geben wolle. Verkauften sie den Hochkaser dem Herrn Sabin, so könnten sie sich wenigstens von dem Händler befreien, und da es schon einmal nicht anders sei, als daß sie ihren Altenleutsitz für die Kinder opfern müßten, so sage sie in Gottesnamen: ja.

Sabin hatte dann ganz bescheiden die Banknoten aus der Tasche gezogen und das kleine Bergbauernhaus erworben für die „Gebrüder Hausler". Schon am nächsten Tage führten sie das Maultier hinauf und heimten sich ein in ihren neuen Besitz.

Der Küchenunterricht von der alten, christlich gesinnten Magd auf Finkenstein, der im Lindwurmhof noch ein wenig nachgebessert wurde, kam nun dem Saberl, oder wie er seit der Adoptierung bloß immer genannt wurde, dem Sabin, sehr wohl zu statten. Gleich am zweiten Tag tischte er auf Hochkaser ein großartiges Mahl, dessen Mittel der Vorratskammer des Lindwurmhofes entstammten und zu dem auch Freund Michel geladen war. Da gab es geröstetes Roggenmehl in Wasser gekocht und mit Butter geschmälzt, dann gesäuerte Rüben, mit Speck eingebrannt, dann Eierkuchen mit Preißelbeerfüllung; ferner gab es goldklaren Apfelwein, Honig, Rahm und andere Dinge, für die den Neulingen der Name fehlte und beziehungsweise auch der Appetit. Hadrian hatte sich so lange und so fest vorgenommen, dem Koch zuliebe alles delikat zu finden, bis er beim gesäuerten Rahmbrei plötzlich einen Ausruf that, der das Gegenteil besagte. Sabin that nichts desgleichen, dachte aber, daß es wohl nötig sein werde, als Küchenjungen den bewährten Kochkünstler: Hunger aufzunehmen. Aber den sollte erst die Mutter: Arbeit zur Welt bringen.

Zum Hochkaser gehörten mehrere Grundstücke. Vom Hause hin Garten, Acker und Wiese. Ferner ein steiniger Anger, der oben im Berggraben an sonniger Lehne lag und der Brandanger genannt wurde. Bei

dem Kauf war dieser Brandanger kaum bedacht worden, er war auch beinahe steuerfrei, weil nichts darauf wuchs, als kurzes Birstlinggras zwischen den Steinen und Gestrüpp. Sabin nahm sich vor, später einmal anzubinden mit diesem Anger. Jetzt beschäftigte ihn die Wiese, die das Maultier ernähren sollte, und Feld und Garten, von denen sie fürder selbst leben sollten. Kaum noch hatte er im Stall das Tier versorgt mit Streu und Heu, als er auch schon im Freien stand. Hut und Jacke hatte er von sich gelegt, in die Hände hatte er sich gespuckt, den Spaten angefaßt und zu graben begonnen, daß die Erde flog. Kartoffeln, Kohl, Erbsen, Rüben, Salat zu pflanzen, das war das Programm der ersten Woche. Wo es not that, mußte das „Halbeselein" helfen tragen und ziehn, und Hadrian war befragt worden, ob er lieber mit dem Eisenrechen die Erdschollen zerkleinere oder Dung aus dem Stall trage. Hadrian ließ alles mit geduldigem Gleichmut geschehen und that mit wie einer, dem es weiter nichts anging. Er rückte, so weit er geschoben wurde, und wenn ihn etwas Unbekanntes anstieß, meinte er gleichmütig, man müsse eben alles probieren. Nun zog er sein landjunkerliches Werksgewand an und versuchte zuerst das Schollenzerhacken. Dann rastete er; versuchte das Dungtragen und rastete wieder, bis er gestehn mußte, er könne nicht mehr, er sei krank.

Die größere Stube nach der Sonne hin hatte Sabin ihm angewiesen, weil Hadrian zu keiner Entscheidung kommen konnte, welche ihm die liebere sei. Plötzlich aber, wie bei ihm schon alles entweder träge stockte oder sprungweise ging, plötzlich ermannte er sich aus der Gleichgültigkeit und sprang über zum Angriff. Der Wohnraum war überaus einfach eingerichtet gewesen, aber er ließ auch noch das wenige, was drinnen war, forträumen. Kein Bild, kein Krug, keinen Fenstervorhang duldete er. Nur Bettstatt, Tisch und Bank blieben stehn, und die Stube widerhallte bei jedem Schritt. Habloſigkeit! Das war ſein neues Ideal. Gänzliche Hab- und Bedürfnisloſigkeit. Wie vieles hatte er gewollt und nichts erreicht. Nun wollte er einmal nichts wollen. Eine wahre Luſt empfand er in der Vorſtellung, bettelarm zu ſein. Anſtatt Beſitzhunger die größte Sorgloſigkeit. Das Prinzip ſollte nun gründlich zur Thatſache werden. Er hatte ein Gefühl, als ob von ſeinen Achſeln Laſten, von ſeinen Armen Ketten abgefallen wären. Auf Finkenſtein hatte er noch einen Eiſenring gefühlt, der ihm um den Leib geſchmiedet geweſen, wie der Reifen um eine berſtende Säule. Auch dieſer Ring war jetzt gefallen. Es war ſo viel anders geworden in ihm ſeit jener ſchrecklichen Nacht. Nichts mehr ſein, nichts mehr haben, nichts mehr wollen. Und wie er ſich deſſen inne wurde in der

kahlen Kammer, hätte er aufschreien mögen vor unbändiger Lust. Jetzt konnte ihm nichts mehr geschehen, jetzt war er Herr. In sein Buch schrieb er: „Leicht und lind, Leicht und lind. Selbstlos. Schuldlos. Jetzt giebt es auch einen Gott, und seine menschgewordene Vorsehung ist mein guter Sabin.“

Das zum Leben Notwendige gesichert, weiter keinen Ballast — der höchste Zustand! Allerdings ist es später so geworden, daß Sabin einem Freunde sagen mußte: „Auf den Ballast verzichtet mein Bruder, aber einen Palast möchte er wieder haben.“

Der Vorsehung, seinem Sabin, legte Hadrian sich ohne weiteres anheim. Als die Loderung verraucht war, begab er sich wieder zu einem thatlosen Dahindämmern. Nur eine gute Havanna manchmal, und dafür war vorgesorgt.

Nach Sabins Geschmack war das gerade nicht. Er führte dem Hausgenossen einmal das Maultier zu Gemüt. Das erstemal habe es allerdings Gott erschaffen, das zweitemal aber Hadrian, als er es aus dem Wasser zog. Für dieses Geschöpf nun müsse er auch sorgen, es pflegen und füttern, es weiden und am Karren führen.

„Muß ich's, so thu ich's,“ sagte Hadrian, „aber am liebsten ist es mir, du läßt mich einstweilen zufrieden. Ich bin bloß müde, ich bin nervös, ich will

jetzt die Luftkur gebrauchen. Du siehst auch, daß ich kalte Hände habe."

Deshalb legte er sie manchmal gerne in die warmen Hände Sabins, die waren schon derb und schwielig, und es lag immer trockener Erdstaub dran.

Sabin empfand Freude an dem jungen Besitz, und besonders deshalb, weil er ihn täglich neu erwerben mußte. So wie ein anderer tanzt, reitet, schwimmt, fischt, so grub er den Rasen, mähte das Heu, schnitt das Korn. An seine Kammerthür hatte er das bunte Heiligenbildchen geklebt, mit dem Spruch: „Wirke, so lange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht." Wenn er sich dann abends niederließ auf die Bank, that er manchmal einen fröhlichen Seufzer, und einmal sagte er: „Ja, arbeiten, das ist freilich lustig! Arbeiten wollt ich und thät's gleich, anstatt was einzubringen, was kosten." Dann aß er seinen Mehlkuchen, trank seine Milch und schlief wie ein Sack. Kaum der Morgen tagte, war er wieder aufrecht.

So verging nun Woche um Woche. Sabin brachte mit Beistand von ein paar Nachbarsleuten die neue Wirtschaft ins Geleise. Hadrian begann auch mancherlei zu verrichten, führte aber nichts durch. Er war jeden Tag einer andern Stimmung unterworfen. Das einemal erglühte er für die Natur und schwärmte für den Sonnenaufgang, um ihn das nächstemal wieder zu verschlafen. Dann begeisterte er sich für die Kunst, wollte malen lernen und begleitete an Sonntagen, wenn Sabin und Michel geigten, dieses Spiel mit seinem Gesang. Es fielen ihm, gestand er, allerhand Melodien ein, die er ein nächstesmal leider alle wieder vergessen hatte. Dann kam wieder die Zeit dumpfer Abspannung und Niedergeschlagenheit, und hiervon stammen auch die großen Lücken in seinem Tagebuch. Dann gefiel es ihm auf einmal, sich unter die Leute zu mischen, ihnen bei ihren Arbeiten zuzusehen, ihnen Ratschläge zu erteilen, sich mit jungen Mägden zu unterhalten und witzig zu sein. Da lebte er auf, und man rühmte seine Leutseligkeit. Aus dem naturgeschichtlichen Studium, das er sich vorgenommen, war nichts geworden, doch las er manchmal in Büchern, die Doktor Berthold auf dem Hochkaser zurückgelassen hatte.

Der Doktor war nämlich vor dem Verkauf des Hauses sein Bewohner gewesen, soll dort seine Schriften ausgebreitet und schrecklich studiert haben.

Es gab überall noch Zigarrenſtümpfchen und Aſchenſpuren, und vom Apfelweinkrug fanden ſich auf dem braunangeſtrichenen Tiſch noch die Ringe. Es war nur notgedrungen. Die allmähliche Verſiegung der heimiſchen Geldquelle und der Umſtand, daß ſich nirgends eine Dozentenſtelle ergeben wollte, hatten den Doktor bewogen, einſtweilen ins Seſam zurückzukehren und an den natürlichen Brüſten ſeines Vaterhauſes die tiefſinnigen Studien fortzuſetzen. Auf dem Hochkaſer war er hübſch ungeſtört geweſen, außer es kam der Michel in Sicht, der ihm gewöhnlich den ſchuldigen Reſpekt verſagte und mit den Schätzen der Weltweisheit ſeine Allotria trieb. Das pflegte der Doktor ſtets zu ahnden, und ſchließlich mußte der Michel immer dran glauben, daß er trotz ſeiner klobigen Hände der Schwächere war. Einmal kam Hadrian Hausler dazu, wie die feindlichen Brüder auf dem Anger balgten. Der Doktor hatte den Michel auf einen Reiſighaufen geworfen, kniete ihm auf den Bauch, drückte ihm den Daumen in die Gurgel und fragte: „Liebes Michelein, was willſt du denn von mir?“

Der andere antwortete nicht, es fehlte ihm hierzu zwar nicht der Mut, aber der Atem.

„Armer Kerl du!“ ſagte der Doktor mit zärtlicher Stimme, „ich will dir was ſchenken. Ich ſchenke dir das Leben. Sage: dank ſchön!“

„Hol dich der Teufel!“ ſchnob der Junge, erhob ſich und ſchüttelte den Spreu vom Leib. Und am Abend darauf brachte der Michel ſeinem großmütigen Gegner zu Ehren ein Ständchen. Er hatte ihn vorher tückiſch in den Söller eingeſperrt, dann ſtellte er ſich unten hin mit der Geige und ſtrich die kreiſchendſten, nervenzerkratzendſten Raunzer, die möglich waren. Der Doktor rettete ſeine Ohren, ſo gut es ging, nannte den Künſtler ein freches Wüſtenſchakal, das er demnächſt unfehlbar töten werde. Hadrian merkte endlich wohl, daß die Fehde nicht ganz ſo blutigernſt genommen werden müſſe und ergötzte ſich. Doktor Berthold bedauerte recht oft, daß ihm nichts übrigbliebe, als dieſen Burſchen wie ein wildes Tier zu behandeln, weil das Kalb ja nicht ſatisfaktionsfähig ſei.

Nun aber ſah Doktor Berthold ſich in der Lage, unter einem Dach mit dem Michel wohnen zu müſſen, im Lindwurmhof. Recht unmutig ging er hinauf, um im Hochkaſer ſeine Bücher und ſonſtigen Sachen zu holen.

Hadrian hatte gerade einen guten Tag.

„Aber Herr Doktor!“ ſagte er. „Wozu überſiedeln! Bleiben Sie doch da. Aber natürlich, bleiben Sie doch ungeniert und machen Sie ſich in der Stube bequem. Sie inkommodieren mich nicht im geringſten. Mir wird Ihre werte Geſellſchaft großes Vergnügen

machen. Ich kann in der Nähe Ihrer geistigen Schätze nur profitieren."

„Gut, Herr Hausler, wenn Sie gestatten." Und der Doktor streckte sich auf die Wandbank, wo Hadrian eben vorhin zu eigenem Gebrauch das Bettkissen hingelegt hatte. Und weil er so behaglich lag, brannte er sich mit einem Schwefelholz die Pfeife an und begann zu plaudern.

„Herr Hausler," sagte er, „Sie haben einen besonderen Geschmack. Aus freien Stücken möchte ich mir das Sesam zum Aufenthalt nicht wählen. Ich — nun ja, bei mir liegt's anders. Meine Mutter wähnt, mit Mehlklößen und Rauchfleisch mich zu versöhnen. Für die Bedürfnisse eines alten Studenten jedoch ist kein Verständnis — nirgends. Apfelsaft, hier Wein genannt — ha ha! Bier kennen sie kaum dem Namen nach, diese Kaffern. Wahrlich, solche Rassen sollte man ausrotten."

„Sind denn nicht Sie auch einer aus Sesam?" fragte Hadrian, der unbequem auf seiner Bettkante saß.

„Allerdings," antwortete der Doktor und lachte gutmütig. „Das ist auch nicht so schlimm gemeint. Viel schlimmer steht es mit dem geistigen Leben hier. Was haben diese guten Leute für eine Weltanschauung, du mein lieber Himmel! Längst abgestandene Moral-

ſimpeleien und immer nur Brotjägerei, Berufs-ſchuſterei, arbeiten, arbeiten — als ob der Menſch zum Arbeiten auf der Welt wäre!"

„Das iſt ſehr richtig!" gab Hadrian bei, und nun ſaß er ſchon beſſer auf ſeiner Bettkante. „Ich ſehe auch nicht ein, weshalb die Leute ſo viel aufs Arbeiten halten. Plebejerſport!"

„Jetzt verderben ſie mir natürlich meine paar Monate hier mit dem ewigen Gejammer: Stelle ſuchen, Stelle ſuchen! Wenn ſich keine findet, was kann ich dafür! Privatdozentenſtellen ja, wenn der Alte das Geld hergeben will. Na, da komm ich zum Rechten! Es iſt ja richtig, er hat kein Geld. Es iſt eine Bettlergemeinde, dieſes Seſam, meiner Seel! Eine degenerierte Raſſe. Man ſollte das ganze Bauernvolk ſchmerzlos ausrotten."

So redete er halb in Scherz, halb in Ernſt und blies Rauch in die Stube. Hadrian hatte kein Vergnügen daran, daß der Doktor ſeinen guten Platz verlag und das Zimmer mit Geſtank erfüllte. Er ſchaute zum Fenſter hinaus und ſagte: „Mir ſcheint, es wird Regen kommen."

„Ah, Sie meinen, daß ich noch vor demſelben in den Hof hinabgehen ſoll. Nee, ich bleibe liegen, bis er vorüber iſt." Und lachend ſetzte er bei: „Ich glaube, Herr Hausler, Sie wollen die Bank haben. Ich will aber Ihrer gütigen Einladung die Ehre an-

thun, in der Hoffnung, daß ſie ernſt gemeint geweſen iſt. Wenn nicht, dann erſt recht. Denn wiſſen Sie —"

Und dann that er einiges von ſeiner Lebensphiloſophie dar. Für die ſchönen Worte ſei er nicht, außer ſie wären zufällig auch wahr. Er ſei für die ſtarke That. Und darum bleibe er liegen.

Für die Länge, dachte ſich Hadrian, möchte er gerade keinen ſolchen Stubengenoſſen haben. Als Sabin vom Feld kam und den Doktor ſah, rief er: „Das iſt geſcheit. Ich brauch juſt einen ſtarken Mann, der mir die Kornfuhr aufheben hilft; ſie hat umgeſchlagen."

Alle drei gingen ſie hinaus, und der Doktor verzog ſich. Er habe nicht dreizehn Jahre lang ſtudiert, um Kornfuhren auf die Räder zu heben.

Dann war es einmal am Sonntag Vormittag. Hadrian war im Lindwurmhof, um zu sehen, was die Mägde machten, die nicht in die Kirche gegangen waren. Sie hatten aber diesmal alle die Kirche besucht, die Weibsleute, weit drüben in Oberbusch. Hingegen war der Lindwurm zu Hause geblieben. Durch das Fenster schien die Sonne auf den Tisch, davor kniete der Hausvater und hielt laut eine Gebetandacht. Sabin war auch vorhanden, er kniete an der Ofenbank neben dem Lisele. Unter die Kniescheiben hatte er sich ein paar Fußpatschen gelegt, denn die Andacht dauerte lang. Mit der kleinen Nachbarin hatte er sich auf eine leise Unterhaltung einlassen wollen, aber sie hörte lieber auf das Gebet des Vaters, als auf den Zuspruch des Burschen. Hadrian hatte heut wieder einmal sein feineres Gewand am Leibe, und in dem Salonanzug hockte er neben dem großen Kasten, dieweilen er nicht wußte, wie ihm vor Langweile geschah. Er kam sich wie verhext vor. Er, der Hausler junior, in Sesam Psalter leiern zu müssen! Zum Glück gab's eine Abwechslung.

Als die Andacht beendet war, ging zur niedrigen Stubenthür der schlanke Doktor herein.

„Warum duckest du dich denn so, Berthold?" fragte ihn der Vater geschmeidig.

„Ich? Weil man sich sonst den Schädel anstoßt," gab der Doktor einfältig zur Antwort.

„So ist's," gab der Lindwurmvater bei. „Schau, und bei der Himmelsthür ist's auch so, mein Kind. Wer sich nit ducken und nit beugen will im demütigen Gebet, der rennt sich den Schädel an und kommt nit hinein. — Wo bist denn gewesen? Du weißt ja, daß wir um neun Uhr beten."

Eine Zurechtweisung, die der Philosophiedoktor sich nicht gefallen lassen konnte. Um so weniger, als er verbittert war in dem Bewußtsein, er wäre zu Hause überflüssig, und als er vollgeladen war mit Einwänden gegen diese alten, thörichten, geisttötenden Sitten, die ihm von Tag zu Tag zuwiderer wurden.

„Beten — Beten," sagte er mit Hohn. „Die kleinen Kinder beten. Die Schwachen beten. Die Starken verlangen."

„Wie soll ich mir das reimen?" fragte der Vater.

Da begann der Doktor. Anfangs noch vorsichtig, durch des Alten Widerspruch aber gereizt, bald heftig, schrankenlos. Er hasse das Bitten und Winseln, das Anrufen um Gnade. Das sei Sache der Wichte und der sogenannten Demütigen. Die Demut aber sei eine falsche Tugend, sie mache nachgiebig, schwach, und der Schwache gehe unter. Der Weltgeist, oder wie er sagen solle, verachte den

Schwachen, vernichte den Schwächling, den Starken liebe und erhebe er. In der ganzen Natur sei es so, und der Vater werde gewiß auch nur die starken Kälber züchten, die schwachen aber dem Fleischhauer verkaufen.

Sehr wendete der Lindwurm ein, daß Vieh und Mensch kein Vergleich wären. Das Vieh lebe für das Fleisch, der Mensch für die Seele. Der Mensch lebe aus Barmherzigkeit und für Barmherzigkeit.

„Barmherzigkeit!“ rief der erregte Doktor und schlug die Hände zusammen. Barmherzigkeit sei ein Krebsschaden. Sie päppele die Kranken und Krüppel auf, wodurch das Menschengeschlecht immer mehr herabkomme. Die Geduld sei ein Unding, weil sie der Unzulänglichkeit Vorschub leiste. Alle sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten seien von übel, weil sie den Menschen beugen nach etwas, das nicht der Mühe wert ist. Das sogenannte allgemeine Menschenrecht sei eine Thorheit, weil nur der ein Recht habe, der etwas leistet. Der Starke sei im Recht, und der allein, und sein Recht und seine Pflicht sei, die Schwachen auszurotten und sich nur mit Starken zu verbinden. So sei es, und er hätte da was gesagt, das jeder Gebildete längst wisse! — Bei dieser Preisrede auf die Kraft hatte er sich in eine so nervöse Aufregung hineingeredet, daß seine Hände zitterten. Wie ein Gift-

hauch ſchauerte es durch den ganzen jungen Menſchen. Als es ſo war, trat der alte Lindwurm zu ihm heran, betaſtete ſeine Schulter und ſagte heiſer: „Iſt das mein Bertel?"

Die Anweſenden ſtanden betroffen da.

„Nit geſcheit biſt," fuhr der Alte faſt kläglich fort. „Das iſt ja aus der Weis. Na, na, Bertl, das iſt nit. Das iſt wohl nur ein Gedicht. Geh, ſag's, daß es nur ein fürwitziges Gedicht iſt. Sonſt — ſonſt wär das ja der lautere Antichriſt." Und auffahrend: „Sakra, auf ſo einen Doktor wollt ich pfeifen. Der wär ſein Geld wert."

Der ſtudierte Sohn merkte nun wohl, daß er ſich zu weit hatte hinreißen laſſen. Doch ſein Herz war ſo voll davon, oder mindeſtens ſein Kopf. Gewißlich aber das Buch, das in ſeiner Kammer aufgeſchlagen lag. — Er ſchwieg nun und ging hinaus. Als hernach die Mutter von der Kirche heimkam und von dem ſchluchzenden Liſele hörte, was es gegeben, ging ſie den Doktor ſuchen. In ſeiner Bodenkammer lag er auf der Bank und verdeckte mit der Hand die Augen.

„Aber Bertl! Bertl!" rief ſie. „Daß du ſchon wieder einen Verdruß angerichtet haſt! Ich weiß es gleichwohl, daß ein Student auch ſolche Sachen wird lernen müſſen. Aber ausreden, hinpredigen ſo was, wie ein Wort Gottes, wer wird denn das thun! Dein

Bruder, der Toni, muß ja auch alle Giftpflanzen lernen. Er wird doch nit hergehen und den Leuten die Giftpflanzen als wie eine Nahrung geben. Weißt, dein Vater mag's überhaupt nit leiden, wenn zu viel solche Sachen geredet werden, die unsereins nur zu halb oder gar nit verstehen mag. Sollst wohl anders sein mit deinem Vater. Er ist eh nit gut darüber, daß du alleweil noch keine Anstellung hast, wo es bei uns so karg hergeht. Schau doch nur um Gottes willen dazu, daß du bald was findest und du deinem Vater beweisen kannst, daß er's Geld für dich nit umsonst ausgegeben hat."

Der Doktor blieb liegen, hielt sich immer noch die Augen zu. „Kann ich dafür? Geht's nicht hundert andern auch so, die ausstudiert haben und nichts finden? Außer man ist dumm genug, dann giebt's auch zu fressen. Überall dasselbe: der Ochse wird gefüttert, der Löwe muß sich durch die Wüsten schlagen."

Als die Mutter weinend hinausgegangen war, sprang er auf und stieß seinen Fuß zornig in den Boden. Noch am nächsten Tag war er nicht im Gleichgewicht. Er fühlte sich hier ganz allein mit seiner Weltanschauung, und das beunruhigte ihn. Er ging neuerdings zum Hochkaser hinauf, um Verbündete zu werben. Ob sie denn nicht richtig sei, die Lehre vom Übermenschen? Ob sie sich überhaupt widersprechen

lasse? Und ob es denn etwas Neues sei, ob die anerkannte Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht ganz auf dasselbe hinauskäme? Hadrian Hausler mußte zu seiner Schande gestehen, daß er weder Darwin noch Nietzsche kenne. Dem Übermenschen, so viel er gelegentlich von ihm wisse, könne er nicht Recht geben, weil man seinem Henker nicht gern den Strick drehe.

„Natürlich — Schwächling. Wie die modernen Menschen alle," sagte der Doktor. „Doch warum uns den Strick drehen! Wir müssen die Henker unserer Henker werden. Die Schwäche, das Mitleid, die sklavische Unterordnung, diese unsere Henker sollen baumeln."

Darauf entgegnete Hadrian: „Mich dünkt, Herr Doktor, diese Ideen sind wirklich schon etwas übertragen. In Paris sah ich vor Jahren eine Komödie, in der ein alter Sonderling, der mit solchen abgestandenen Gedanken hausieren ging, lächerlich gemacht wurde."

„Abgestandene Gedanken! Als ob nicht jeder alte Gedanke, der durch das Blut und die Nerven eines Denkers und Dichters geht, wieder frisch würde! Wissen Sie, Herr Hausler, daß Sie sich mit dem Übermenschen nicht befreunden können, ist zu verstehen."

„Ganz unrecht hat er nicht, der Doktor," sagte

Sabin, der gerade dazugekommen war. „Nur wer ſchafft, der iſt Herr.“

Hadrian fand auf dieſe Bemerkung nichts zu erinnern. Er wußte ſchon lange, wer auf Hochkaſer der Übermenſch war.

Gegen Abend begann es ſo heftig zu regnen, daß an den Fenſterfugen das Waſſer herab und auf dem Fußboden in Zickzackbächlein umherrann. Ein ſcharfer Wind warf Waſſer in alle Winkel. Da der Doktor bei ſolchem Wetter nicht fort konnte, ſo erſuchte er, unter Dach bleiben und die Nacht auf dem Haferſtroh zubringen zu dürfen.

„Keine Barmherzigkeit!“ rief Sabin munter aus. „Ich bin ein Übermenſch! — Und deswegen,“ ſetzte er gemütlich bei, „deswegen, weil ich ein Übermenſch bin, kann ich auch auf dem Haferſtroh liegen neben dem Halbeſelein. Legen Sie ſich in mein Bett.“

Das that der Doktor. Er legte ſich mitſamt den Kleidern in des Burſchen Bett und ſchämte ſich heimlich. Am nächſten Tag war er ärgerlich. Er ſtand ſo herum auf dem Hochkaſer und ſchaute dann dem Sabin zu. Der hämmerte am Pflug. Der Doktor fragte ihn: „Was machen Sie denn da?“

„Ich regle den Arling. Er furcht zu tief.“

„Natürlich. Nur keine Tiefe!“ ſpottete der Philoſoph. „Ihr Pflug und Ihre Gedanken ſind

von der gleichen Seichte. Sechs Zoll tief — höchſtens.“

„Ha, ha!“ lachte Sabin. „Da möchte was Rechtes herauskommen, wenn der Pflug tiefer thät greifen. Sie ſind ja ein Bauernſohn. So wiſſen Sie doch, daß in der Tiefe die Steine ſind. Die fruchtbare Erdſchicht iſt auf der Oberfläche. Mit den Gedanken wird's halt auch nit viel anders ſein.“

Der Doktor dachte ein bißchen nach und ſagte dann: „Mich deucht, jetzt hätten Sie beinahe einen tiefen Gedanken ausgeſprochen. Beinahe.“

Die fruchtbare Erdſchicht iſt auf der Oberfläche . . .

Es regnete nun tage- und tagelang. Und da ſagte Sabin, das wäre das richtige Wetter, um Kohl zu pflanzen. Dazu brauche er aber einen Gehilfen, der Löcher in den Boden bohre, damit er hinterher die Krautpflänzchen einſetzen könne. Ob Hadrian ſich nicht den Spaß machen wolle, ihm zu helfen. Mit einer ſpitzen Stange in der aufgeackerten Erde der Reihe nach Löcher zu machen, das iſt nicht arg und bedarf auch keinerlei geiſtiger Anſtrengung. Hadrian gab ſich dazu her, warf den Regenmantel über und bohrte ſo hin und hin. Hinterdrein kam Sabin mit den zarten Pflänzchen, die er im Garten gezogen hatte; er tauchte ſie mit den Wurzeln in den bereitſtehenden Jauchenkübel und ſetzte ſie ins Loch. Am Nachmittag war das Äckerlein vollgepflanzt, Hadrian ſtreckte ſich auf die Bank hin und war's zufrieden.

„Ich glaub dir's," bemerkte Sabin, dieweilen er ſich am Brunnen die Hände reinigte, „du haſt ja heut dem Herrgott geholfen beim Welterſchaffen."

„War ſie denn nicht ſchon fertig?"

„Nein, gerade die Kohlpflanzen haben noch gefehlt. — Gieb einmal acht, Bruder, ob du nichts ſpürſt. Du mußt es ja an dir ſelbſt wahrnehmen, wie jetzt die Pflänzlein in der Erde Wurzel faſſen und wachſen."

In der That, er ſpürte ſo was — wenn's

ihn nicht trog. Ein abſonderliches Prickeln in allen Gliedern.

„Wohl, wohl, man ſpürt's mit, wenn's wachſt, man ſpürt's mit," verſicherte Sabin. Allein — das Schöpfungswerk war immer noch nicht vollendet. Das Wetter war ſchön und heiß geworden, die eingeſetzten Kohlpflanzen legten ihre Blättchen weich und welk auf die Scholle hin. Da ſagte Sabin: „Sie dürſten zum Verſchmachten, wir müſſen ihnen zu trinken geben."

Er ſchleppte in Kübeln Waſſer aufs Feld, und Hadrian mußte daraus ſchöpfen und mit der Seichkanne die Pflanzen begießen. Und ſo oft eine Pflanze trank, that Sabin den Mund auf. Der ſpaßhafte Gedanke, daß man ſeine Kindlein auch ſäugen müſſe, hielt den Hadrian aufrecht, daß er ein paar Stunden goß. Plötzlich aber warf er die Kanne fort, ging nach Haus auf ſeine Ruhebank und rauchte eine Zigarre.

Die Kohlpflanzen ſtanden von nun an friſch gegen Himmel. Sabin ging jeden Tag zu ihnen hinaus, blickte ſie zärtlich an. Und ſpäter, als Hadrian einmal längs des Ackers hin ſpazieren ging und ſah, wie die dünnen Pflanzen ſachte zu ſtrammen Kohlköpfen geworden waren, empfand er Stolz darüber. Dieſe Kohlköpfe waren ſein Werk! Er ſchrieb ins Tagebuch: „Kein Beruf ſo groß, ſo ſchöpferiſch, ſo

gottähnlich, als der des Landmanns. Wahrhaftig, der Bauer iſt Edelmann. Ich fühle es an mir ſelbſt.“ Dann ging er nach Haus auf ſeine Bank und ſtreckte ſich hin.

Und Sabin raſtlos thätig. Er ackerte, jätete, ſchnitt, ging umher und beobachtete die Entwicklung ſeiner Kulturen. Jeden Tag merkte er einen Fortſchritt, jetzt am Stamm, jetzt am Blatt, jetzt an der Blüte, und endlich offenbarte ſich die Frucht. Auch Hadrian hatte in ſeiner Art offene Augen. Drückte er eines Tags ſeine Verwunderung aus über die Kartoffeln. Da hätte er immer gemeint, bei dieſen ſei die Frucht unter der Erde, und nun ſehe er die Knollen, obſchon ſie noch ganz grün wären, hoch im Kraut.

„Wiſſe Bruder,“ ſagte hierauf Sabin, „die Knollen in der Erde ſollen mein ſein, und die auf dem Kraut ſollen dein ſein.“

Hadrian ſchüttelte den Kopf, das verſtand er nicht genau. Er werde doch einmal im Botanikbuch nachſehen müſſen, wie ſich das verhält. Übrigens — es war ihm gleichgültig.

Ein paarmal war Sabin auch ſchon oben geweſen im Berggraben, bei ſeinem Brandanger. Der lag ſo gut an der ſonnigen Lehne, und die Erde zwiſchen den Steinen war ſo ſchwarz, daß er nachſann, wie ſich dieſes Grundſtück nutzbar machen

könnte. Jetzt war nicht daran zu denken, seine Äcker und Wiesen am Haus nahmen ihn fest, und weil jeder Mensch, auch der glücklichste, einen ganz besonderen Wunsch hat, so wünschte er sich sechs Hände. Hadrian hatte deren zwei überflüssig; er pflegte sie, wusch sie mit einer wohlriechenden Seife, feilte sorgfältig die Nägel und behauptete nun entschieden, Haue, Axt und Pflug seien einer Menschenhand nicht zuträglich. Der Mann wollte nicht arbeiten, und er wollte nicht. Allerhand Kindereien trieb er manchmal, um sich zu ergötzen. Eines Tags kam Sabin dazu, wie er just das Maultier prügelte. Er hatte dem Tier in einem Korb Kartoffelkraut vorgesetzt und wollte, daß es fresse. Das Maultier aber fraß nicht das Kraut, sondern die Disteln, die am Zaun wucherten. Ob dieses Eigenwillens züchtigte er es mit der Gerte.

„Ja, Herr Kompagnon, was treibst denn?" rief Sabin.

„Sieh dir einmal das Vieh an," sagte Hadrian erregt. „Es will nicht folgen. Da hab ich ihm das Leben gerettet, und es will mir nicht einmal den Gefallen thun, Kartoffelkraut zu fressen. Das ist ein Luder!"

Jetzt hielt ihm Sabin den Korb hin. „Lieber Bruder, oder was du bist. Thu mir den Gefallen und iß Kartoffelkraut. Nit? Aber schau, so undank-

bar ſein! Ich hab dir auch einmal das Leben gerettet, und du willſt mir nit einmal die Freude machen, Kartoffelkraut zu eſſen!“

Da lachten ſie beide.

In ähnlicher Weiſe ging es eine Zeitlang fort, dann kam jener Brief. Schon tagelang vorher war das Gerücht umgegangen, daß auf der Poſt zu Oberbuſch für Herrn Hadrian Hausler ein Brief liege. Zuerſt ſagte er: „Was geht das mich an?“ Und doch ſuchte er einen Boten aufzutreiben, der ihm den Brief holte. Das gelang, der Lindwurm hatte gefälligerweiſe eine alte Magd hinübergeſchickt, die auch ſonſt einiges beſorgen ſollte. Wie geſpannt war nun Hadrian auf den Brief! Er, dem einſt Korreſpondenz die Qual des Tages geweſen. Schon von Mittag ab guckte er zum Fenſter hinaus. Von wem konnte der Brief ſein? Von Papa? Undenkbar — das war vorüber. Oder wollte er ihn am Ende zurückhaben? Das müßte man überlegen. Vielleicht wäre es das Vernünftigſte. Oder ſchreibt die Kunigunde Fürtner, die Mutter der armen Agathel? — Oder am Ende eine polizeiliche Mitteilung wegen des Defraudanten Frang? Es giebt zwar keine Gerechtigkeit auf der Welt, aber dem Hadrian Hausler zuliebe könnte doch wohl einmal eine Ausnahme ſtattfinden.

Gegen Abend kam die Botin und brachte zwei

Sachen. Eine Steuerverſchreibung, die gab Hadrian ſofort an Sabin ab. Und einen Brief. Als er dieſe Handſchrift ſah, barg er ſie raſch in ſeine Bruſttaſche. Bei verſchloſſener Thür las er das Schreiben.

„Lieber Hadſcherl!

Du erlaubſt ſchon, daß ich einmal etwas von mir hören laſſe. Man erinnert ſich gern an alte Freunde, in einem Fall, wie ich bin. Mir geht es ſehr ſchlecht. Mit dem Alten iſt es aus für mich, der ſagt, in früherer Zeit wären Näher- und Wäſchermädchen amüſanter geweſen, als heutzutage die feinen Damen. Das hat er mir ins Geſicht geſagt. Aber ich habe ihm darauf geantwortet: denke nach, alter Herr, wo der Fehler liegt. Das hat er ſich gefallen laſſen müſſen. Natürlich giebt er ſich jetzt mit viel beſſeren Sachen ab. Denke dir, Faſanenjagen, ſollſt es nur ſehen, wie er mit der Flinte in den Auen ſtreicht, und wackeln ihm die Beine. Und eitel, wie ein Frauenzimmer. Von einem Bildhauer läßt er ſich jetzt in Marmor aushauen und reckt ſich dabei wie ein Giraffe, weil er ſeinen Söhnen, ſagt er, ein gutes Bildnis hinterlaſſen will. Weißt du vielleicht, wo dieſe Söhne alle ſind? Ich kenne nur einen. Und endlich hat der Alte eine Wohlthätigkeitsanſtalt gegründet, ein Aſyl zum Schutz armer unverdorbener Mädchen.

Da hat er freilich kein Geld für unsereins. Ich bin also ganz verlassen und weiß schon oft nicht mehr, was anfangen. Adrett angezogen soll man doch auch sein. Nach deiner Adresse habe ich lange umfragen müssen. Teurer Freund, du bist jetzt noch meine einzige Hoffnung, und du wirst mich nicht verlassen. Beliebe mir Geld zu schicken, sobald es sein kann, sie wollen mich schon deloschieren, weil keine Rücksicht mehr ist mit den Damen, und mit der Polizei habe ich auch schon zu thun gehabt. Wenn ich mir einmal nimmer ausweiß, dann ist mein letzter Weg zu dir, du hast mich vor zehn Jahren zu finden gewußt, ich werde dich jetzt zu finden wissen und glaube, daß wir doch noch für einander bestimmt sind. Vergiß nicht deiner dich liebenden

Helene.

Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119."

Der erste Eindruck beim Lesen war für Hadrian der des Schrecks. Sie kommt! Bei näherem Nachdenken wurde es ihm klar: sie kann nicht kommen, sie kann nicht mehr. Der Brief besagt viel, aber diese Wohnungsangabe sagt noch mehr. „Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119." Sie ist am Rande. — Diese Stadtgegend war ihm nicht unbekannt. Sofort hatte Hadrian den Entschluß gefaßt, sich von

dem Wisch weiter nicht beunruhigen zu lassen. Doch schließlich brachte er nicht einmal so viel Kraft auf, um ihn ins Herdfeuer zu werfen. — „Die Nachrichten vom Senior. Dem geht es also doch gut! Und kümmert sich nicht um den Sohn. So war er immer. Ein harter Mensch, ein Egoist. Und auch sie wirft er weg. — Gut! Gut! Sie soll kommen . . . Aber wenn sie wirklich käme! Es wäre böse. —“

Im Hochſommerbrand ruhte der Lindwurmhof. Ein einziger war im Haus, ſchrieb Briefe an Lehranſtalten, an Freunde und einflußreiche Perſönlichkeiten um Erlangung einer Dozentenſtelle. Als die Briefe fertig waren, ging er auch fort, um ſie nach Oberbuſch zu tragen. Alle übrigen Bewohner des Hofs waren draußen auf dem Kornfeld. Der Schafbube wie der Hausvater, die Magd wie die Mutter — alle waren der Reihe nach angeſtellt und ſchnitten Korn; die Weiber nicht minder feſt aushaltend wie die Männer. Hadrian ſaß unter der Eſche und ſchaute ihnen zu, und nun verſtand er die Gleichberechtigung der beiden Geſchlechter auf der Bauernſchaft. Gleiche Leiſtung, gleiche Rechte, Sabin ſagte es ja auch. Wie niedrig ſtand ihm in dieſem Augenblick das Weib des Städters! Aber ſchon im nächſten ſtellte er ſich vor, wie unvergleichlich huldreicher mitunter die Dame iſt, als ſo 'ne Bauerntrine.

Auch Sabin half ernten. Er bedurfte für den Hochkaſer in den nächſten Tagen ein Fuhrwerk, um Winterholz vom Wald herabzuſchleifen. Der Lindwurm hatte es ihm zugeſagt, und dafür half der Burſche Korn ſchneiden. Trotz der ſchweren Arbeit ergötzten die Leute ſich dabei. Das Liſele hatte plötzlich einen Schrei und einen Seitenſprung gethan. Eine Maus! Eine Feldmaus war über ihren Fuß gehuſcht, und nun hielt der Bruder Michel Jagd, um das kleine

Geſpenſt mit der Sichel zu töten. Da fuhr die Lindwurmmutter dazwiſchen: „Ihr Thoren! Ihr werdet das arme Tier doch nit umbringen wollen! Das thut ja keinem Menſchen nix! Nein, Michel, ich leid's nit. Gottesgeſchöpf, wie wir allmiteinander.“

Sie ließen ab, ſtellten ſich wieder ans Korn und ſchnitten. Bald aber hub der Michel an zu kichern. Der Mutter, die vor ihm her war, ſaß ein Sperling auf dem Rücken. Das Vögelchen zuckte ſeinen kleinen Kopf hin und her und begann einen Spaziergang zu machen vom Nacken bis zur Rundung und wieder zurück.

„Was kuderſt denn, Bub?“ ſagte ſie, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Weil der Mutter ein Spatz auf dem Buckel ſteht,“ lachte der Junge.

„Der wird mich nit tottreten.“

Der Vogel hüpfte ihr auf das braune Kopftuch, dort that er etwas und flog davon. Der Michel gröhlte auf vor Lachen, und das Liſele ſtimmte hell mit ein. Die Mutter merkte etwas und ſagte dreiſt: „Ich weiß eine Zeit, Kinder, da habt ihr es auch nit anders gemacht mit mir.“

Als die Schatten lang wurden, ſteckte das Liſele die Sichel ins Holzjoch und ging Garben tragen. Da machte ſich der junge Herr von Hochkaſer in ihrer

Nähe zu thun und redete sie an: „Lisele, du sollst die Garben nit so nachschleifen, sonst schleift sich das Korn aus."

„Wenn ich groß wär wie du, da wollt ich sie schon höher tragen."

„Und wenn ich so klein wär wie du, da wollt ich gar nit Korn tragen. Laß mich's thun."

„Dank schön. Kleine Leut werden nit leicht müd."

„Wenn ich vorher gesagt hab, daß du klein bist, so hab ich's nur gethan, weil du gesagt hast, daß ich groß bin."

„Schade, daß wir zwei so ungleich sind," sagte sie. Das war ihm für diesmal genug. Hadrian strich zu Sabin und flüsterte ihm zu: „Die mußt du anders fassen, mein Junge. Der dürfte es schon bald recht sein."

Als hernach der alte Lindwurm die Garben in Hütchen zusammenstellte, fiel ihm ein rostbrauner Halm auf. Er pflückte ein Körnchen aus der Ähre und zerdrückte es mit den Fingernägeln. Es hatte im Innern einen schwarzen Punkt.

„Wird doch nit der Flugbrand da sein!" murmelte er und ward nachdenklich. — Will denn alles zusammenkommen über das arme Sesam? Fremde Leut, fremde Lehr, fremder Brauch. Flugbrand auch noch?

Hadrian ſchien der ſtille Sommer bisher nicht gerade ſchlecht bekommen zu ſein. Nun aber machte ſich die Veränderung bemerkbar in erhöhter Weiſe. Er war oft ſehr aufgeregt, launiſch, dann wieder abgemattet und doch lauernd, abenteuerlich aufgelegt. Mit Sabin ſuchte er manchmal verfängliche Geſpräche anzuknüpfen, wobei Sabin rot, Hadrian aber ganz blaß ward. Vom Arbeiten keine Rede mehr. Sabin hatte Kummer, was denn das noch werden ſolle. Ein Mann in den vierziger Jahren, und in ſolchem Zuſtand!

Eines ſtillen Nachmittags ſchlich Hadrian neben den Büſchen des Rains hinab gegen den Lindwurmhof. Die Leute arbeiteten jetzt auf der Wieſe, nur das Liſele war nicht unter ihnen. Das mußte alſo im Hof ſein. Am Flachsfeld pflückte er eine verſpätete Blüte, dann zog er ſich gegen den Hof. Die Hündin wollte knurren, ſchwieg aber, als ſie die wohlbekannte Jägergeſtalt ſah. Unter der Tenne ſchlüpften und hüpften Kaninchen und beſchnupperten einander. Er bog um die Hausecke und ſah eine hochgeſchichtete Kornfuhr, auf der das barfüßige Liſele ſtand und mit einer langſtieligen Gabel Garben ſpießte und ſie zur Dachluke hineinwarf. Er grüßte ſie artig, ſie erſchrak und ward rot. — Rot werden, aha, das ſtimmt. Es ließ ſich wagen.

„Aber Mädel! Iſt es denn nicht ſchade um deine

Pfötchen, daß ſie von den Halmen geſtochen werden?“

„Das iſt umgekehrt, Herr Hausler, ich ſteche die Halme!“ entgegnete ſie, ſpießte wieder eine Garbe und warf ſie in die Dachluke.

Hadrian ſtieg auf eine Radſpeiche des Karrens, um ihr die Flachsblüte hinanzureichen. „Als ich ſie unterwegs ſah, fiel mir eine ein, die ſo himmelblaue Augen hat —“

„Ja, ſchön Dank, wenn's mir vermeint iſt.“

Er dehnte ſeinen Hals zu ihr hinauf und flüſterte: „Darf ich dir ein bißchen helfen, Liſele? Ja? Aber ja — nicht wahr?“

Und in dem Augenblick, als er zu dem neuerdings erſchrockenen Mädel hinanklettern wollte, ſprang aus der Dachluke Sabin hervor und rief hell: „Nein, Herr Kompagnon! In Seſam wird nit dreiſpannig gefahren!“ — —

In Hadrian Hauslers Tagebuch findet ſich folgendes Blatt: „Mir ſcheint, es naht das Ende. Mit dieſem Menſchen iſt es nun aus. Wie der Profos dem Arreſtanten, ſo reicht er mir jetzt täglich mein Eſſen, kalt und wortlos. Nun bin ich ihm zu Verachtung. Und das zerſchmettert mich. Ich habe ihn einmal lieb gehabt. Jetzt iſt das auch weg. Nicht dreiſpannig gefahren in Seſam! Nicht ſo wie in der Fletz? — Wie der Profos dem Arreſtanten — genau ſo. Alſo

endgültiger Bankrott der Firma Hausler. — Nun heißt es eine kluge Wahl treffen. Ich glaube, der Strick wäre das Empfehlenswerteste. Der wird am häufigsten beliebt. Aber — jeden Tag hält mich etwas anderes ab. Und aus diesem feigen Lumpenpack will er übermenschen machen? Man sagt, mit der Entartung werden die Selbstmorde zunehmen. Ich fürchte das nicht. Aus dem heroischen Aufbäumen wird ein ängstliches Zappeln. Es bleibt kaum noch die Kraft, um zu jammern über die Schlechtigkeit, über das Weltelend, zu einem Druck am Zünglein reicht sie entschieden bald nicht mehr aus. Die feige Bestie der Zivilisation. Wenn man wenigstens den Mut hätte, ein gründlicher Bösewicht zu sein. Aber man bringt es bloß zum Spitzbuben — im besten Fall. Wie der Posos dem Arrestanten, so schiebt er mir die Nahrung hin. Hohe Zeit! Ich will gehen!"

Aber er ging nicht. Einsam, furchtsam strich er in der Gegend umher, halb im Jägergewand, halb im verschlissenen Salonanzug, Haar und Bart verwildert, die Gestalt bisweilen schwankend. So war er geworden, und die Leute wußten nicht, was sie sich denken sollten. —

An einem Herbſtabend ſaß auf dem Steinbühel der alte Lindwurm und eichtete ein Ochſenpaar, das tagsüber am Karren geweſen. Es war ſchon ſo dunkel, daß der Vollmond von den Rindern leichte Schattenbilder warf. Der alternde Bauer ſprach halblaut mit ſich ſelbſt und klagte ſich ſein Anliegen. Es geht halt abwärts. Das Geld für den verkauften Hochkaſer iſt geweſen wie ein Tropfen auf heißes Eiſen. Ziſch hat's gemacht, weiter nichts. Den Schimmel verkauft, die Uhrkette verkauft, ſogar am Hut den Gemsbart verkauft. Lauter kleinwinzige Tropfen — ziſch macht's, und nix iſt's. Er und die gute Mutter könnten nicht mehr anziehn. Die Dienſtboten thäten nicht gut, der Michel und das Liſele ſeien die beſten Arbeiter. Die Mutter thäte nur zu viel verkochen, fettes und reichliches Eſſen auf den Tiſch, das ſei immer ihr „Heil" geweſen. Fremde Leute bewirten, den Kleinhäuslern der Nachbarſchaft Brot, Mehl und Speck zutragen, das ſei immer ihr Fehler geweſen. Und den Hunden und Hühnern die reine Leutekoſt. Sie wäre halt ein ganzer Tiernarr. Die Viecher wären ihr lieber wie die Leut, ſage ſie und ſtreue ihnen alles für. Sie verthue viel. Aus lauter Gutherzigkeit. Früher habe es das auch getragen, aber jetzt ſei es kleber — kleber. Und wenn etwa auch noch der Flugbrand ſollte kommen übers Korn, nachher könnten ſie gleich gute Nacht ſagen und

ihre Bündeln packen. Etliche Nachbarn thäten klagen, daß sie sich nicht mehr satt essen könnten. Diese Klage habe er nicht. Er sei oft schon satt, bevor er zu Tisch gehe, vor Sorgen. Was einem die Studenten für Kummer machen mögen, das könne man nicht glauben. Das viele Geld, was in die Stadt geschickt und getragen worden sei! Und der eine sitze jetzt da und habe kein Verdienst. Damals, wie der Michel ausgesprungen sei von der Studie, habe er gerade geglaubt, er müsse alles zerreißen vor Zorn. Jetzt? Wie stünde es mit dem Lindwurmhof, wenn der Michel nicht zurückgekommen wär! —

Die Ochsen grasten mit ihren großen Schnauzen nahe um ihn herum, und er hörte, wie sie mit den Zähnen das Gras abrissen. Es that ihm wohl, daß sie so traulich waren, ihn deuchte fast, als hätten sie Teilnahme mit seiner Bedrängnis. „Wird eh so sein wie die Mutter sagt. Die Viecher besser wie die Leut.“ Nun wollte er seinen Ochsen auch etwas Erfreuliches sagen. Vom Toni etwas, dem Mediziner. Freilich habe der das meiste Geld gekostet, das ärztliche Studium sei das Allerlängste. Aber nun gehe es ihm schon gut, und er werde bald zu einem Erwerb kommen. „Und wenn's auch nur ein Bader wird, so hat er's besser, als so ein Weltweiser, der mit seiner Weisheit hausieren geht und dem keiner eine abkauft. Gescheitheit kauft keiner. Gesund ist nit jeder, aber

geſcheit iſt jeder, wenigſtens glaubt er's. Ich hab's auch einmal geglaubt von mir ſelber. Dazumal, wie der alte Zimmermann, der Chriſtian, geſagt hat: Lindwurm, gieb ſie nit in die Stadt, deine Buben, gieb ſie nit fort, du kriegſt ſie nimmer zurück, futſch ſind ſie. Nichts frißt die Stadt lieber als Bauern! — Aber natürlich, ich in meiner Hoffart: ſtudieren, nur ſtudieren laſſen die Buben! So geht's halt, wenn man zu weit oben hinaus will. — „Seid ihr ſchon bald ſatt?" fragte er die Rinder. „Nachher gehn wir heim, daß auch ich zu meinem Kraut komm!"

Bevor er ſich noch erhob von ſeinem Steinbühel, fiel ihm eine Geſtalt auf, die den Fußſteig langſam herankam, immer näher und näher. Ein Mann war's, der einen Rucksack trug und in der Hand am Henkel ein Holzkofferchen. Als er ganz nahe war, blieb er vor dem Lindwurm ſtehn und rief aus: „Wie? Was? Iſt das nicht das Vaterl? — Iſt es das? Dann grüß Gott! Ich bin's."

Der Bauer ſtand ſchwerfällig auf. „Wenn dieſe Stimme richtig iſt?" Unſicher, zagend ſagte er es.

„Ja, Vater, ſie iſt richtig. Der Toni muß doch einmal nachſchauen gehen, wie es euch geht, miteinand. Gut, natürlich!"

„Gut ſagſt," entgegnete der Lindwurm, „nun, wenn du's eh weißt —"

Der Ankömmling legte seinen Arm um den mageren Mann: „Also, da wären wir ja wieder beisammen! — Oho! Mir scheint — mir scheint, das rundliche Bäuchlein ist weg. Darf euch nicht leid sein darum. Wenig Fett, feste Muskeln — das sind die gesündesten Leute. Und das Mutterl? Na, die wird hupfen. Und denkt euch, jetzt kann ich eine Weile bei euch bleiben, jetzt soll's gemütlich werden auf dem alten Lindwurmhof."

Der alte Bauer fand anfangs kaum die Sprache. „Ist brav, ist brav, Anton," sagte er dann hastig, erregt, wie es sonst nicht seine Art war. „Doktor muß man jetzt schon sagen. Bist du zu Fuß her? Doch gefahren? Schön Wetter haben wir jetzt, gelt?" Sie gingen, die Ochsen vor sich herleitend, dem Hof zu. „Zu Fuß bist?"

„Freilich, zu Fuß. Dafür bringe ich auch einen musterhaft ausgewachsenen Appetit mit. Ja, man könnte ihn ohne Großsprecherei geradezu Hunger nennen. Aber gewiß, Vaterl! Und wohnen werde ich wieder auf dem Hochkaser."

„Der ist ja verkauft. Hab ich dir das denn nicht geschrieben?"

Der Ankömmling blieb wie festgewurzelt stehn und sagte: „Ich bin starr! Ihr werdet doch den Hochkaser nicht verkauft haben! Ja, Leute, seid ihr denn von Sinnen!"

„'s wohnt auch dein Bruder jetzt bei uns im Hof."

„Der Michel, dieser Hallodri."

„Der Berthold."

„Wie? Der Berthold ist da? Der Berthold ist bei euch, dieser hochgelahrte Brahmane? Ja, um des Himmels willen, was treibt denn der in Sesam?"

„Er hat noch keine Stelle."

„Der hat noch keine Stelle?! Na hört einmal, dann ist er selbst schuld. Dann ist's die Größe seiner Weisheit, die in keinem Lehrsaal Platz findet. Ich habe mir's übrigens gedacht."

„Weil nur du aus dem Wasser bist, Anton — —" sagte der Bauer, gleichsam tastend, unsicher den Fuß voransetzend, ob der Boden wohl fest sei.

„Aus dem Wasser — so weit ja," meinte Doktor Anton, „aber noch nicht ganz im Trocknen. Die Sache ist nämlich so: die erstbeste Futterkrippe will man nicht annehmen. Unter Dreitausend — das ist aber schon die schandbarste Tiefe — kann in unserer Zeit kein Mensch vegetieren, geschweige existieren. Übrigens ist es immerhin gut, sich noch ein wenig weiterbilden zu können, in der Stille, versteht ihr. In der Klinik merkt der junge Arzt erst, was noch fehlt. Das will ich nun nachholen."

Da sagte der Bauer geradehin: „Also zu deutsch, mein lieber Toni, du hast auch noch keine Stelle.

Du haſt ſechs Jahr Univerſität ſtudiert und kannſt noch nix."

„Aber Vaterl, was ſoll ich darauf nur ſagen? Man kann ſich doch nicht ſelbſt loben. Große Männer ſind immer beſcheiden. — Jetzt aber paßt einmal auf, wie Mutſchgerl ſpringen wird!"

So hatte Doktor Anton ſich mit gutem Humor eingehakt. Während der Lindwurm im Hof die Ochſen verſorgte, fiel der Heimkehrende der Mutter um den Hals und erhob ein ſolches Freudengeſchrei, daß die Hühner auf der Stange aus ihrem Schlaf ſchreckten und zu gackern begannen.

„Hau, die Biberln!" rief er luſtig. „Mir ſcheint, die haben ſchon Angſt vor dem Gebackenwerden. Ja, meine lieben Hühner, da kann ich euch nicht helfen. Wenn der Herr Doktor heimkommt, da heißt's Aufwartung machen in der Schüſſel!"

Die kleine Schweſter packte er an den Armen: „Aber Liſele? Willſt du denn immer noch nicht in die Höhe? Und es warten ſchon die Männer auf dich. Soll ich dir einen verſchreiben?"

„Aus der Apotheke vielleicht? Dank ſchön."

Dem Michel, der vom Holzſchneiden kam und ſich mit dem Ärmling den Schweiß vom Geſicht wiſchte, rief er zu: „Aber Michel! So ſchwitzen! Haſt du dein Griechiſch und Latein denn immer noch nicht verſchwitzt?"

Den Doktor Berthold, der läſſig am Thürpfoſten lehnte, begrüßte er als den achten Weltweiſen.

Der Philoſoph reinigte mit dem Sacktuch ſeine Augengläſer und gab mit klaſſiſcher Ruhe der Meinung Ausdruck, daß Seſam nun bald ſeine Univerſität haben würde, zwei Fakultäten wären auf dem Lindwurmhof ſchon beiſammen.

Der Mediziner hatte unterſchiedliche Dinge mitgebracht in Rucksack und Kofferchen, die er an der Tiſchbank ablegte. Er war in einer Art Touriſtenanzug, hatte blondes, kurzgeſchnittenes Haar und ein rundes, wohlgerötetes Geſicht, dem weder Stadtluft noch Bücherſtaub viel hatte anhaben können. Seine frohe Stimme erſcholl durchs ganze Haus. Die Mutter machte auch ein lächelndes Geſicht, ſpäter aber ſtand ſie mit ihrem Mann im dunklen Vorgelaß und ſagte leiſe: „Aber du mein Gott und Herr, jetzt iſt d e r auch da!"

„Er hat noch keinen Futtertrog gefunden," ſagte der Lindwurm.

„Jetzt, was fangen wir an? Zwei geſunde Mägen mehr, die machen ſchon was aus. Von Herzen gern, daß ich alle daheim hab. Nichts lieber, als ihnen was geben, wenn man's nur hätt. Mein Gott, mit den Kindern iſt wohl ein blutiges Kreuz!"

„Daß neuzeit alles in die Stadt thät laufen,

heißt's," sagte der Alte mit bitterer Ironie. „Ich find das nit. Mich deucht, die Stadtleut laufen aufs Land. Wenn s' Hunger haben."

„Aber gelt, Vater, vorhalten thust es ihnen nit, gelt? 's ist ihnen eh selber nit gut, und dem Toni sieht man's an, wie er sich mit dem Lustigthun selber trösten will. Es wird doch wohl eine Veränderung nehmen. Was der Herrgott schickt, muß man halt tragen."

Während die Alten im Vorgelaß bekümmert waren, schmorte am Herdfeuer schon der Eierkuchen in Schmalz.

„Und schlafen müßt ihr halt beisammen in der Dachkammer oben."

„In der Dachkammer? Aber Mutterl, wir sind ja keine deutschen Dichter."

Wenn diese Bemerkung im Lindwurmhof auch nicht allgemein verstanden wurde, so erlitt des Mediziners Heiterkeit doch keine Einbuße. Doktor Berthold jedoch war durchaus nicht erbaut darüber, mit dem „Jodoform-Rüppel" in einem Bett schlafen zu müssen, zumal er sich in diesem Fall nicht als der absolut Stärkere wußte. Und um den Ereignissen vorzugreifen — der Mediziner hat den Philosophen nicht schlecht an die Wand gedrückt.

Denn die beiden fanden sich nun auf dem Heimatshaus einander im Weg, und gerade im Bett

empfand jeder das feindliche Lager. Der Philoſoph ſtemmte ſtets Arme und Beine an die Wand, um den Eindringling mit dem Rücken über die Kante hinauszudrängen. Der Mediziner jedoch umarmte feſt ſeinen Leib und ſagte: „Bitte, nach Ihnen, mein Herr!“

Berthold rächte ſich durch Ausſprüche. „Um zur menſchenwürdigen Kultur zu gelangen,“ ſagte er einmal, „müßte man euch Giftmiſcher überhaupt töten. Was wollt ihr denn? Das Leben vergiftet ihr, anſtatt es zu ſtärken. Wer nicht geſund iſt, verdient überhaupt nicht zu leben.“

„Freund,“ antwortete der Mediziner, „du bekommſt drei Gramm Rhabarber und einen kalten Umſchlag auf der Stirn.“

Eines Morgens fand die Lindwurmmutter das Bett in Trümmern. Sie forſchte nicht weiter nach der Urſache, ſeufzte nur: „'s iſt halt ein Kreuz mit den Kindern!“ Sie behauptete immer, all ihre Kinder gleich liebzuhaben. Sie fürchtete ſich zu verſündigen durch das Zugeſtändnis, daß der Toni ihrem Herzen am nächſten ſtand. Der war als Kind viel krank geweſen, hatte ihr den meiſten Kummer gemacht. Jetzt war er Doktor, und ſie ertappte ſich bei dem frevleriſchen Wunſch, einmal ein bißchen krank zu ſein, um ſich vom Toni heilen zu laſſen. Sie redete gern über körperliche Leiden zu ihm, und was es denn ſei, daß

der Menſch ſo auf einmal Seitenſtechen haben könne? Und was die Urſache ſei, daß man huſten müſſe und ob es wahr ſei, daß man ſich keinen Schnupfen vertreiben ſoll? Aber es kam nichts Rechtes heraus. Der Doktor ſagte lateiniſche Namen und erklärte die alten Hausmittel lachend für Unſinn. Das Schlimmſte entſtand, wenn die Mutter vom Bader in Oberbuſch ſprach. Da verlor unſer Toni ſeinen Humor. Die Bader ſeien alle Quackſalber, man müſſe ſie hängen, ſie ſeien geradezu gemeinſchädlich — wenigſtens für junge Doktoren.

Gemeinſam mit ſeiner Mutter hatte der Mediziner die Tierfreundlichkeit. Wenn ſie davon ſprach, daß der Menſch Wachſamkeit vom Hund, Reinlichkeit von der Katze lernen ſolle, oder von der Dankbarkeit der Hühner, die nach jedem Biſſen, den ſie ſchlucken, den Kopf gegen den Himmel erheben, wenn ſie in allen Tieren die gute Seele ſah, die ſie ſelbſt war, da legte ihr Doktor Anton zärtlich den Arm um den Hals: „Mutterl, du haſt ganz recht, Menſch und Vieh — es kommt aufs gleiche hinaus. Nur daß der Menſch immer einmal ein klein biſſel niederträchtiger iſt.“

Auch der Medizindoktor hatte die Tiere lieb, ſpielte manchmal mit den Hündchen und Kaninchen und trieb mit ihnen allerlei Abrichtungsverſuche. Nur die Katzen wußten ſeine wohlwollenden Annäherungen

nicht zu würdigen, sie flohen vor ihm über den Dachfirst hin, von gesicherter Stelle schnurrten sie über ihn herab und machten grünglühende Augen.

Mit dem Lisele standen die Doktoren gut. Anton neckte sie gern mit dem Heiraten, während Berthold sagte: „Schwester, nur das nicht. Die Gattung ist zu degeneriert, um eines Weiterbestandes wert zu sein, verstehst du?"

„Das ist mir zu gescheit," antwortete sie.

Den aus der Studie gesprungenen Michel behandelten die beiden Brüder von oben herab. Der Philosoph herrisch, der Mediziner heiter frotzelnd. Wenn der Michel auf dem Feld den zähen Rasen umgrub, lag der Toni manchmal am Rain und schaute ihm behaglich zu. „Das muß eine Vieharbeit sein," sagte er dann. Der Michel überhörte es, grub und grub.

Ein gutes Zusammensehen hatte der Mediziner mit dem jungen Hochkaserer. Sabins stillbehagliche Heiterkeit, die wohl manchmal in Übermut aufging, gefiel ihm. Wenn Sabin an Sonntagen nachmittags sich mit andern Burschen zusammenthat, mit ihnen sang und jauchzte, zu allerlei Schabernack aufgelegt war und jedes Äderchen an ihm zuckte vor Lebenslust, da gesellte sich auch der Doktor gern bei, und sie unterschieden sich nicht von andern Bauernjodeln. Sabin war ganz Bauer geworden, als wäre er aus Sesamlehm gekrochen — ein jung frischer Adam. Zu-

wider war ihm der alles bekrittelnde Philoſoph. Beſonders das, daß andere arbeiten mußten, damit der des Lebens froh ſein konnte. Der ſelbſt ſo unermüdlich arbeitende Sabin vermochte ſich einen Nichtsthuer kaum vorzuſtellen. In dieſem Punkt verließ ihn der Humor.

Darum klagte er eines Tags dem Mediziner ſeine Not mit dem Bruder Hadrian. Sein Kamerad auf dem Hochkaſer ſei trotz allerlei Verſuche und Anläufe nicht zu einem regelmäßigen Arbeiten zu bringen. Aus Unthätigkeit, Langweile und den ſich daraus ergebenden Dingen ſei es mit ihm weit gekommen. Körperlich und geiſtig. Es ſei ſchwer, alles zu ſagen. Allmählich fand ſich der Mediziner aber doch eingeweiht in die Verhältniſſe der „Brüder Hausler" und in den Zuſtand des haltloſen Schwächlings. Der Fall war ihm intereſſant und war gleich ein willkommenes Objekt, beſonders um pathologiſche Studien zu machen.

„Nit zu reden davon, daß er mir ganz krank wird," ſagte Sabin. „Aber ſo gar nix thun, ſo gar nix — das iſt nit mitanzuſehn. Wo auf Hochkaſer in allen Winkeln und auf jedem Fleck die Arbeit liegt, und eine, die ſich auszahlt. Da hab ich im Berggraben oben einen Acker, das heißt, es iſt noch keiner, kann aber einer werden und wird einer werden, bis die Steine weg kommen. Wenn jemand alle

Tag ein paar Stund thät Steine graben, in einem halben Jahr wär's gethan — das beſte Kornfeld!"

„Wollen Sie von dieſem Menſchen verlangen, daß er Boden rodet?" fragte der Mediziner. „Glauben Sie, daß ſo etwas möglich wäre?"

„Ich glaub's nicht," ſagte Sabin.

„Ich auch nicht," lachte der Doktor. „Doch, wiſſen Sie was, probieren wir's. Wenn wir ihn nur zu irgendeiner regelmäßigen körperlichen Thätigkeit bringen, ſo iſt viel gewonnen. Aber Sie dürfen mir das Spiel nicht verderben."

Zur Zeit war es mit Hadrian wirklich ſo weit, daß er ſich mit einem Arzt zu beſprechen wünſchte und zwar aus zwei Gründen. Erſtens, um ſich wieder einmal ausſprechen zu können, denn Sabin war immer noch der wortkarge „Proſos", zweitens, um etwa durch kluge Aushorchungen darauf zu kommen, wie man ſchmerzlos ans Ziel gelangen könne.

Die Gelegenheit ergab ſich an jenem Tag, als der Mediziner bei einem Waldgang Hadrian im feuchten Moos ſchlafend fand. Er rüttelte ihn auf: „Das geht nicht, Herr Hausler, das iſt nicht geſund!"

Obſchon Hadrian eigentlich nicht geſchlafen hatte, that er doch, als ob er erwache, und war erſtaunt, den jungen Doktor vor ſich zu ſehen. Sie kamen in ein Geſpräch, und der Mediziner äußerte ſein Be-

denken über Hadrians ſchlechtes Ausſehen. Es war bald ſo weit, daß er ihm den Puls fühlen, ihn an der Bruſt beklopfen und ſonſtige Unterſuchungen anſtellen konnte. Dabei vermochte er ſeinen Schrecken nicht ganz zu verbergen.

„Das iſt ſeltſam, ſeltſam!“ ſagte er endlich mit der ernſteſten Miene. „Eine Konſtitution, daß Sie damit Methuſalem der Zweite werden könnten. Und doch dieſes Übel, dieſes abſcheuliche Übel!“

„Welches Übel, Herr Doktor?“

„Herr Hausler,“ ſagte der Mediziner. „Sie können ſich jeden Tag verſteigern laſſen, für Kliniken. Ihr Eingeweide kommt in Spiritus für künftige Geſchlechter. Der Fall iſt zu ſelten. Sie haben den Herzſchwamm.“

„Den Herz—“ Das Wort erſtarb dem Kranken im Mund. Jetzt war ihm alles klar, ſein ganzes Leben, ſein ganzes Schickſal. Er hat den Herzſchwamm.

„Da giebt es natürlich keine Hilfe?“ fragte er lauernd.

Der Mediziner zuckte die Achſeln. „Gewöhnlich keine,“ ſagte er dann. „Das Leiden hat ſeine Wurzel faſt immer ſchon in der Jugend. Im Lauf der Zeit, durch das unnatürliche Leben, das wir arme Kulturmenſchen beſonders in den Städten führen müſſen, ſteigert es ſich. Das Herz wird matt, wulſtig, un-

empfindlich, blutleer und fett und mit der Zeit ſchwammig. Bis natürlich der Patient geiſtig und körperlich zu Grunde gehen muß."

„Gewöhnlich keine Hilfe, ſagten Sie, Herr Doktor. Alſo doch nicht ganz ausgeſchloſſen . . ."

„Faſt ſo viel, als ganz. Das heißt. Ein Mittel giebt es, und gerade für dieſe beſondere Erſcheinung ein faſt unfehlbares Mittel, aber leider — in unſern Apotheken fehlt es. Weil es ſich nämlich nicht aufbehalten läßt. Es muß von dem Leidenden friſch, wie es gefunden wird, angewendet werden. Es iſt die uralt bekannte Radix Mandragora, auch unter dem Namen Alraunwurzel bekannt."

„Alraun!" fiel Hadrian lebhaft drein, „ich hörte davon, das ſoll ein ſehr wunderbares Ding ſein. Mein Gott, und kommt es denn ſo ſelten vor?"

„Je nachdem," ſagte der Doktor. „Ich kann mich noch erinnern aus meiner Jugend, daß es hieß, da hinten oben im Berggraben wäre eine Stelle, wo Alraun wächſt. Richtig doch, meine Mutter muß in ihrem Kaſten noch ſo eine Alraunwurzel liegen haben, die einſt eine alte Magd im Berggraben, auf dem ſogenannten Brandanger ausgegraben hat. Dort wachſen ſie, davon ſpricht man allgemein in Seſam. Da wäre ja wohl gerade der Umſtand, daß Sie in dieſe Gegend verſchlagen wurden, ein wahrer Glücks-

fall. Wenn wir frischen Alraun finden, so sind Sie gerettet."

Mit steigender Begeisterung hatte Doktor Anton so gesprochen, und mit steigender Erregung hatte Hadrian ihm zugehört. Noch an demselben Tag kam Hausler in den Lindwurmhof, um die alte Alraunwurzel zu sehen. Der Mediziner hatte sie schon hergerichtet; ein verdorrtes, haariges Würzlein, das näher betrachtet aussah wie ein winziges bärtiges Waldmännlein. Sehr komisch. Sie mußten lachen, obschon sie das verdorrte Würzlein mit sichtlicher Ehrfurcht beguckten. Alle im ganzen Haus bestätigten, daß auf dem Brandanger Alraunwurzeln zu finden wären. Da meinte Hadrian, es würde am Ende doch nur Aberglaube sein.

Der Mediziner lachte lustig auf: „Aberglaube! Das mag ja sein. Was liegt denn daran — wenn's nur hilft!"

Schon am nächsten Tag konnte man sehen, wie Hausler in seiner Jägergewandung und mit dem Spaten auf der Achsel gegen den Berggraben hinaufging. Er schritt weit aus. Oben erreichte ihn Sabin, der nachgegangen war. Er führte ihn auf den Brandanger und wies ihm die Stellen, an denen etwas zu finden sein müsse. Hadrian solle nur alles locker graben und die Steine in die Schlucht hinabwerfen. Dann ging Sabin wieder davon, und jener begann zu graben nach der Alraunwurzel.

Doktor Anton war übrigens nicht geſonnen, ſeine mediziniſche Thätigkeit auf Wunderkuren zu beſchränken. Ein anderer Fall ſoll beweiſen, daß er auch die realiſtiſchen Studien nicht aus den Augen ließ.

Dem Liſele war ſchon einigemal aufgefallen, daß der Anton am Herdfeuer eine lange Stecknadel glühend machte. Da dachte ſie einmal, was denn das bedeute? Und als er mit der Nadel davoneilte, ſchlich ſie ihm nach, hinaus in die Tenne. Mit einem ſchrecklichen Bericht kam ſie in die Küche zurück zur Mutter. Auf dem Kornſchleuderſchragen ſei ein weißes Kaninchen feſtgenagelt — ausgeſtreckt und feſtgenagelt an den vier Beinen und an den Ohren!

„Biſt denn närriſch worden!“ ſchalt die Lindwurmmutter das Mädel und lief auf die Tenne. Das Thor war verriegelt. Sie rüttelte, da rief drinnen der Anton: „Jetzt kann ich niemand brauchen da, ich bin im Studieren und will ungeſtört ſein.“

„Was thuſt du drinnen?“ rief ſie und rüttelte mit aller Kraft, bis das Thor aufſprang.

„Ach, Mutterl, das iſt nichts für euch. Geht nur wieder kochen,“ ſagte der Mediziner lachend und wollte ſie zum Thor hinausſchieben. Sie ſprang hin zum Schragen und ſah es. Mit beiden Händen fuhr ſie ſich über die Augen, ob ſie recht ſehe. Das feſt-

genagelte Tier zuckte und zitterte krampfhaft, es lebte! Und unter dem Ohr, tief im Fleisch stak jene Nadel, die er vorher glühend gemacht hatte. Die Bäuerin taumelte, sie wollte sprechen und konnte nicht. „Ein Messer, ein Messer!“ Diese Worte stieß sie stöhnend hervor, und als das Lisele ein Küchenmesser brachte — der Doktor glaubte einen Augenblick, die Mutter sei rasend geworden — durchschnitt sie mit zwei heftigen Schnitten die Gurgel des Tiers. Während das Blut sachte vom Schragen niedertroff, standen sie sich gegenüber — schweigend. Er war ein wenig blaß geworden. Sie sprach endlich seinen Namen aus, aber in einem Ton grenzenloser Bestürzung. Er wollte den Mund öffnen, um sich zu verteidigen, da unterbrach sie ihn gewaltig: „Ja, Mensch! Hat dich der Herrgott verlassen?! — Nein, nein, mir steht der Verstand still. Das ist doch mein Kind nit! Das ist doch mein Toni nit!“ Und noch wütender fuhr sie ihn an: „Wo hast du dieses Tierpeinigen her? Anton! Wo hast du dieses Tierpeinigen her? Das hast du nit daheim gelernt. Unter schlechte Leut bist mir geraten! Was willst denn damit? Mein heiliger Jesus, Kind, so sag mir doch, was willst denn mit diesem Laster? Hab ich richtig meinen Verstand verloren, daß mir so was unterkommt? Es kann ja nit sein, daß ein Mensch das thut. Ein Wesen, das niemand was vermag, das sich voll Vertraun hingiebt.

Und so was thut ein Mensch, der selbst von Barmherzigkeit muß leben alle Tag, die Gott vom Himmel giebt! Und das ist mein Kind, meines! O himmlischer Vater, was hab ich dir denn gethan, daß ich so was muß erleben."

Auf dieses Geschrei waren die Leute zusammengekommen vom ganzen Hof. Der Lindwurmvater sprang ihr bei, sie sank erschöpft vor ihm zu Boden und stöhnte: „So krank bin ich worden . . ."

Sie wurde in das Haus gebracht. Der Mediziner begann sich zu rechtfertigen. Das sei doch keine absichtliche Tierquälerei, das sei eine Sache, die der Arzt für sein Studium unbedingt nötig habe. An den lebendigen Tieren müsse man den Menschen studieren, weil man den lebendigen Menschen nicht aufschneiden dürfe. Das bißchen Schmerz, das ein solches stumpflebiges Wesen etwa empfinde, komme dem Menschen zu gute. Die Fortschritte der Chirurgie, wem seien sie denn zu verdanken? Was er hier gethan, es sei gewissenhafte Arbeit, um die Leiden der Menschen zu lindern. In den chirurgischen Lehrsälen geschehe das an allen möglichen Tieren alle Tage.

Die Mägde wendeten sich mit Abscheu seithin, die Knechte brummten davon, daß man so einen doch selbst einmal über den Schragen spannen sollte, er müsse wohl auch stumpflebig sein. Von der Scheune herab schrie der Michel: „Sieben Fuhren Haferstroh

ſind nit ſo dumm und neun Sumpflacken nit ſo ſchlecht, wie ſo ein Tierſchinder!" Alles ſtimmte bei, nur Doktor Berthold, der Philoſoph, machte ein ärgerliches Geſicht über das „ſentimentale Geraunze eines elenden Haſen wegen. Iſt das Tier über, ſo bringt es eben Menſchen um. Und als ob es nicht Leutſchinder gebe, die es weit ſchlimmer treiben! Und der weichherzige Michel, peitſcht er nicht ſelbſt die Ochſen beim Pflug? Mit welchem Recht denn? Sind's nicht auch Geſchöpfe Gottes?"

Jetzt wollte der Michel was ſagen. Schon lange drückte ihn etwas, aber noch einmal dämpfte er es nieder, denn der Vater trat vor.

„Es iſt gerade ein Geſchrei, als ob ein Verbrechen begangen worden wäre," ſprach der Lindwurm. „Wo er doch ſelbſt ſagt, daß es halt juſt einmal notwendig iſt und daß es allenthalben geſchieht. 's wird doch etwan beſſer ſein, ein Vieh geht zu Grund, als ein Menſch — nit? Wird's doch ſogar vom Menſchen alleweil verlangt, daß er ſich ſollt aufopfern für andere. Und ſo ein Tier, das gar keine Seel hat, ſollt nit dürfen geopfert werden? Wer iſt denn mehr wert? Für was hat Gott die Tiere denn erſchaffen, als dem Menſchen zu nutz? Wenn wir das Tier ſchlachten und eſſen dürfen, warum nit auch das? Fürs größte Gut, für die Geſundheit. Hätt's ja auch können ſein laſſen, da bei

uns, angenehm ist's nit, für mich wär so was mein Letztes. Wird ihm wohl auch selbst kein Vergnügen gewesen sein. Aber wenn morgen von ihm verlangt wird, er soll helfen, so wird er's auch müssen gelernt haben. Jetzt geh, Toni, und putz auf der Tenne das Zeug weg."

„Ich will auch noch was sagen!" rief der Michel.

„Geh an deine Arbeit, Bub!" wies ihn der Lindwurm zurecht. „Die Rederei macht den Hasen nit mehr lebendig."

Da hat der Vater recht," murmelte spöttisch Doktor Berthold und drehte sich lässig um seinen Stiefelabsatz.

„Toni, du bist eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie!" Dieser Ruf erscholl noch zur Thür herein. Dann wurde es still.

Bald darauf — an einem Sonntag war's — kam der junge Doktor auf dem Lindwurmhof zur ungeahnten Geltung. Der Gemeindeschneider hatte seit etlichen Wochen ein feines Mädel aus dem Riesleuthof. Dieses Kind aber wollte der Gemeindeschuster haben. Als nun das Liebespaar beim Staudenhansel war und zur Erhöhung der Herzenssüßigkeit gezuckerten Wein trank, kam der Schuster herbei, warf dem Schneider ein Scheit an den Kopf und nahm ihm das Mädel weg.

„Ein Holzschnitt zur Lehre vom Herrenmenschen und der natürlichen Zuchtwahl," dozierte der Philosoph. „Recht so!" Nun war aber der Mediziner niedrig denkend genug, dem Schneider das Blut zu stillen, die Wunde zu verbinden und der schwachen Kreatur wieder auf die Beine zu helfen. Das war der erste Patient in Sesam, und da er den ziemlich arg zugerichteten Schneider bald auf den Glanz herstellte, so kam nun die ärztliche Praxis. Um Mitternacht wurde er aus dem Schlaf geweckt: „Geschwind aufstehen, Herr Doktor! Zum Zimmermeister Christian!" Fast mit allen Vieren vor Freude sprang er aus dem Bett. „Sei gnädig, Toni, bleib da, schenk ihm's Leben!" rief der Philosoph dem Doktor nach. Der verstand jetzt keinen Spaß, und in unglaublich kurzer Zeit war er beim Kranken. Der lag in der dumpfen, stickigen Stube im Schüttelfrost und ächzte. Der Doktor riß das Fenster auf. Das Weib jammerte: „Mein Gott, wenn's nur nit schadet!"

Nachdem er den Kranken untersucht hatte, war sein Dafürhalten: „Ich glaube, es wird eine Lungenentzündung sein." Kaum gelang es ihm, seine Freude zu verbergen. Eine Medizin verordnete er nicht, nur kalte Umschläge, womöglich Eis. Das Weib war darüber völlig gebrochen. „Keine Medizin? Wie kann er denn da gesund werden ohne Medizin! Und kaltes Wasser? Eis? Das bringt ihn ja um!" Die Nach-

barſchaft ſagte dasſelbe. Man müſſe ihn nur kennen, den alten Chriſtian, ein dürres, eingeſchrumpftes Männlein, das ſchier kein Blut mehr in den Adern hat, immer fröſtelt und ſein Waſchwaſſer jahraus jahrein in der Herdpfanne wärmt. „So ein Menſch jetzt kalte Umſchläge? Dieſe jungen Ärzte ſollte man wohl in Säcke ſtecken und in den Bach ſchmeißen.“

Am fünften Tag ſtarb der Zimmermeiſter. Beim Leichenzug führten die Leute während des lauten Gebets leiſe Geſpräche.

„Hätt auch noch eine Weile leben können.“

„Ja wohl. Das Alter war's bei dem noch nit.“

„Wenn er richtig behandelt worden wär. Kalte Umſchläge, bei einer Lungenentzündung — haſt ſo was ſchon gehört? So viel verſteht eine alte Kuh, daß das gefehlt iſt!“

„Der Tod will halt ſeine Urſach haben.“

„Daß er aber juſt im neugebackenen Lindwurmdoktor ſeine Urſach ſucht.“

„Uh mei, bei dem wird der Tod noch oft Urſach finden.“

„Und dazu muß der Menſch vierzehn Jahre lang ſtudieren und einen Bauernhof koſten. Ich thu das umſonſt, Leut ausblaſen, wenn's mir erlaubt iſt.“

„Sein Bruder ſagt's ja. Die alten kranken Leut hätten nix mehr zu thun auf der Welt. Die werden

ſchon aufräumen, allzwei. Kann eine Freud haben, der Lindwurm, mit ſeinen Buben."

Die ſo redeten, wurden unterbrochen. Knapp hinter ihnen war der Michel gegangen. Der ſagte nun, ſie möchten dieſe Sachen doch ein anderes Mal beſprechen, wenn auch ſeine Brüder zuhören könnten! Darauf fragten jene, was ſie denn geſagt hätten? Sie hätten gar nichts geſagt, hätten nur gebetet.

Hernach bei dem Totenmahl gab's viel zu trinken. Die Witwe tröſtete ſich, ſo gut ſie konnte, und als wieder von den kalten Umſchlägen geſprochen wurde, ziſchelte ſie weinſelig einer Nachbarin zu: „Aber was glaubt's denn! Ich werd ihm kalte Umſchläge geben! Ich hab's ja gar nit gethan."

Der Michel war fleißig. Er hätte den Toni zwar manchmal am liebſten — er wußte nicht was. Aber ſeine Ehre muß man doch retten. Am nächſten Tag wußte es ganz Seſam, daß der Chriſtian geſtorben, weil ſein Weib die Anordnungen des Arztes nicht befolgt habe. Und nun konnte der Mediziner ſein Haupt leidlich hoch umhertragen und nebenbei den Rückſichtsvollen und Beſcheidenen ſpielen. Der Chriſtian hätte natürlich ſo wie ſo Nacht machen können — mit neunundſiebzig Jahren. Man müſſe nicht glauben, ein Arzt könne Wunder wirken. Wenn man ehrlich ſein wolle, ſo müſſe man geſtehen —. Er geſtand aber doch nicht. Er ſagte nur gern, der Arzt

ſei weniger dazu vorhanden, um geſund zu machen, als um geſund zu erhalten. Darum bekommen die chineſiſchen Ärzte für jeden geſunden Tag ihrer Herrſchaft fünf Dukaten und für jeden kranken fünf Prügel. — Doktor Anton ging bisweilen zu den Bauernhöfen umher und erteilte ihnen mancherlei Ratſchläge, wie ſie wohnen, eſſen und ſich kleiden ſollten, um geſund zu bleiben. Die wertvollſten Einnahmequellen für den Dorfarzt ſei die Stalljauche vor der Hausthür, der Dunghaufen über der Waſſerleitung, das ranzige Fett in dem Kübel und das ſchimmlige Stroh, auf dem die Leute ſchliefen. Er glaube aber, auf ſolche Einnahmequellen verzichten zu ſollen.

Der Herr Doktor iſt halt nobel! dachte der Michel bei ſich! Iſt leicht nobel ſein, ſo lange man von anderer Leute Arbeit lebt. Der alte Lindwurm gebärdete ſich nun aber doch ein wenig ſtolz auf den Sohn und ſeine kalten Umſchläge, die nicht befolgt worden waren.

Hadrian Hausler wollte verzagen. Es war der Spätherbst gekommen, es lag Reif auf dem Gras, der Rasen begann zu frieren, und er hatte noch immer die Alraunwurzel nicht. Jeden Tag war er — oft schon früh morgens — hinaufgegangen zum Brandanger. Wühlte die Erde auf, grub Steine heraus, riß allerlei schlechtes Gewurzel hervor, aber er fand nichts. Trotz der Maßregel Antons, nur immer hübsch ruhig und beharrlich zu graben, sich nicht zu übereilen und nicht fahrlässig zu werden, war er endlich in eine große Hast geraten. Schon einen breiten Fleck hatte er umgearbeitet, jede Scholle hatte er zerschlagen, ob nicht vielleicht in ihr die kostbare Wurzel verborgen sei. Jeden Knollen und jedes Bodengeflecht untersuchte er genau, aber es war nichts. Da das geheimnisvolle Mittel, an dem sein Leben hing, vor dem Schneefall noch aufgefunden werden mußte, so wollte er Mitarbeiter haben. Da half ihm manchmal Sabin, grub Steine aus, verbrannte Gestrüpp und freute sich heimlich, wie sein Brandanger sachte gerodet wurde.

Hadrian betrachtete manchmal seine Hand. Ein Jammer, wie sie schwielig und braun geworden war! Die schöne, schlanke Hand! Aber den Milchbrei kochte Sabin besser, als früher. Und wenn Hadrian nicht immer von der Alraunwurzel hätte träumen müssen, wäre auch der Schlaf leidlich gewesen.

Und eines Morgens war der weiße, wirbelnde Winter da. Um die blätterloſe Eſche, die vor dem Haus ſtand, tanzten die feinen Flocken, die Bäume am Rain ſteckten ihre Beſen in den Nebel auf, und alles Weitere war verhüllt, verſunken in unendliche, ſchneidende Nebel. Im Tagebuch heißt es ſo: „Es iſt verſpielt. Dem Tode geweiht. Bin ich noch jemand? Es ſcheint doch, daß ich bin, denn ich habe Angſt. — Sabin, er ſpricht wieder, aber es iſt nichts mehr. Ich glaube, dieſer Menſch iſt ſo geſchmacklos, glücklich zu ſein. Ein halbes Jahr habe ich nun mitgelogen in dieſem Bergwinkel. Mitgelogen je nach Laune, die, las ich irgendwo, der Wille der Schwachen iſt. Es iſt alles ſo ekelhaft. Und ſchuld an allem Unglück iſt der Alte. — Der reiche Hausler bei einem einfältigen Bauernburſchen das Gnadenbrot genießen. Und ſucht die Alraunwurzel. Das Leben iſt ſchön — aber dumm. — Auweh, um den Jungen thut's mir wohl leid. Der, wenn er wollte! Das heißt, wenn mich überhaupt noch etwas retten könnte."

Da hob er einmal ſeinen Kopf. „Sabin, wie ſteht's mit uns Zweien? Wir kommen nicht mehr zuſammen."

„Wir ſind immer beiſammen."

„Wir ſagen uns nichts mehr."

„Weil wir nichts zu ſagen haben."

„Biſt du zufrieden?“

„Ich arbeite.“

Da packte ihn plötzlich die Wut: „Sprich mir das Wort arbeiten nicht mehr aus. Es kratzt wie ein Reibeiſen. Mich dünkt, du willſt heiraten und ich bin dir im Weg, ſprich's nur aus. Du fürchteſt, daß ich dir das Liſele ableibe. Du haſt die Alraunwurzel verſteckt. Du haſt ſie ausgegraben und verſteckt, geſtehe es nur. Jetzt will ich aber erſt recht leben. Juſtement!“

Sabin ſagte kein Wort. Es graute ihm. Wenn's keine Beſchäftigung gab, war es doch noch ſchlimmer mit dieſem Menſchen. Sabin wollte ihm eine alte Perſon zur Pflegerin halten. Dagegen lehnte Hadrian ſich auf. Er lehnte ſich auf, er hatte einen eigenen Willen. Sollte das nicht ſchon ein Erfolg der wochenlangen Arbeit auf dem Brandanger ſein? Üble Laune ſei ein beſſeres Zeichen, als Stumpfheit, meinte Doktor Anton. So ſagte Sabin einmal: „Bruder Hadri. Im nächſten Frühjahr mußt du zeitlich anfangen. Ich will dir helfen. Wir finden ſie ſicher.“

„Was finden wir?“ fragte er träge entgegen. „Mir iſt's einerlei.“ Und verſtumpfte wieder.

Eines Tags erſchien der alte Lindwurm. Er müſſe doch wieder einmal den Hochkaſer anſchaun. Sabin führte ihn überall herum, zeigte ihm die Vor-

ratskammer, die ſtattlich gefüllt war, die Kuh, die er längſt gekauft hatte und die reichlich Milch gab, das Maultier, das wohlgepflegt eine faſt glänzende Haut hatte und den Kopf ſo vornehm emporhielt, wie ein Pferd. „Bei gutem Wohlſein wird ſogar ein Halbeſel adelsſtolz," ſagte Sabin.

„Du mußt einen braven Stallknecht haben," lobte der Lindwurm.

„Ja, der Stallknecht bin ich."

„Und eine fleißige Kuhmagd."

„Die bin ich."

„Aber du biſt doch der Hausherr."

„Und auch ein biſſel die Hausfrau," ſagte Sabin, dieweilen er Anſtalt traf, den Bauer mit Brot und Apfelwein zu bewirten. Dann wollte der Lindwurm wiſſen, wo er den Apfelwein beziehe, wie er Fett, Salz und anderes einſchaffe, und ob er das ſchmackhafte Brot ſelbſt gebacken habe. Die Auskünfte befriedigten ihn. „Da muß man Achtung haben," ſagte er, „nur eins, wenn ich dableiben müßt, zu ſtill wär's mir bei euch."

„Gar laut iſt es nit," entgegnete Sabin.

„Weib und Kind gehören her!" rief der Lindwurm faſt feierlich aus. „Der Hochkaſer wachſt. Ich fürchte, Sabin, bald iſt auch mein alter Lindwurmhof wieder beim Hochkaſer. Leider ja, mein lieber Nach-

bar, ich werd verkaufen müſſen. Ich hab die Kuraſch verloren. Möglich, daß es mein Michel noch wagt. Thut halt gute Nachbarſchaft halten miteinand. Ja ſo, jetzt hätt ich bald vergeſſen. Am nächſten Erchtag haben wir Chriſttag. Da ſitzt man nit gern allein, der Menſch braucht eine Aufheiterung. Komm zu uns zum Eſſen. Nimm auch den Herrn mit."

„Sind euch die Leut bei Tiſch immer noch zu wenig?" fragte Sabin.

„Wo ihrer dreizehn ſitzen, haben auch vierzehn und fünfzehn Platz."

Als der Bauer davon war, erſchien an der halboffenen Thür Hadrian, der gehorcht hatte.

„Man darf gratulieren!" ſagte er heiſer lachend.

„Wieſo?"

„Er wirft dir das Mädel ja nachgerade an den Kopf."

„Davon hat er nichts geſagt."

„Nichts. Nun, wie du's nimmſt. Meinen Segen habt ihr. Und mich braucht ihr nicht. Stattlicher Knabe, zum Eſſen ſollſt du hinabkommen."

„Sie werden nit zu dreizehn ſitzen wollen," meinte der Burſche.

Am Chriſttag war großer Schneefall eingetreten. Hadrian ließ danken. Sabin brauchte, im tiefen Schnee watend, faſt eine Stunde bis zum Lindwurmhof hinab und kam doch noch zu früh. Das ganze Haus roch nach Krapfen und Braten. Die Lindwurmmutter war hochgemut und froh gerötet im Geſicht. Kochen, Braten und Röſten, einer Bäuerin höchſte Luſt. Nun war ſie fertig und ging von einem Fenſter zum andern, um zu ſehen, ob die Leute denn noch immer nicht von der Kirche kämen. Es ſchneite und ſchneite, und ſie kamen nicht. In der großen Stube am Tiſch waren die zwei Doktoren und ſpielten Karten. Der eine ſaß, der andere ſtand auf einem Fuß, mit dem zweiten kniete er auf der Bank.

Die Mutter kam, um den Tiſch zu decken, und ſagte zu den Söhnen: „An einem ſo heiligen Tag wär's wohl ſchöner, ihr thätet Pſalter beten, als wie Karten ſpielen."

„Aber Mutterl," ſagte der Mediziner munter, „den Pſalter haben wir ja ſchon gebetet."

„Wenn ihr gebetet habt, dann ſeid ihr brav," entgegnete ſie mit Beruhigung und ging in die Küche.

„Anton," ſprach mißmutig der Philoſoph, „haſt du nicht den Mut, die Wahrheit zu ſagen?"

„Warum haſt du ſie nicht geſagt?"

„Angelogen würde ich ſie nicht haben, wenn ſie mich gefragt hätte. — Schellzehner!"

„Das iſt ſehr tugendhaft von dir, mein weiſer Sokrates von Seſam. Aber wiſſe: angelogen habe auch ich ſie nicht. Den Pſalter haben wir ja doch ſchon gebetet. Sie hat ja nicht gefragt, wann. — Geſtochen mit Aß!“

„Jeſuit!“

„Weil ich's gern habe, mein Mutterl,“ ſagte Anton. „So will ich ſie nicht kränken. Ein Arzt muß wohlthun. Die Wahrheit thut ſelten wohl, und um ſie zu ſagen, ſind die Philoſophen da. — Eichel Siebner!“

„Gut, und die Wahrheit iſt, daß ihr ein Lumpengeſindel ſeid. — Trumpf!“

„Ihr? Wer ſind dieſe Ihr? Etwa die Ärzte? Mein Freund, an mich kannſt dich verknuſen nach Belieben, das iſt mir Wind. Aber meinen Beruf laß ungeſchoren — will ich ergebenſt gebeten haben!“

So knuſelten ſie während des Kartenſpiels. Sabin ſaß daneben und ſuchte durch luſtige Bemerkungen das gereizte Geſpräch immer wieder ins ſpaßhafte zu leiten. Die Lindwurmmutter war ſchon ganz aufgeregt worden. — „Wenn die Leut nicht heimkommen, da verdirbt ja das Eſſen!“ — Es dunkelte der Abend, es ſchneite und ſchneite, und ſie kamen nicht.

Der Philoſoph zündete die Öllampe an, es war

noch eine mit Rüböl. Der Mediziner erheiterte ſich darüber, daß in dieſem Haus noch immer das Petroleum nicht eingeführt ſei. Petroleum, das fand der Philoſoph zu philiſterhaft.

„Die Herren von Dunſt ſind halt fürs Gas," ſagte der Mediziner.

„Und die Herren von Duſterer haben vom elektriſchen Licht noch nichts gehört," verſetzte Doktor Berthold. So ergingen ſie ſich nun über die verſchiedentlichen Licht- und Leuchtegattungen, und was die vollkommenſte Art ſei.

„Das iſt alles noch nix," redete Sabin drein. „Ich weiß ein Licht, das alle andern Arten übertrifft. Es ſtinkt nit, wie das Rüböl, rußt nit, wie das Petroleum, platzt nit, wie das Gas, verdirbt die Augen nit, wie das Elektriſche. Man kann's überall mitnehmen, ohne Umſtände jeden Augenblick in Betrieb ſetzen. Na, das Licht möchten Sie einmal ſehen? Gut, ſagte Sabin, in fünf Minuten bringe er die ganze Fabrik in vollſtem Gang zur Thür herein."

„Aufgeſchnittenes giebt's!" lachte der Mediziner. „Wir werden uns damit den Appetit verderben fürs Chriſtmahl."

Sabin war hinausgegangen und kam in kurzer Zeit zurück mit dem Licht, das alle aufgezählten Vorzüge hatte. Es war — eine Talgkerze.

Dieſer kleine Auffitzer brachte beide Brüder in Humor. Der Mediziner fand ihn ſogar ſinnig und treffend, der Philoſoph ſuchte aus der Lade eine alte Lichtſchere hervor. Und ſo rüſteten ſie den Tiſch aus, bis man vom Vorhaus her endlich das Abklopfen der Schuhe hörte und die Leute da waren. Vier Stunden hatten ſie gebraucht von Oberbuſch her, und Mühe koſtete es, aus allen Kleidern den Schnee zu ſtäuben. Die Männer traten mit weißen Hemdärmeln in die warmgeheizte Stube, die Weibsleute zogen trockene Joppen an, und nun ging es endlich zum Eſſen. Beim gemeinſam geſprochenen Tiſchgebet ſtellten ſich die Doktoren, als thäten ſie mit, markierten aber doch ſo, daß man merkte, für ſie ſei das lediglich Formel und nichts weiter. Den Michel wurmte das. Gerade dieſe Faulenzer hätten doppelt Urſache, demütig um Speiſe und Trank zu bitten. Der alte Lindwurm ſetzte ſich mit würdiger Miene in den Winkel unter die Heiligenbilder. Die Doktoren an je ein Fenſter. Sabin war neben dem Liſele zu ſitzen gekommen. Aber das Mädel hatte mit dem Bedienen zu thun und konnte nicht „drei Vaterunſerlang“ ruhig ſitzen und eſſen. Die Schüſſeln und Pfannen ſtellte ſie durchaus nicht gerade ſo auf den Tiſch, daß an Sabins Seite die ſchlechteſten Biſſen zu liegen kamen. Da gab es geſottenes Fleiſch, gebratenes Fleiſch, Klöße, Nudeln und Krapfen, Gurken, gekochtes Obſt und Obſt-

wein, der in gemeinſamem Krug um die Runde ging. Über dem Tiſch an einer Schnur hing die Öllampe, an der Bilderleiſte ſtand im Blechleuchter das Talglicht.

Das Tiſchgeſpräch war anfangs einſilbig und ſchläfrig geweſen; der Feſtgottesdienſt in Oberbuſch, der große Schnee wurden mit halben Sätzen beſprochen.

„Zur Predigt biſt zu ſpät gekommen, Michel!“ ſagte der Lindwurm in ruhigem, aber doch verweiſendem Ton zum Burſchen. Dieſer entgegnete gereizt: „Ich weiß Leut, die gar nit in der Kirche geweſen ſind.“

Doktor Bertholds Augen blitzten den Bruder an: „Nur Kuraſch, Micherl! Nenne ſie nur, dieſe Leute, es geſchieht dir nichts.“

Der Michel nagte an einem Knochen des Schweinsbratens, ernſtlich bemüht, ſeinen Groll hinabzuwürgen.

„Nun, Brüderchen, warum redeſt du nicht?“

Dazu der Mediziner: „Er kennt halt den Brauch, daß Kinder bei Tiſch ſchweigen ſollen.“

Michels Stirnader ſchwoll an, ſeine Finger, mit denen er den Knochen an den Mund hielt, bebten, während des Nagens und Schlingens begann er zu ſprechen — ſtoßweiſe: „Was habt ihr denn alleweil mit mir, ihr zwei? So viel Kuraſch hab ich

ſchon noch! Kinder, die bei Tiſch ſchweigen ſollen. Aber Holzhacken im Wald, das müſſen dieſe Kinder, daß die Herren Doktoren nit erfrieren beim Ofen. Und Brocken herſchaffen, das dürfen ſie auch, dieſe Kinder, daß die fürnehmen Kavaliere was zu beißen haben."

„Genier dich nicht, Kleiner," reizte der Mediziner. „Sonſt verſchlägt's dir die Galle, und du biſt morgen gelb wie ein Chineſer."

Sabin ſprang für ſeinen Freund ein und gab zu bedenken, daß der Michel immer gereizt werde.

„Die Frotzlereien, ich hab mir ſie lang genug gefallen laſſen," ſagte der Michel und nagte, um zur Not die Aufregung zu verbergen, krampfhaft an ſeinem Knochen. „Schon ausgelacht haben mich die Leut, daß ich mir alles ſo thät gefallen laſſen von den Herrenbrüdern. Die alles Schlechte wiſſen und nix Gutes können. Der eine lehrt das Leutumbringen, der andere thut's. Und probieren thut er's bei den Haſen, Katzen und Hühnern. O ja! O ja!" fuhr der Burſche, zum Mediziner gewendet, grell und heftig fort. „Im Schachen drüben, weißt du! Der Henne lebendigerweiſe das Hirn herausgeſchnitten. Weil du ſelbſt keins haſt. Und wie du dem Ferkel den Hals haſt verſtopft mit dem Wollenknäuel, weißt du? Und ſolcher Leut wegen muß der Lindwurmhof zu Grunde gehen. Und ſitzen die Taugenixe da

wie zwei Pfründner, nur daß ſie nit ſo ſchlechte Biſſen kriegen! Dabei zerplatzt der eine alleweil vor Gift und Galle, und der andere iſt der Hansnarr und macht den Leuten Späße vor, dieweil er ſie um —"

„Still biſt mir!" ſchrie der Vater.

„O ja! Werd gleich ſtill ſein, weil ich geh!" ſchreit der Michel in ſteigender Erregung. „Wenn ſie nit gehn, ſo geh ich! Bei einer ſolchen Luderei bleib ich nit. Wenn ich die Herren füttern ſoll — mit meiner Arbeit. Ich thu's nit mehr, ich thu's nit, ich bleib nit. Ich — ich geh!"

Die letzten Worte in erſtickten, gurgelnden Luftſtößen. Der Burſche keucht, ſtöhnt, röchelt, fährt ſich mit dem Finger in den Rachen.

„Jeſus Maria!" ſchreien ſie und ſpringen empor. Mit flachen Händen, mit Fäuſten auf ſeinen Rücken ſchlagen ſie, dieweilen er mit den Armen krampfig umherfährt. Die Augen ſind ihm hervorgequollen, dunkelrot angetrieben das Geſicht — das Gurgeln zuckt ab.

„Alle heiligen Nothelfer, bittet für uns, er erſtickt!"

Der Mediziner ſchüttelt den Burſchen mit aller Macht, knetet ihm die Gurgel, fährt ihm mit einem Löffelſtiel in den Schlund. Vergeblich.

„Unſer Michel — er geht," ſagte einer der

Knechte leiſe — aber man hört es doch, und das verſtärkt den Jammer. Am ruhigſten iſt die Mutter. Sie benetzt des Sterbenden Antlitz ununterbrochen mit Waſſer und Eſſig. Der Vater will ihn auf den Kopf ſtellen. Da hat der Mediziner an der Wandleiſte die Lichtſchere erfaßt, daran das Gehäuſe losgeriſſen. Den Erſtickenden rücklings über den Tiſch. „Halt'ts mir ſeinen Mund auf!“ Die Lichtputze wie ein Zänglein handhabend, fährt er ihm in den Schlund — im nächſten Augenblick gurgelt, röchelt, faucht es wieder, und der Doktor hält an der Lichtſchere den hervorgeholten Knochen hoch vor aller Augen hin. Ein Freudenſchrei geht durch das Haus.

Als der Michel hernach auf der Bank lag, aus Mund und Naſe blutend, aber ruhig atmend — da verlangte er den Bruder Anton zu ſich. Er ſagte nichts, er hielt ihm nur die Hand entgegen.

„Kindskopf!“ ſagte der Doktor und ſchüttelte ſie derb.

Wehe dem, der den Poeten aufsitzt! Zurück zur Natur. Ländliches Leben. Glück der Einsamkeit — Wahnsinn! Seit die Welt irrt, hat sich kein Mensch so dumm verfahren, als ich auf meiner Flucht in die Idylle. Warum nicht lieber ins Kloster gegangen, oder Seiltänzer geworden? Ich wollte es ja. Oder als Matrose übers Meer. Die Stürme, ich dürste nach Stürmen. Fieberdurst. Ekel vor dem Trank und doch immer trinken müssen. Keine Rast auf dem Lager und doch nicht sich erheben können. Dieser Junge ist mir widerwärtig geworden und bin ihm ganz hingeworfen. Nein, ich kann keinen glücklichen Menschen sehn. Ich kann nichts, ich glaube nichts, ich liebe nichts, ich habe nichts. Und ich bin nichts. — Schuld an allem ist der Alte."

Solche Ergießungen wiederholen sich in Hadrian Hauslers Tagebuch immer wieder. Nach außen hin war er völlig schweigsam geworden, er brachte die meiste Zeit in seiner Stube zu und dämmerte dahin. Und beobachtete, wie sein eiskalter Blutstropfen schauerte und wie sein Herzschwamm anschwoll. Ein einziges Mal, an einem kalten, stürmischen Nachwintertag, war er fortgegangen gegen das Hochgebirge hinein — pfadlos, planlos. Nein, planlos nicht. Er wollte wandern bis zur Erschöpfung und im Schnee rasten. Ein solches Erfrieren, hatte er gehört, wäre

ein ſchmerzloſer Tod. Aber nach einigen Stunden kam er wieder zurück auf den Hochkaſer — verſchmachtend, ohne eſſen, erſchöpft, ohne ſchlafen zu können.

Sabin erleichterte eines Tags ſein Herz vor Doktor Anton. Er ſei ja ſelbſt Urſache, daß Hadrian in dieſe Gegend gekommen. Er habe gedacht, den friedloſen, willensſchwachen Mann in der herben Natur retten zu können. Aber anſtatt Heil zu finden, habe der unſelige Menſch Unheil verbreitet. In Finkenſtein ſeien viele verdorben worden! Auch hier ſei er wie Gift. Jener Jäger im Märchen, deſſen Fußtapfen überall den Raſen verſengt.

„Aber Sabin iſt doch immun geblieben," ſagte der Doktor.

„Sabin iſt nicht immun geblieben," antwortete dieſer und geſtand ein, daß allmählich eine Verzagtheit und Bitterkeit komme, die ihm alles verleide. Und ſo beſuchte Doktor Anton eines Tags Hadrian in ſeiner Stube.

„Es ſingen ſchon die Finken, Herr Hausler. Es wird bald wieder Zeit ſein. Auf dem Brandanger geht der Schnee weg."

„Nie wieder!" rief Hadrian aus.

Aber, mein Gott, Sie werden doch nicht zu Grunde gehen wollen! In Ihrem Alter, wo das Leben erſt Wert gewinnt."

„Es iſt Unſinn. Die ganze Alraungeſchichte iſt Unſinn!“

„Na dann — Sie wollen alſo nicht mehr graben auf dem Brandanger? Ich glaube, es hätte Ihnen gut bekommen, und Sie wären einem qualvollen Zuſtand entgangen. Einem ſehr qualvollen, lieber Herr! Wollen Sie denn nicht lieber geſund ſein und das Leben neuerdings beginnen in der ſchönen Welt?“

Hadrian weinte plötzlich laut auf: „Ja! Ja! Ja!“

„Nun alſo, dann verſuchen Sie's noch einmal.“

Zur Zeit vertraute der Lindwurmmichel dem Freund Sabin, daß er allmählich Reſpekt bekomme vor ſeinem Bruder Anton. Er wolle es ihm nur nicht ins Geſicht ſagen, damit ſein Kamm nicht noch höher wachſe. Aber das, wie er ihm den Knochen aus dem Schlund gezogen habe mit der Lichtſchere, ſei ein Stück geweſen! Und das, wie er jetzt den armen Herrn Hausler mit Wurzelgraben heilen wolle, ſei auch ein Stück. Ein feines! Einem Menſchen, der was verſtehe und leiſte, müſſe manches zu gute gehalten werden. Sicher ſei, daß man nicht jeden, der, ohne zu ackern, Eierkuchen ißt, für einen Taugenichts halten dürfe. So Michels Selbſtbekenntnis. Und Bruder Anton. Weil ſchon allenthalben auf Erden die kindiſche Wertſchätzung für Selbſtgeſchaffenes

herrſcht, ſo hatte er ſeit jenem kritiſchen Chriſttagsmahl den Michel lieb, nicht mehr wie einen ſtörriſchen Bruder, vielmehr wie einen eigenſinnigen Sohn.

Eines Tags war der Lindwurmmichel mit einem Ochſenpaar nach Gug hinausgefahren. Er führte Hafer zum Franzwirt. Auf dem Rückweg hatte er eine Frauenperſon eingeholt, die ein blaues Bündel am Arm, laut jammernd mit ihren Sammetſchuhen durch den Schnee wollte und nicht mehr weiter konnte. Einen weiten langen Mantel hatte ſie an, aus grüner, verblaßter Seide, mit weißem Pelz gefüttert. Innerhalb das ſchwarze Kleid war ſo eng und ſchleppig, daß die Perſon nicht ordentlich ausſchreiten konnte. Die Stoffe waren fein, aber ſtellenweiſe ſchäbig und ausgefranſt. Auf dem Kopf war ein ſchwarzes Zylinderchen ins Haar genadelt, davon ging ein grüner Schleier über das Geſicht, aus dem ein paar Augen lugten, die ſo ſanft waren, daß man — wie der Michel fand — der fremden Dame nichts verſagen konnte. Sie trat, um den Schlitten vorfahren zu laſſen, ſeitlinks, wobei ſie in den tiefen Schnee fiel. Der Junge half ihr auf, fragte, wohin ſie wolle, und lud ſie dann, weil ihre Reiſe nach Geſam ging, auf den Schlitten. Der Michel dachte, das wäre was für ſeine Herren Brüder. Vielleicht hätte einer von ihnen das „Gſpiel“ in der Stadt vergeſſen, und jetzt liefe es

ihm nach. Oder was die Stadtherrſchaften jetzt doch alle ſuchen an dieſem „Seſam, öffne dich“?

Und war das auf dem Lindwurmhof kein ſchlechtes Geziſchel und Gewiſpel, als von den träg trottenden Ochſen geſchleift, der Michel angefahren kam mit ſeiner grünen Schönen. Die Meinungen waren geteilt. Eine Zigeunerin? Eine Kunſtreiterin oder ſonſtige Komödiantin oder — eine Hexe? Die Lindwurmmutter war der Anſicht: ſei die Fremde wer immer, jedenfalls werde ſie frieren und Hunger haben.

Als Hadrian Hausler hörte, im Lindwurmhof ſei ein abenteuerliches Frauenzimmer angekommen, wurde ihm ganz hundemäßig zu Mut. Und am nächſten Morgen, als er die Thür öffnete, ſtand ſie vor ihm.

„Will nicht fürchten, daß du erſchrickſt, Hadri!“ Sie hob ihre Hand, daß der weite Ärmel des grünen Mantels zurückfiel, und warf den Schleier ſeitlinks. Die Wangen nicht mehr ſo rundlich und roſig, unterhalb der Augen roſtbraune Schatten.

„Nein. Aber nein, aber nein,“ ſtotterte Hadrian.

„Freund, du wunderſt dich über mich. Was ſoll erſt ich über dich ſagen? Ja, um alles im Himmel und auf Erden, Hadſchi, wie dumm biſt denn du in dieſes Bärenland gekommen?“

Er machte eine ſtumme Gebärde — wehrlos, ratlos.

„Aber ich bleibe jetzt bei dir. Wir sind arm geworden und können einander nicht entraten. Mache nur keine Umstände. Das ist dein Salon, nicht wahr? Gemütlich.“ Sie warf Hut und Pelzmantel auf sein Bett. „So zünde doch in den Ofen und laß Frühstück kommen. Und falle mir doch endlich um den Hals!“

Jetzt faltete er vor ihr die Hände: „Helene! Ich bitte dich! Hier kann ich dich nicht brauchen. Ich bin sehr krank. Gehe doch zu deinem Alten.“

„Zu meinem Alten? Ach, der schießt Fasanen und erzieht junge Mädchen zur Sittsamkeit. Der hat nicht Zeit für liederliche Frauenzimmer. Auch Armenrat ist er geworden.“

„Dann soll er dir nur raten.“

„Sage mir, Hadrian, warum hast du nur auf Finkenstein deinen Verwalter fortgeschickt? Das war undankbar und unklug. Du könntest heute ein reicher Mann sein.“

„So,“ sagte Hadrian. Sonst sagte er nichts. Für eine Weibsperson war's auch genug. Und später: „Weißt du vielleicht, wo jener Verwalter sich jetzt befindet?“

„Natürlich weiß ich es. Wir schreiben uns ja. Er hat ein eigenes Gut. In Grübau an der Lehm.“

„Der Frang? Ein eigenes Gut?“

„Der Verwalter Krenn. Krenn heißt er.“

„Ach, was du ſchwätzeſt, das iſt ein anderer.“

„Aber er iſt bei dir Verwalter geweſen. Ich habe ihn ja geſehen, damals, auf Finkenſtein. — Sei ſo gut, Beſter, mir mein Zimmer anzuweiſen.“

„Kind, ich habe keins. Nicht einmal dieſe Kammer iſt mein. Das Haus gehört meinem Sohn.“

„Wie, du haſt einen Sohn? Einen Sohn haſt du?“ lachte ſie auf. „Nein, wie komiſch!“

„Oder Kompagnon, was geht's dich an.“

„Hadrian!“ hauchte ſie mit geſpielter Verblüffung auf. „Aber Hadrian! Das iſt ja unartig.“

Es iſt wahr, dachte er, ich muß feiner ſein mit der Dame. Er intereſſierte ſich nun für ſie, denn ſie ſchien etwas von dem durchgebrannten Verwalter zu wiſſen. Gekochte Milch und Weißbrot ſetzte er ihr vor. „Nicht wahr, Helene, du wirſt mich nicht blamieren?“

„Wie ſagſt du?“

„Trinke deine Milch.“

Nun dehnte ſich ihr ſchlanker Hals, in ihrem wildaufgekrauſten Blondhaar ſchienen die Granen zu zucken, ihr Näschen bekam eine ſpitze Form, ihre glaſigen Augenſterne wurden ganz klein. „Was?“ ſagte ſie dann leiſe, gedehnt. „W a s haſt du geſagt?! Blamieren? Ich dich? Hadrian, ſoll ich dich erinnern?“

„Nur keine Scene, mein Kind.“

„Nein, die Männer sind doch grenzenlos schlecht,“ sagte sie staunend, um dann aber aufzubrausen: „Was könnte ich heute sein? Ein Weib, versorgt, geachtet, zufrieden wie tausend andere. Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, ihr, die Hausler. Du hast mich, das unerfahrene Mädchen, an dich geködert. Hast mich zum Weib gemacht, und dein Vater aus dem Weib zur Dirne. Und dann weggeworfen, hingeworfen bis —“

„Bis auf den Friedelsteig?“

„Bis auf den Friedelsteig. Ganz recht. Und wenn dann die Bettlerin kommt, die verachtete — blamieren!“

Hadrian suchte sie zu beruhigen. Da kam Sabin herbei und erstaunte nicht wenig, jene Dame von damals auf Finkenstein hier zu sehen. Sie schlug die Augen auf zu dem frischen Burschen, die sanften, die traurigen Augen, als ob sie ihm klagen wollte, wie schlecht die Männer sind, und als ob sie ihn fragen wollte, ob auch er so schlecht sein könne. Sie schwiegen alle drei. Plötzlich raffte die Durassel Hut und Mantel zusammen und eilte zur Thür hinaus in den Schnee.

„Soll ich sie zurückrufen?“ fragte Sabin.

„Was fällt dir ein!“

„Aber im Winter! Das Weibsbild!“

„Laßt mich zufrieden!“

Einen Tag später, und auch die Durassel saß fest

in Seſam. Bei der Witwe des Zimmermanns Chriſtian hatte ſie die Stube gemietet. Die Alte war ſtolz darauf, eine Frau im Haus zu haben, die einen „grünſeidenen Pelz“ beſaß und ſo geheimnisvoll war. Der Märchen von verirrten Prinzeſſinnen erinnerte ſie ſich. Und während die Prinzeſſin in den Tag hineinſchlief, nahm die Alte ihr heimlich die Kleider fort und zeigte ſie den Weibern der Nachbarſchaft, ſo die Seiden und Spitzen und Schleifen andachtsvoll betaſteten, beguckten und berochen. Aber was dahinter war, ſie kamen nicht darauf. Die Witwe erzählte, daß die Fremde ein Silberlöffelchen bei ſich führe, mit dem ſie den Kaffe und die weichen Eier eſſe. Auch eine Hexenſalbe habe ſie, mit der ſie ſich das Haar ſchmiere, und einen roſenroten „Stub“, den ſie auf die Wangen ſtäube. Es ſei ganz aus der Weiſe mit dieſer ſchönen Frau! —

Ihr Stübchen hatte ſie wirklich nicht übel hergerichtet. Die Wände mit Tannengewinden geziert, bunte Papierblumen dabei, die ſie ſelbſt geſchnitzelt hatte. Das Bild der heiligen Jungfrau in der Wandniſche war mit Preiſelbeerkraut bekränzt. Tiſchchen, Stuhllehnen und Bettkiſſen mit Handſtickereien belegt. Aus der Holzbank hatte ſie vermittelſt der roten Bettdecke ein Kanapee gemacht. Ein langes, lichtes, leichtes Hauskleid und das goldige Kraushaar ließ ihr gar königlich!

Recht bald kam der alte weißköpfige Riesleuthofer mit dem langen Stab und erkundigte sich als Gemeindevorsteher nach ihren Ausweisen. Sie antwortete artig, er möge nur den Herrn Hausler fragen, der wisse alles. Sie sei Nähterin und wolle in Sesam eine kleine Nähschule errichten. „Na, das wäre schon recht," meinte der Vorsteher und ging würdevoll seines Wegs. Nicht lange, und es erschienen zwei Burschen, um bei der neuen Nähterin Hemden zu bestellen. Nun gestand sie, grobe Leinwandarbeit nicht gewohnt zu sein.

Da sei ja ein feinerer Stoff, sagte einer und zeigte auf die Spinnengewebe im Stubenwinkel, aus diesem Gewebe wünsche er Nachthemden.

Die beiden Schelme waren Sabin und sein Freund Michel. Und die anderen, die beiden Doktoren fanden, daß endlich einmal ein Menschenherz nach Sesam gekommen sei. Besonders der Philosoph saß gern im Stübchen, um mit ihr von herrschender Kraft und dienender Liebe zu plaudern, bis es sich manchmal beinah herausstellen wollte, daß es auch eine herrschende Liebe und eine dienende Kraft giebt. Fast that es dem Doktor der Philosophie leid, daß er gerade jetzt fort sollte von Sesam. In der Handelsschule einer Provinzstadt hatte sich nämlich eine Lehrstelle für deutsche Sprache und Litteratur ergeben. Dort sollte der Übermensch von nun an für junge Tüten-

dreher Wörter deklinieren und Verszeilen der alten Schmöker an den Fingern skandieren.

Die Nachbarinnen brachten der neuen Nähterin kleine Nahrungsmittel, die sie mit Gier, aber ohne weiter zu danken, hinnahm, und fragten an, ob sie ihre Töchter in die Nähschule schicken dürften. Und so hatte sie bald einen Kranz junger Mädchen um sich. Sie wußte nett zu plaudern. Kleine Geschichten, schelmische Sprüchlein und Vierzeiler wußte sie und erklärte den tieferen Sinn solcher Liedchen, die in Sesam bisher ohne viel Nachdenken gesungen worden waren. Aber sie belehrte auch und warnte die Dirnlein vor den anklettigen und herlebigen Buben, denen nie zu trauen sei. Anfangs hätten sie gutmütige Ansprache, harmlos scheinende Scherze und Geschenke, meinen hingegen, thäten sie ganz was anderes. Eine vom Stengel gebrochene Rose, ein Lebkuchenherz sei ja immerhin etwas sehr Süßes, aber Gefährlicheres und Süßeres als den weichen Schnurrbart an der Männerlippe gebe es nimmermehr. — So warnte sie die lauschenden Hühnchen vor den Geiern, dieweilen mancherlei Handarbeiten gethan wurden, als Sticken und Stricken, Häckeln und Nähen. Und manches Mägdlein stickte während obiger Warnungen süße Namensbuchstaben in einen kamelhaarenen Hosenhalter.

Als am Brandanger die Primeln blühten, war Hadrian Hauſer ſchon da und grub. Er hatte die Duraſſel ja fortgeſchickt, aber da ſie in Seſam geblieben, ſo mußte er doch manchmal an ſie denken, ja eigentlich recht oft. Er wurde unruhig, und ſeitdem ſie wieder ſo in ſeiner Nähe war, wollte er durchaus geſund werden. Er rodete das Geſtrüpp, er ſtach den zähen Raſen um, er grub Steine aus, um das Alräunchen zu ſuchen. Manchmal, wenn ihn ſo ein drolliges Wurzelknötchen angrinſte, ſchien ihm ſchon, er habe es. War aber doch noch nicht das richtige. Bei Doktor Anton hatte er ſich natürlich längſt erkundigt, wie es nachher angewendet werden müſſe. Das war einfach, er brauche es nur in der Weſtentaſche mit ſich zu tragen und immer das Sprüchlein zu ſagen: „Alräunl, ich grüß dich, bin friſch und geſund und freu mich des Lebens alle Tag und Stund.“ — Man kann's ja thun, dachte ſich Hadrian, bin nicht ſo dumm, dran zu glauben. Nützt's nichts, ſo ſchadet's nichts. Wenn man's nur erſt hätte!

Und jählings hatte er es. Wenigſtens ſah es dem, das die Lindwurmmutter in ihrem Kaſten aufbewahrte, dem verdorrten Würzchen, ähnlich. Es hatte Haar und Bart, und das Knöllchen bildete bei genauer Betrachtung ein menſchliches Geſicht. Ein ganz verſchmitztes Geſicht. Er reinigte es von Erde,

ſteckte es in die Weſtentaſche, murmelte: „Alräunl, ich grüß dich, bin friſch und geſund —" und ging hinab ins Thal zum Haus des Zimmermanns Chriſtian, wo ſie wohnte. — Wenn ſchon der Sabin kein liebes Wort hat für mich, keines und keines! Es iſt ja zum Krepieren! —

„Erlaubt einzutreten?"

„Ich kenne den Herrn nicht," war ihre Antwort.

„Um ſo zweckmäßiger, mein Fräulein."

Sie fächelte mit dem Sacktüchlein, als wäre ein übler Geruch fortzufächeln.

„Heimlich haſt du's hier. Wollen wir nicht plaudern?"

„Geben Sie ſich keine Mühe, Herr Hausler, ich habe Sie nicht im mindeſten lieb. Weder Vergnügen noch Verſorgung iſt bei Ihnen zu holen. Aber tröſten Sie ſich, mein zärtlicher Herr, Sie haben Ihr Teil längſt ab und kamen noch billig davon. Sie exiſtieren nicht." Den grünen Pelzmantel warf ſie um ſich.

„Grauſam, Helene."

„Aber nicht feige. Haben Sie auch nur einen Finger gerührt, als mich der Alte liebte? Beſchimpfungen waren Ihnen geläufig, im übrigen war's Ihnen wohl recht angenehm, Ihre Schuld auf Papa überwälzt zu ſehen. So ſteht unſer Konto, mein Herr Hausler. Und ſpäter — wie ich mich Ihnen hinwarf

— die einzige Thorheit, die ich mir nie verzeihe. Aber die Gelegenheit wahrzunehmen, das verstehen Sie wie ein Gauner. Nein, mein lieber Hadri-Hadri — Sie können mir leid thun."

Das wirbelte ihm nun im Kopf. Das war etwas Neues. Wohl stets nur an ihm wäre es, abzuweisen oder gnädig zu sein, hatte er gemeint. Er war wütend.

„Du grüne Sezessionsdame!" Dieses Wort warf er ihr hin und verließ schlotternd vor Erregung das Haus.

„Empfehlen Sie mich Ihrem Sohn!" rief sie ihm lustig nach.

Die richtige Alraunwurzel war es also nicht gewesen. Das Vertrauen sank in Hadrian gänzlich.

Je unzufriedener Hadrian Hausler mit der neuen Mädchenlehrerin war, je zufriedener waren mit ihr andere. Die Bauernweiber fanden es ganz in Ordnung, daß nun auch ihre Töchter allerlei feine Handarbeiten sollten lernen können. Auf der notigen Bauernschaft werde doch nicht jede bleiben können, und um besseren Orts wo anheiraten zu können, wären solche Fertigkeiten gewiß sehr wertvoll. Auch das Benehmen der Dirnlein war schon ein merklich anderes geworden. Sie waren gesprächiger und zuthunlicher gegen jedermann, seit sie bei der grünen Lehrerin in die Schule gingen. Besonders zufrieden

war der Lindwurmmichel. Und das war ſo. Der Michel hatte heimlich einen Schatz. Er thäte das Töchterlein des Riesleuthofers gern haben; das Mädel aber wollte nicht, wich ihm überall aus und gab auf ſeine Anſprachen gar keine oder eine trotzige Gegenrede. Schnippiſch ab und ihres Wegs! Das war ein rechter Ärger geweſen, monatelang. Seit ſie jedoch zur grünen Lehrerin ging, um ſchöne Handarbeiten machen zu lernen, war ſie ganz anders. Und als der Michel ſie jetzt unter dem Kirſchbaum ſah und errötend ſie wieder einmal um ihr kleines Herz anging, da ſagte ſie ihm dreiſt und lachend ins Geſicht, den Büblein traue ſie nicht, die wären alle falſch. Da hatte der Burſche leichtes Spiel. Wenn ſie nur erſt plaudern, dann ſteht dem Verſtändnis weiter nichts im Weg, falls einer nicht gar zu ungeduldig iſt. Und das war der Michel nicht. Zum Heiraten war Zeit, er hatte noch gar kein Neſt. Aber wiſſen will man's, die Seinige kennen will man, um ſich nicht an andere Weibsleute hinauszuwerfen. Es war wohl ſchon die Rede davon, daß der Vater ihm den Hof verſchreiben werde, und vielleicht bald. Na dann —

Sabin hatte es mit der Seinigen auch ſo weit gebracht, daß das Liſele gegen ihn zwar trotzig blieb, aber nicht davonlief, wenn er nicht fürwitzig war, ſondern ernſthaft mit ihr redete.

Das Mädel war in den hübſchen, freundlichen

und fleißigen Burschen heimlich so verliebt geworden, daß es — in süße Traumseligkeit versunken — den Hühnern anstatt Haferkörner aus dem Schustertrühelchen Schuhnägel hinstreute. Dem alten Lindwurmpaar fiel es wohl auf, und eigener Jugend gedenkend hat es ein zwiefaches Ja gesagt, als Sabin feierlich anfragte, ob im Herbst die Hochzeit sein dürfe. Als solches festgenagelt war, setzte Sabin seinen eigenen Kopf auf, den mit Eisen beschlagenen, und verbot dem Mädel, die Schule der Durassel zu besuchen. „In dieser Stick- und Strickschule," sagte er zum Michel, „wird die Zucht erstickt und das Mädel bestrickt. Ich, meinetwegen," setzte er schmunzelnd bei, „will das grüne Fräulein schon aufsuchen, nur nit die Mädeln hinlassen! Wir müssen trachten, daß wir die Person wieder fortbringen."

„Wie stellen wir das an?" fragte der Michel.

Sagte der Bursche mit geheimnisvoller Miene: „Es wird schon gehen!"

„Wie meinst du das?"

„Wir kriegen sie los," sagte der Sabin. „Wart nur, ich übernehm's, es wird schon gehen."

Das ging aber nicht so leicht. Der Durassel gefiel es in Sesam, wo sie von den Bäuerinnen gehätschelt und gefüttert wurde, und der Gemeindevorstand hatte auch nichts an ihr auszusetzen, er saß

gern da und ſchaute ihr zu, wie ſchön ſie ſtickte und ſtrickte, die Kinder in allerlei Künſten unterrichtete und mit ihnen ſeine Operettenlieder ſang. Er meinte geradeaus, je mehr ein junger Menſch lerne, je beſſer ſei es — und hatte damit ganz recht. Der bildungsfreundliche Mann wird demnächſt ſicher wieder gewählt.

Eines Morgens im Juni erhob ſich in Seſam eine förmliche Prozeſſion. Aus allen Höfen, über die Feldwege, durch die Hohlwege, den Rainen entlang, überall zogen die Reihen der Kühe und Kalben, der Stiere und Ochſen — weiß und braun, grau und geſprenkelt. Je die Vorderen hatten Blechglocken um den Hals und Kränze um die Hörner geſchlungen. Das ganze Thal war erfüllt von dem frohen Geſchell, Gebrüll der Rinder und Jodeln der Leute. Denn mit den Herden zogen die Hirten und Hirtinnen, Bauern und Knechte in mächtigen Wetterhüten, belaſtet mit Körben, Butten und Kraxen, mit Senſen und Hacken und anderm Werkzeug. Junge blühende Dirnlein auch und alte Mägde, unter Gekreiſch und Gelächter Ziegen, Schweine und Hühner vor ſich herjagend. Alle dieſe Reihen bewegten ſich höhenwärts, durch den Berggraben oder an ſteilen Waldwegen den Almen zu.

Eine der bunten Reihen kam am Hochkaſer vorbei. Das Liſele war darunter. Es hatte ein kurzes, blaues Kittelchen an und ein ſchneeweißes Hemd und einen gelben Strohhut auf. Aus dem roſigen Geſichtlein leuchtete die helle Bergfreude, denn im Sommer auf der Alm zu ſein, das iſt eines jungen Bauernherzens höchſte Luſt. Sabin ging hinaus, faßte das Glockenrind an den Hörnern, daß es ſtehen bleibe, und lud das Liſele ein, ins Haus zu treten

und zu ſagen, wie das alles eingerichtet werden ſolle bis zum Herbſt, wenn ſie zurückkomme und bei ihm einkehre. Aber das Liſele that fremd. Es war kurz und kühl gegen den Burſchen, fing mit ihren Kühen und Kalben an zu ſprechen und trieb ſie mit dem Birkenzweig an.

„Halt dich gut auf der Alm. Ich beſuch dich einmal.“ So rief er ihr nach. Sie ſagte nichts.

Dieſer Abſchied war nicht nach ſeinem Sinn. Daß ſie ſo fortgehen kann und kein liebes Wort hat! Er klagte es dem Michel. Dieſer antwortete ſchmunzelnd, das hätte er ſeinem Schweſterlein nicht zugetraut, daß es ſo ſchlau ſei. Ein beſſeres Mittel, ihn recht bald bei ſich auf der Alm zu ſehen, hätte es nicht finden können. „Man lernt halt was bei der Mamſell.“

Das alte Ehepaar auf dem Lindwurmhof hatte aber Bedenken. Ob es wohl in Ordnung ſei, ſolch ein junges Blut auf die Alm zu ſchicken, in die einſchichtige Hütte — monatelang! Wenn die Mutter auch der Meinung war, bei dem lieben Vieh, das ſie um ſich hätte, könne ihr ſo leicht nichts geſchehen, der Vater war nicht beruhigt. „Wie jetzt überall die fremden Leut herumlaufen. Es geht nix mehr ſicher auf der Welt. Überall verdächtige Stadtzodeln und glauben, Berg und Thal gehört ſchon ihnen. Und plangen nach den Weibsbildern. Alte, ich ſag

dir's, mir grauſt. Ich denk, wir rufen das Mädel wieder heim."

„Mein Gott, das Kind hat ſich ſchon ſo gefreut auf die Alm."

„Ich glaub, 's iſt der Michel auch nix mehr nutz," ſagte der Lindwurm. „Viel zu viel thut er mir mit der Riesleuthoferiſchen um."

„Da möcht man noch nit einmal ſo arg greinen — weil ſie doch auch ſchon ſo viel als Verlobte ſind," meinte die Mutter.

„Na freilich, denen hältſt du wieder die Stange. So was hätt ich vor dreißig Jahren nur bei dir wagen ſollen! Da wär ich ſchon 's letzte Mal dein Verlobter geweſen. Grad weil ſie ſeine Braut iſt, ſoll er ſie ehren. Fürs G'ſpiel gieb's andere genug."

„So?"

„Ich hab mir halt immer gedacht, bei andern fürchtet man ſich vor der Schand, und um die Eigene thut's einem leid. Die iſt einem alleweil noch gewiß."

„Ich meine halt frei," verſetzte dann die Lindwurmmutter, „bei der neuen Nähterin lernen ſie nichts Gutes. Die Dirndln haben mir früher viel beſſer gefallen, eh ſie da hinüber Bildung lernen ſind gegangen. Schon gar die Riesleuthoferiſche! Wenn ſie dieſe Bildung nit wieder ausſchwitzt, dann thut er mir wohl erbarmen, der Michel. Was braucht eine

Bäuerin Tüchel sticken und Bandel flechten und papierene Blumen machen? Das wird ein Trantsch! Wenn die mir bei der Hochzeit papierene Blümeln auf dem Gewand tragt, nachher lauf ich davon, so weit mich die Füße tragen. Und wenn sie später, anstatt brav zu arbeiten, mit Flitterwerk umthut und allerlei scheckige Fetzen an den Leib hängt, nachher läuft auch der Michel davon."

„Wirst schon recht haben, Mutter. Dem Michel sollst es sagen."

„Hab' ihm's eh g'sagt. Wirst noch denken, Michel, hab' ich g'sagt, was ich g'sagt hab'!"

Der alte Lindwurm kraute sein graues Haar. Es war ihm ungleich ums Herz. Er wollte etwas vorbringen.

„Ob's wahr ist, was man sagt. Daß dieses Frauenzimmer wegen ganz anderm ins Sesam gekommen wäre. Nit von wegen der Nähterei. Dem Hausler soll sie nachgelaufen sein, dem alten noch dazu."

„Mir ist schon lang so was vorgegangen. Das sind alles verdächtige Leut. Man kennt sich nit aus. Gegen den Sabin kann man ja nix sagen. Aber daß er dem andern sein Bruder ist!"

„Soll auch nit wahr sein. Die Leut reden allerhand. Am End sind wir doch zu voreilig gewesen mit dem Mädel."

Das waren so die besonderen Erwägungen des alten Lindwurmpaares, ihre Kümmernis bei Tag und ihre Schlafbrecher bei Nacht. Für Sabin standen aber der Michel und der Mediziner ein, diese sagten, wenn der Sabin mit dem andern, dem Hadri-Hadri, dick Freund wäre, dann hätten auch sie Bedenken. Aber das seien grundverschiedene Menschen, und einer hasse den andern.

Doktor Anton meinte, Hadrian Hausler wäre nicht mehr ernst zu nehmen. Mit dem gehe es rasch .... Wohin, das sagte er nicht.

Hadrian führte seine Selbstgespräche: „Ganz über alle Beschreibung langweilig! Es wiederholt sich alles, ganz dumm wiederholt es sich. Die Natur! Giebt es etwas Borniertes als die Natur? Wie sie sich alljährlich selbst nachäfft; in diesen verhimmelten Frühlingen, nicht ein einziges neues Motiv, nicht ein einziges. Und die Naturleute sind auch danach. Nicht einmal im Sündigen sind sie originell, immer der alte Trott, von Anfang bis ans Ende der Welt. Da lobe ich mir doch die Kulturmenschen. Die bringen Abwechslung in die Bude. — Vielleicht versuche ich's noch einmal. Wenn aber, dann — Abrechnung mit ihm! Ich werde schon drankommen. Ich werde schon Mut finden. O ja! Dazu werde ich den Mut finden."

Und eines Morgens war Hausler in großer Be-

drängnis. Es war der Milchbrei nicht gekommen. Im Stall röhrten die Kuh und das Maultier. Kein Sabin zeigte ſich. Es ward Mittag, es ward Abend. Den Tieren hatte Hadrian Gras in den Trog geworfen, und für ſich verſuchte er, von der Kuh Milch zu bekommen. Die ſchlug ſeine Bemühung kurzer Hand oder vielmehr langen Fußes aus. Er war auf die Streu hingepurzelt. Dann wollte er Kartoffeln kochen, allein es gelang ihm nicht, Feuer anzumachen, auch waren keine Kartoffeln auffindbar. Endlich goß er in eine Schüſſel Waſſer, ſchnitt Brot hinein, gab Salz dazu. Er hatte ſchon beſſere Mahlzeiten erlebt. Auch die Tiere waren unzufrieden, ſie röhrten in ihrem Stall die ganze Nacht, es war ein Klagelied um den verſchwundenen Ernährer. Aber Sabin erſchien auch am nächſten Tage nicht, hingegen kam der Michel und betreute das Vieh.

Hadrian wußte ſich nicht anders zu helfen. Er ſchlich hinab in den Lindwurmhof, zur rückwärtigen Thür hinein, und als er die Hausmutter nahen ſah, ſank er ohnmächtig zuſammen. Damit erlangte er Labung, ohne gerade zu betteln. Als er geſättigt war, ſetzte ſich der alte Lindwurm zu ihm an den Tiſch und knüpfte ein Geſpräch an. Er wollte es fein machen, um zu erfahren, welchen Leuten er eigentlich ſein Kind zu geben im Begriff ſei. Da brach es ganz ungeſchickt los: „Was ſchaffen Sie denn

immer, Herr Hausler? Thun Sie auch immer einmal was Gutes?"

Hadrian ſchaute verblüfft und unſicher drein, dann entgegnete er: „Thue ich denn was Böſes? Geht mir mit ſolchen Sachen! Gutes thun! Die Leut ſollen ſich bloß nichts Schlechtes thun!"

„Sper ausſchaut der Herr!" redete die Lindwurmmutter drein. „Es muß doch die Luft nit gut thun, bei uns. Oder das Waſſer."

„Das Waſſer, Frau. Es war keine Milch dabei, und kein Kaffee. Nämlich — mein Sabin iſt verreiſt."

„Sabin? Der Sabin? Ja, wohin denn?"

„Ich weiß es nicht. Schon zwei Tage lang."

Das Ehepaar ſchaute ſich betroffen an. Was iſt denn das? —

Hadrian ging über die Felder und Wieſen. Unſagbar elend war ihm zu Mute.

— „Daß er mich ſo peinigt! Ich kann ja nicht ſein ohne ihn!" —

Dann ſchlich er durch den Waldſchachen hinüber gegen das Haus des Zimmermeiſters Chriſtian. Vielleicht, daß dort jemand etwas von Sabin wußte. Vielleicht auch, daß — man ſoll ſich ausſöhnen. Es giebt ja keine Freundſchaft, in der nicht manchmal ein Sturm vorgeht. Man ſoll allemal wieder Friede machen. — Als er durch das Thürchen der Um-

zäunung trat, kam ihm die alte Witwe mit gerungenen Händen entgegen.

„Wie hart es mich verfolgt!“ rief sie klagend aus. „Jetzt hab ich auf dieses Geld gewartet, wie aufs letzt' Stückl Brot. Und jetzt geht sie mir durch!“

„Wer geht durch?“

„Mit dem Stubenzins geht sie mir durch. Diese falsche Person, diese grünglasierte!“

Dann hat Hadrian den verlassenen Schauplatz angesehen. Eine Hutschachtel, bunte Papierabfälle, Bänderreste, Kehricht. Das Bett aufgewühlt, und die Lappen hingen auf den Boden heraus.

Hausler sagte nichts. Er ging wieder durch den Schachen, über die Felder und sang vor sich hin: „So, so. — So, so. Zu Zweien. Nicht übel.“ Dann schrieb er auf sein Blatt: „Jetzt kann er anfangen dort, wo ich aufgehört habe. So, so.“ — —

Damit schließen die Bücher der Firma Hausler und Kompagnie.

Und nun muß noch das Schelmenstück erzählt werden.

An Feierabenden, nach vollbrachtem Tagewerk war Sabin gern hinabgegangen in die Mädchenschule. Da gab's immer Schalkereien und Gesang und neckisches Geflüster. Auch andere Burschen der Nachbarhöfe fanden sich ein und thaten mit. Einmal sangen

ſie juſt aus der „Schönen Helena“ das Abſchiedslied des Königs Menelaus, da er nach Kreta geſchafft wird, als Sabin eintrat. Ob er nicht etwa der Prinz Paris wäre, fragte ihn Helene ſchelmiſch. Er verſtand nicht und antwortete, er ſei nie in Paris geweſen. — Sie betrachtete ihn glühend. Sie war ſchon im reinen. Anſtatt des andern wolle ſie dieſen nehmen. Denn einer der Hausler gebühre ihr entſchieden. Hatte Hadrian ſie einſt verſtoßen, ſo wolle ſie ihm nun ſeinen Liebling abſpenſtig machen. Aug' um Aug' — Zahn um Zahn — Hadri um Sabin!

Einfältig war er zum Küſſen.

Auf ihre Ermahnung, artig zu ſein, fragte Sabin, wie man denn das anfange? Statt aller Antwort blickte ſie ihn verliebt an. Er ſchmunzelte, daß an ſeinen braunen Wangen zwei Grübchen entſtanden. Dan drehte er mit zwei Fingern an den Bartflöckchen herum, die über den Mundwinkeln ſtanden, und flüſterte ihr ins Ohr, ſie möge ihre Sachen zuſammenpacken und an einem Frühmorgen oben beim Steinkreuz auf ihn warten. Das erſte Mal, als er ſo ſprach, traute ſie ihren Ohren nicht. Als er jedoch mit großer Ernſthaftigkeit verſicherte, daß er wirklich den ganzen „Krempel“ im Stich laſſen und mit ihr in ein ſchönes Land ziehen wolle, umarmte ſie ihn ſo plötzlich, daß er nicht mehr vorzubeugen vermochte und auf ja und nein ſein Geſicht voll Puder hatte.

Und mitten im Sommer, da man glaubte, Sabin würde all seine Hände hervorsuchen und arbeiten im Garten, auf der Wiese und auf dem Brandanger, sagte er zum Michel: „Sei so gut und schau einmal auf den Hochkaser zu meinem Vieh, daß es was zu fressen hat. Ich werde die grüne Prinzessin entführen."

„Thust du's wirklich?"

„Hurra, hurra, hop, hop, hop, geht's fort im rasenden Galopp!" deklamierte Sabin munter.

„Dem Lisele werde ich das nicht sagen dürfen?" neckte der Michel.

„Ich werde sie früher sehen als du." —

Das ſteinerne Kreuz iſt eine der alten Peſtſäulen wie man deren in der Gegend manche findet, als Buß- und Dankopfer aus Zeiten der Not. Es ſteht am hinteren Rain, wo die Seſamböden aufhören und die Waldberge anheben. Von dort aus geht der Weg durch Forſte und Strüppe, über Matten und Steinkarre hinauf zum Bergjoch und jenſeits desſelben hinaus in das Rotwaſſerthal. An dieſer Stelle alſo ſind ſie zuſammengekommen, der Sabin und die Duraſſel. Es war noch die kühlfeuchte Morgendämmerung, und in den Keſſeln und Mulden von Seſam lag weißer Nebel. Ein paar Vöglein waren ſchon wach, ſonſt alles ſtill und feierlich. So feierlich, daß Sabin, als er noch allein den Rain entlangging, den Hut abzog und ſeinen Morgenſegen betete, wie ihn Mutter Kirchner einſt gelehrt hatte und wie er ſtets that des Morgens, wenn er an die Arbeit ging. Wegen der Arbeit, die ihm heute bevorſtand, war ihm ein wenig unheimlich. Er hätte lieber auf der Wieſe Heu gemacht oder den Reſt des Brandangers gerodet, auf dem er im Herbſt Korn ſäen wollte. Aber — das heutige Tagewerk war notwendiger. Das Halbſonntagsgewand hatte er an, wie ſie es tragen, wenn ſie halb arbeiten und halb müßig gehen, oder auf Wallfahrten und weiteren Wegen. Sollte das doch eine Reiſe werden mit ihr — ins ſchöne Land! — Dort an der Säule ſtand ſie. Den grünſeidenen

Mantel hatte sie von oben bis unten zugeknöpft und den Zylinder mit einer roten Schleife unterm Kinn festgebunden. Das rötliche Haar umwucherte reich ihr Gesicht, das heute dem Sabin schmal und blaß und schmachtend vorkam. Am Arm trug sie ihr Bündel, das Sabin ihr sofort abnahm und am Stock über seine Achsel legte.

„Ich danke dir, mein Teurer," hauchte sie und hing sich in seinen Arm.

„Nichts zu danken," sagte Sabin und führte sie bergan durch Forst und Strupp.

Sie unterhielten sich nicht gerade schlecht unterwegs, aber auch nicht extra gut. In den ersten Stunden philosophierten sie. Der Mensch sei für Freuden erschaffen, darüber waren sie einig. Dann jedoch gingen die Meinungen auseinander. Sabin zählte zu seinen Freuden die milchende Kuh, den jungen Lindenbaum, den er vor dem Hochkaser gepflanzt hatte, und Kohlköpfe, recht schöne, große, buttergelbe Kohlköpfe. Die Duraſſel war verwundert, daß ein junger Mensch sich über solche Sachen freuen könne, sie wisse etwas ganz anderes. Sie warf Scheiter in den Ofen, aber es wollte nicht brennen. Sie brach Pechnelken und schmückte damit sein Knopfloch. „Das ist mein Hausorden, den verleihe ich dir in Gnaden. Verdient hast du ihn bisher nicht." Ihm fiel das Lisele ein, das trutzige. Wenn die so wäre. Nein

— Kirſchen, die ſelbſt vom Baum fallen, die läßt man liegen, und die ganz oben am Wipfel ſind, die holt man. Als es heiß geworden war, ſchlug ſie vor, auf der Matte zu raſten. Sie legte ihren Hut hin, lehnte ihr Haupt an ſeine Schulter, zupfte an ſeinem Ohrläppchen und fragte ihn, ob er das liebe. Er fand das Raſten verfrüht, da ſie noch nicht müde wären. Die Duraſſel hatte immer mit ihrem Mantel zu ſchaffen, mit ihrem Haar, an ihren Schuhen und war ſchwer weiter zu bringen.

„Wohin führſt du mich?“ fragte ſie ihn liebevoll.

„Du wirſt ſtaunen!“ ſagte er. „Denke zuerſt gerade einmal ins Rotwaſſerthal, dort iſt ein gutes Wirtshaus zum Ausruhen. Nachher fort in die ſchöne, weite Welt.“

„Haſt du Geld mit?“

„Wo frägt ein Liebespaar nach Geld!“

„Sei nicht geſchmacklos, Sabin.“

„Ganz unbeſorgt, Maid, wir haben nichts zu verlieren.“

„Alles iſt mir recht, weiß ich nur, daß du mich liebſt. Nicht wahr, Sabin?“

Es war ſchon hoher Mittag, als ſie auf den Paß kamen, wo das Jochwirtshaus ſteht. Dieweilen Sabin vor dem Hauſe ſtand und in die ſchroffen Berge des Rotwaſſerthals hinüberſchaute, an deren Scharten und Karen die Nebel hereingingen, hatte die Du-

raſſel ſich im Wirtshaus umgeſehen. Es gefiel ihr, und ſie wollte gleich eine Stube aufnehmen. Dann ſetzten ſie ſich in das dumpfig mürfelnde Gaſtzimmer und beſtellten zu eſſen und zu trinken.

Nun war in dieſem Jochwirtshaus ein junger, etwas verknitterter Menſch vorhanden. Der hatte noch keinen Schnurrbart und ſchon eingefallene Wangen. Hingegen war ſein braunes Haar auf den Glanz gefettet und über den Ohren ſichelförmig nach vorn geſtrichen. Es war der Kaufmannsſohn aus Oberbuſch, Ladislaus, auch der ſchöne Lauſel genannt. Sabin war mit ihm ſchon von einer luſtigen Kirchweih her kameradſchaftlich. Ladislaus genoß den Ruf eines luſtigen, leichtlebigen Burſchen jener Gattung, die Unglück im Spiel und Glück in der Liebe hat. Der nun machte ſich bald an die neuen Gäſte, und auf Sabins Frage, wohin ſeine Reiſe gehe, gab er zur Antwort, das wolle er erſt ſehen. Einſtweilen ruhe er ſich über die heiße Mittagszeit im Wirtshauſe aus. Die Wirtshäuſer ſeien ihm nämlich zur Buße auferlegt worden. Im vorigen Jahr auf einer Wallfahrt habe ihm der Beichtvater aufgetragen, doch ja die ſchlechten Wirtshäuſer zu meiden. So müſſe er nun alle Wirtshäuſer daraufhin ſtudieren, ob ſie ſchlecht oder gut wären. Zum Beiſpiel das Staudenhanſelwirtshaus ſei ſchlecht, da frage der Wirt gleich allemal vorhinein, ob man Geld im Sack habe. Solche Frage ſei nachgerade

ſittenverderberiſch, denn ſie verleite zum Lügen. Das Jochwirtshaus hingegen ſei gut, weil er diesmal keinen Kredit brauche. Zum Beleg dafür zeigte er ſeine geſpickte Brieftaſche auf. So fröhlich plauderte der Ladislaus, dieweil er aus großem Glas abgeſtandenes Bier trank und an einem Zigarrenſtumpf ſog, der nicht recht brennen wollte. Er hatte ſich der Duraſſel gegenübergeſetzt; unter dem Tiſch die Beine ausſpreizend, über dem Tiſch vorgebeugt, ſo begann er der „fürnehmen Dame" den Hof zu machen. Die Duraſſel ward ſichtlich angeregt und zog ſich für ein kurzes Weilchen auf die Stube zurück, um eilig Wangen und Augenbrauen zu reſtaurieren.

Während ihrer Abweſenheit ſagte Sabin zum Ladislaus: „Freund, du könnteſt mir einen Gefallen thun." Dann rückte er nahe, um leiſer ſprechen zu können. „Ich bin eben daran, dieſes Frauenzimmer über die Grenze zu befördern. Du weißt warum. Nit der Männer wegen iſt es, aber der Weiber wegen. Biſt eh einverſtanden — gelt? Jetzt denk dir, ich hab hart Zeit, hätt notwendig auf der Alm zu thun. Sei feſch, Lauſel, nimm ſie mir ab und ſpeditier ſie weiter. Freut's dich, ſo kannſt dich bezahlt machen dafür. Von mir kriegſt extra was."

Der Ladislaus ſann einen Augenblick, dann ſagte er: „Es gilt. — Wohin ſoll ich ſie denn bringen?"

„Wohin du willſt. Nur recht weit fort."

„Wenn ich ſie aber dann nicht loskriege?“

„So giebſt ſie bei der Polizei ab. Ich hätt's auch ſo gemacht. Dann kommt ſie auf den Schub in die Hauptſtadt, wohin ſie gehört. Iſt's recht?“

„Recht iſt's.“

„Gut, dann hebe ich mich gleich auf die Socken. Vergnügte Reiſe!“

Als die Duraſſel in friſchem Glanz wieder in die Gaſtſtube zurückkam, war Sabin davon. Anfangs vergoß ſie Thränen, dann klagte ſie ihren Schmerz dem Lauſel, geriet in Zorn und verſicherte, ſo grundfalſch wie dieſe Hauslerbrut ſei nichts, von der erſten bis in die neunte Hölle hinab. Der Lauſel pflichtete teilnehmend bei, tröſtete ſie und machte ſich erbötig, ihr Ritter ſein zu wollen. Hernach aßen und tranken ſie miteinander und wurden ſo vergnügt, daß ſie beſchloſſen, die Reiſe fürder gemeinſam zu machen. Ladislaus geſtand, ſchon lange vorgehabt zu haben, einmal in die Stadt zu reiſen, dieſe gute Gelegenheit und liebenswürdige Reiſegeſellſchaft wolle er ſich nicht entgehen laſſen. Er ſei überhaupt im Begriff, endlich einmal recht brav zu werden. Dann beglich er die Zeche, gab der Kellnerin ein gutes Trinkgeld, nahm das Bündel ſeiner neuen Begleiterin an den Stock, ähnlich wie es früher der Sabin gemacht hatte. Hernach machten ſie ſich auf den Weg niederwärts gegen den Rotwaſſergraben.

Und Sabin — als er hinging über die grünen Matten, schlänkerte die Arme aus, wie ein befreiter Vogel, der die Flügeln blädert. Aufkreischen mußte er vor Lust, er konnte gar nicht anders. Allerdings fiel dieser Gang auf die Alm anders aus, als er sich gedacht hatte. — Er ging über die Höhen hinan, einen Fußsteig entlang, der von Rinderklauen ausgetreten war. Erlbüsche und Wacholdersträucher bedeckten den Berghang. Dazwischen ging er hinan. Einen alten Wurzner begegnete er: „Geht's hier recht nach der Rauschalm, wo die Sesamhütten stehen?"

„Recht geht's schon, aber weit ist's."

„Wie weit?"

„Kunnt's nit genau sagen. Wer gut geht, kommt halt früher hinauf."

„Dank schön für die Auskunft."

Gestrüppe, steiniger Boden und immer so fort. Dann begann kahler Almboden, von den Kuppen nieder flogen leichte Nebelschleier. Die ersteren kamen und verflogen, die weiteren Nachschübe waren dichter, dunkler, und auf einmal fand Sabin sich in feuchten Nebel gehüllt. Nicht fünf Schritt sah er vor sich. Sachte kam auch die Abenddämmerung, die Sabin schon in der Almhütte zuzubringen gehofft hatte. Rascher setzte er seine Beine aus, die Viehsteige ver-

zweigten ſich, verloren ſich, er ſchritt aufs Geradewohl dahin. Im Nebel flackerte manchmal ein roter Schein auf, dem eine Art Röcheln folgte in der Luft. Im übrigen war es ſtill, kein Lüftchen ſtrich, und der Nebel lag unendlich da. Es war ſo finſter geworden, daß der Burſche über den ruppigen Raſenboden ſtolperte. Beim roten Schein, der immer wieder aufflackerte, manchmal kurz und ſcharf, manchmal ſachte und matt, war es, als wandle er in einer kühlen, feuchten Glut dahin. Nie ſah er einen Strahl, immer nur den Wiederſchein, der auf Augenblicke alles durchglühte. Auf unbekannter Höhe mitten in einer Wetterwolke. Sabin dachte nicht viel darüber nach, höchſtens, daß es ihm hier immer noch lieber war als am Vormittag bei der Duraſſel. Er ging und ging. Seine Kleider waren feucht, obſchon es nicht regnete.

Als er ſtundenlang umhergeirrt war in Nacht und Nebel, ſtanden vor ihm im Feuerſchein urplötzlich ſchwarze Rieſengeſtalten. Es waren Schirmtannen. Bei den nächſten Schritten in der Finſternis prallte er an die Hüttenwand. Aber die rechte war es nicht. Einer jener Bretterſchoppen war es, in dem das Bergheu geſammelt und aufbewahrt wird. Er taſtete rings um die Wand und kam zum Thürchen. Es war halb offen, er kroch hinein und grub ſich ins Heu, daß nur der Kopf frei blieb. Und wie

er ſich wohlgemut dachte: das macht ſich ja, und morgen werd ich die Richtige ſchon finden! da vernahm er vom andern Winkel her ein Geräuſch.

„Wer iſt da?“ rief er ſcharf.

„Das habe ich gerade auch fragen wollen,“ antwortete drüben eine männliche Stimme.

„Ich gehe zu den Almhütten hinauf und will hier ſchlafen,“ ſagte Sabin.

„Wohl auch ein Touriſt?“ fragte jener drüben mit merklichem Behagen. Vielleicht war es ihm lieb, in dieſer Bergeinſamkeit eine mitfühlende Seele gefunden zu haben.

Sabin ſtutzte. Es war ihm, als kenne er die Stimme.

„Touriſt? Nein, ich nit. Ich geh nur hinauf nachſchauen,“ antwortete er.

„So, Sie ſind von der Gegend,“ ſprach der in der Ecke und begann Mißmut zu entladen: „Na, ich muß ſchon ſagen, etwas gaſtfreundlicher wenn eure Senninnen wären, da oben auf der Rauſchalm. Das iſt ein intolentes Volk. Mit der Stallgabel hat mich ſo eine Hexe bedroht da drüben in den Hütten, als ich um Nachtquartier erſuchte. Und das nennt man Bauerngemütlichkeit. Wenn ſie wirtſchaftlich zu Grunde gehen, dieſe Hottentotten, ſo geſchieht ihnen recht.“

Dieſe Stimme! Dieſe Stimme! mußte Sabin

immer denken. Es war ihm, als habe er dieſen Laut oft ſchon mit Widerwärtigkeit empfunden. War es nicht — ſann er weiter und ſpannte ſeine Erinnerung an — war's nicht auf Finkenſtein? Gottsheilig und wahrhaftig ja, das iſt der Frang! Das iſt der durchgegangene Gutsverwalter Frang! Der lang Verfluchte und Geſuchte, dort in der Ecke liegt er. — Was iſt jetzt zu machen? Jetzt heißt's geſcheit ſein. Allein kann man mit ihm nicht anbinden. Und während man Helfer ſucht, fliegt der Geier ab. Locken muß man ihn, locken mit Hühnern. Aber die Stimme verſtellen und lügen, was das Zeug hält.

„Bei der Schoderhütte ſind Sie wohl nicht geweſen?" fragte Sabin mit leicht verſtellter Stimme, eine ſchalkhafte Lüſternheit ſpielend. „Wer ein gutes Nachtlager ſucht, der muß bei der Schoderhütte vorſprechen. Die Schoderſennin, die verſteht auch einen kleinen Spaß, wiſſen Sie."

„Hat wohl auch eine Stallgabel?" fragte jener angeregt.

„Haben thut ſie ſchon eine. Hat aber die Spitzen umgebogen und Haken daraus gemacht, zum Angeln — verſtehen Sie?"

„Wo iſt denn dieſe Schoderhütte?"

„Gar nicht weit von der Rauſchalm — gleich dahinter. Na, mir iſt's einerlei, und jetzt will ich ſchlafen."

Sabin ſagte kein Wort mehr, ſchlief aber nicht, ſondern lauerte. Der andere hatte ſich ein paarmal umgedreht im kniſternden Heu, dann war er ruhig und fing an zu ſchnarchen. Und Sabin wachte. Jetzt, dachte er, wenn mir der Spitzbub nicht auskommt, kann's eine Wendung nehmen. Beim erſten Tagesſchimmer wollte er auf und davon, um Leute zu holen, aber wo findet er ihrer? Wo ſind die Hütten? Der Riesleuthofer ſoll jetzt ſeinen Stadl eindecken auf der Rauſchalm. Da ſind ſicherlich Männer oben. Oder könnte man's nicht allein wagen? — Der Burſche hing dieſem Gedanken lange nach, kam aber doch zum Entſchluß, Helfer zu ſuchen, die ihn feſtnehmen. Eher als erwartet begann durch die Bretterfugen der Morgen zu ſchimmern. Sabin kroch aus dem Heu hervor, in dem er ganz trocken geworden war. Den andern hörte er tief ſchnarchen. Leiſe, mit aller Vorſicht kroch er über das gehäufte Heu, es war ſchon ſo licht, daß er ihn liegen ſah. Aber der Menſch lag auf dem Bauch, das Geſicht aufs Futter gelegt, daß es nicht zu erkennen war. Er war angekleidet, hatte die eine Hand auf dem Rücken liegen, die andere an der Seite. Wenn man — fiel dem Sabin ein — ihm die Hände jetzt auf den Rücken bände, während er ſchläft? Aber wenn er's am Ende doch nicht iſt! — Mit dem Knie griff der Burſche aus und ſchwang ſich noch näher hin, ſo

nahe, daß er genau den Kopf und das rotblonde Haar ſehen konnte und das eine Ohr mit dem plattgebogenen Oberrand. Er war es, der Frang. Er war es ganz beſtimmt und lag im tiefen Schlaf. Wenn der Mann einmal ſchlief, dann war's auch geſchlafen, das wußte der Burſche von Finkenſtein her. Sabin hörte auf zu denken und begann zu handeln. Leicht ergriff er die Hand, die auf dem Heu lag, bog den Arm ſanft und ſachte über den Rücken hin. Ein leiſes Zucken. Sabin wartete ein Weilchen und lauerte. Dann nahm er neuerdings die Hand und legte ſie ſachte, ganz ſachte kreuzweis über die andere. Sie blieb liegen, wie er ſie hingelegt und der Mann ſchnarchte. Nun löſte Sabin ſeinen Leibriemen los, ſteckte ihn ſehr vorſichtig unterhalb der Hände durch, ſchlang ihn um ſie, ſchnallte ihn ein und zog langſam, aber ſicher zuſammen. Der Schlummernde zuckte mit den Armen. Sabin zog den Riemen mit ſcharfem Ruck feſt, der Mann ſchnob, bewegte ſich, wollte ſich aufrichten — aber die Hände waren auf den Rücken gebunden, Sabin drückte ihn ins Heu zurück und ſagte: „Guten Morgen, Herr Frang!“

Die Augäpfel des Erwachten drehten ſich um ſich ſelbſt. Die Überraſchung war ſo gewaltig, daß er in ein Wimmern ausbrach, das jedoch bald in ein Schnauben grenzenloſer Wut überging. Raſend

arbeitete er, um loszukommen, die Arme renkte er ſich aus, der Riemen blieb feſt. Seinen mit Eiſen beſchlagenen Bergſtock ſah er in der Hand des Feindes. Als er Sabin erkannte, ſeinen Erbfeind ſeit jeher, ſtieß er einen ſchrillen Laut aus, ein abſcheulicher Fluch konnte es geweſen ſein, Sabin verſtand ihn nicht und fragte auch nicht nach. Dann gab der Gefangene ſich einſtweilen auf und ſagte kein Wort mehr. Er war eine zu praktiſch angelegte Natur, um nicht zu wiſſen, daß in ſolcher Lage Geſchrei und Widerſtreben mehr ſchaden als nützen kann, weil es leicht Helfershelfer für den andern herbeilockt.

Der Morgen war ſonnig, die Berggipfel ragten klar und ſcharf in den Himmel auf. Bei der Hüttenthür heraustretend, wollte Frang ſich hinterher ducken. Da ſagte Sabin: „Bitte, mein Herr, nach Ihnen! Sie müſſen vorausgehen und ſo gut ſein, mir den Weg nach der Rauſchalm zu zeigen. Und ſollten Sie etwa davonlaufen wollen, ſo kriegen Sie Ihren eigenen Stecken an den Kopf. Heut bin ich der Verwalter.“

Noch andere Scherze fielen ihm ein, die er aber nicht zur Anwendung brachte, er wollte die polizeiliche Würde wahren, die ihm ſo unerwartet zugefallen war. Frang war in einem braunen Touriſtenanzug, am Lodenhut eine hochgeſchwungene Hahnenfeder. Auch einen Rucksack hatte er bei ſich gehabt, der war einſt-

weilen im Heuſchuppen geblieben. Scheinbar ruhig ſchritt er dahin, als hätte er das beſte Gewiſſen. Sabin fand, daß Frangs Geſicht im Vergleich zu damals arg verwildert war. Der Gefangene lauerte. Seine Augen zuckten hin und her, um die Möglichkeit zum Ausreißen zu erſpähen. Doch er erwog, welcher der beiden im Berglaufen wohl geübter ſein mochte, und verſuchte nichts, ſondern ging gefügig den Rauſchalmhütten zu.

Dieſe lagen bald vor ihnen am Fuß einer ſteinigen Kuppe. Bunte Herden mit ihrem Geſchelle belebten den Hochboden. Auf einem der Hüttendächer ſaß ein Mann und nagelte Bretter feſt. Ein anderer ſtand auf der Erde und reichte ſie ihm hinauf. Das war der Riesleuthofer.

„Nit ſchlecht, daß gleich der Gemeindevorſteher da iſt," rief ihm Sabin zu. „Da bring ich einen Herrn, der ins Zuchthaus gehört, bisher irrtümlich frei herumgegangen iſt und Leut betrogen hat. Oha!" Das letzte Wort galt dem Frang, der plötzlich einen Seitenſprung gemacht hatte gegen den Berghang hin. Sabin hatte ihn ſchon am Arm erfaßt und hielt ihn feſt. Sie führten ihn in die Hütte, wo er ſich auf den Trog eines Schleifſteins ſetzen ſollte. Der Riesleuthofer ſetzte ſich an den Herd, der Zimmermann mit dem bockigſteifen Lederſchurz auf die Bank, der Hochkaſerer, wie Sabin genannt wurde, auf einen

umgestülpten Kübel, und das Gericht begann. Sabin erzählte die Geschichte vom ungetreuen Verwalter auf Finkenstein. Sie machten nicht viel Umstände sondern verurteilten den Gutsverwalter Lebrecht Frang zu zwei — Gendarmen. Nach diesen wurde sofort ein Halter hinabgeschickt nach Rotwasser. Den gefesselten Delinquenten wollten sie mit Milch und Brot wirten; da er solches Mahl aber nicht eigenhändig zum Mund führen konnte, die angebotene Löffelzufuhr Sabins aber zurückwies, so wurde nichts daraus. Dann haben sie ihn in einen Stall gesperrt.

„Das hast wohl fein angestellt, Hochkaserer! Das hast tapfer gemacht!" lobte der Vorsteher.

„Wenn's aber der Rechte nit ist!" gab der Zimmermann zu bedenken, „wenn's ein Falscher ist?"

„Gerad weil's ein Falscher ist, ist's der Rechte!" lachte Sabin, der freilich allen Grund hatte, gut gelaunt zu sein.

Sollte er an diesem Tag der Gerechtigkeit einen Dienst geleistet und seinem Kompagnon Hadrian Hausler das veruntreute Gut zurückvermittelt haben, so durfte er nun füglich auch an seinen eigenen Vorteil denken.

Vor der Riesleuthoferhütte war ein Auflauf entstanden. Alle Halter und Almerinnen der Hütten

waren zuſammengekommen, den Eingefangenen zu ſehen, der um ſo intereſſanter war, als niemand recht wußte, welches Verbrechen er begangen hatte. Nur eine der Almerinnen war nicht zu ſehen, und ſie hätte doch ſo nahe gehabt von ihrer Hütte her, die dort auf der Matte ſtand. Sabin hatte ſicher erwartet, ſie werde kommen und ſeine Heldenthat bewundern, vor der er ſelbſt erſtaunte. Lob war ihm ſonſt zuwider, er fand Genüge am Werk allein; doch diesmal dürſtete er nach Beifall aus ihrem Mund, ſchier als ob er ſeiner Sache nicht ganz ſicher wäre. Aber das Liſele kam nicht herüber. So fand auch er es nicht für nötig, mit einem Beſuch bei ihr ſich zu beeilen. Er wollte thun, als ob er wichtigere Dinge zu verrichten hätte, und ſchleppte ſich ein paar Stunden lang mit der ungeheuerſten Langweile herum, bis er jählings in großen, ſchnellenden Sprüngen über den Moorboden hinlief und vor ihr ſtand.

„Mädel, jetzt bin ich da! Aber ſo lang mir doch dein Pratzerl her und ſag: grüß dich Gott, mein Schatz!“

Sie barg ihre Hand unter die Schürze und that trutzig. Auf ſeine ſchalkhafte Anfrage, ob ſie keinen Melker und Käſer brauche, antwortete ſie, er wäre nicht der erſte, dem ſie mit der Stallgabel den Weg zeige. Ihr derbes Gehaben machte ihn ſchier zaghaft, und erſt als er demütig und kleinlaut vor ihr

ſo daſtand, wurde ſie zuthunlicher und fragte ihn, ob er Hunger habe.

Da kam von der Riesleuthoferhütte ein Halter gelaufen, der Hochkaſerer möchte doch ſchnell hinübergehen, es ſeien die Gendarmen da, und ſie wollten den Gefangenen frei laſſen, denn es wäre nicht der Richtige, es wäre ein ganz anderer! „Na, ich dank, da haſt du was Schönes angeſtellt!“ rief ſie aus. Sabin ſagte nichts, eilte davon. Als er hinüberkam, war aus der Hütte ſchon die laute, wütende Stimme zu hören. Der Verwalter ward juſt verhört, und wie er vorhin ſtumm und dumpf hingebrütet hatte, ſo entwickelte er jetzt eine mächtige Beredſamkeit, um ſich zu rechtfertigen und ſeine Entrüſtung gegen den gewaltſamen Überfall und den bübiſchen Eingriff in ſeine perſönliche Freiheit auszulaſſen. Er habe ſich über den beiſpielloſen Schurkenſtreich anfangs gar nicht faſſen können, nun aber verlange er ſelbſt das Gericht, um beweiſen zu können, daß er nicht Lebrecht Frang heiße, niemals Gutsverwalter auf Finkenſtein geweſen wäre, ſondern der Johann Krenn, Grundbeſitzer in Grübau an der Lehm ſei. Er wäre ins Gebirge gegangen, um Jungvieh zu kaufen, und wie man in dieſer Gegend argloſe Wanderer bei Nachtzeit meuchlings überfällt, das werde noch Aufſehen machen im Land!

„Mit dem haben wir uns geſchnitten!“ mur-

melte der Zimmermann dem Riesleuthofer zu, und dieſer war dafür, den Mann ſofort freizulaſſen. Da kam Sabin, ſchaute dem Verwalter Frang, dem rothaarigen Menſchen, in ſein von feinen Blutſtriemchen durchzogenes Geſicht und ſagte mit aller Sicherheit: „Nur zum Gericht mit ihm, ich fürcht mich nit. 's iſt der Frang, der uns mit dem Geld durchgegangen iſt.“

Der Gefangene wandte ſich an den Bauer: „Herr Gemeindevorſteher. Dieſem verrückten Menſchen gegenüber verliere ich kein Wort. Ich mache nur aufmerkſam, daß Sie Unannehmlichkeiten haben werden!“

Sagte der Zimmermann: „Aha, jetzt redet er ſchon anders. Jetzt verlangt er nit mehr zum Gericht.“

„Nur fort mit ihm,“ ſagte der Riesleuthofer zu den Gendarmen. Dieſe feſſelten ihn regelrecht und führten ihn thalwärts, jener unerfreulichen Niederung zu, wohin ſchließlich alle trüben Waſſer laufen.

Hätte Sabin mit seinem zweiten Besuch in der Lindwurm-Almhütte sich etwas mehr beeilt, so würden sie nicht so in der eitlen Nacht haben nebeneinander sitzen müssen auf der Bank vor der Thür. Zum Glück war die Luft mild, und stand am Himmel der weiße Mond, der das junge Paar nicht aus den Augen ließ.

„Du hast wohl doch recht, Liserl, daß ich was Schönes angestellt habe!“ sagte er munter.

„Prahl' dich nit, daß dich der Herrgott einmal zu was Rechtem gebraucht hat.“

Sie schmunzelte aber doch, schien so weit ausgesöhnt zu sein, hatte nichts dagegen, daß er seine Finger in die ihrigen verschlungen hielt. Er erzählte ihr mancherlei aus dem Sesam herauf, besonders aber die Auswanderung der grünen Prinzessin und nun recht genau die Abfassung des Gauners Frang. Den letzteren Bericht behandelte er ausführlicher als den ersteren, und es war die Rede vom Schloß Finkenstein, von Hadri Hausler und seinen Sonderbarkeiten.

Das Lisele hob den Atem, als ob es etwas sagen wollte — that's aber nicht.

„Was wolltest du sagen?“ fragte er und lehnte seine Achsel an die ihrige.

„Aber, du drückst mich ja ganz auf die Seite!“ beschwerte sie sich. „Was ich sagen wollte? Ich hab

dich ſchon lang einmal fragen wollen, Sabin, wie ſtehſt du denn eigentlich mit dem Hadrian Hausler? Iſt das dein Bruder, oder wie?"

Der Burſche antwortete: „Liſele, mir iſt's recht, daß wir davon reden. Aber denk dir, wie das närriſch iſt. Ich weiß ſelbſt nichts Rechtes. Es iſt etwas, aber ich kann nit drauf kommen. Er hat oft angefangen darüber zu reden, iſt aber allemal ſtecken geblieben. Er kann's nit ſagen oder will's nit ſagen — ich komm nit drauf. Zuerſt hat er mich als Kutſcher aufgenommen, nachher auf Finkenſtein — das muß ich dir einmal alles genau erzählen. Daß er mich an Kindes Statt angenommen hat, hab ich dir ſchon geſagt. Weil ich ein Findelkind bin. Das eine Mal haben wir uns wie Vater und Sohn angeredet, nachher wieder als Bruder und ſo. Ich kenn mich ſelber nit aus, weiß kaum, wer ich bin und wie ich heiß. Hausler oder Kirchner oder wie. Meinetwegen, ich bin halt ich und nix weiter. Gelt? Gelt, das iſt ſpaßig! — Wie noch das Vermögen da war, hat er für mich geſorgt, und jetzt ſorg halt ich für ihn. Er hat ja ſonſt niemand. Sein Vater lebt noch, iſt aber ganz mit ihm übers Kreuz, weißt."

„Sag mir, Sabin, haſt du ihn gern?"

Da geſtand er: „Es iſt ein Fehler von mir.

Er hat mir's gewiß gut gemeint. Aber — es geht gegen meine Natur. Er ist so ganz anders. So ganz anders ist er. Ich versteh ihn nit, und er mich nit. Und doch wieder das Erbarmen. Er ist halt krank und wird mit Jahr und Tag schlechter. Und sonst auch — wie's halt geht, wenn einer verdorben worden ist. Schon in der Jugendzeit. Und wieder andere verdirbt. Kein Vertrau kann ich haben. Und dabei ist mir doch wieder so gewiß — ich weiß nit. Ist halt ein armer Mensch. Ist eine Zeit gewesen, wo er hat Gutes thun wollen, und ist's allemal zum Schlechten geraten. Ist grad, als ob er alles thät anstecken. Ein lauteres Elend mit ihm."

„Ist es wahr, daß er den Herzschwamm hat?" fragte das Mädel.

„Ins Arbeiten haben wir ihn bringen wollen," entgegenete Sabin. „Ich hab gemeint, das Arbeiten könnt ihm gut thun. Aber wenn's halt widerwillig geschieht, hilft's auch nix. Nur daß er mir den Brandanger rodet."

Darauf sie: „Das hab ich mir gedacht. Just wie du's gesagt hast, so hab ich mir's gedacht. Mir ist es gar nit recht, daß du neben seiner bist."

„Das macht mir so weit nix. Mich macht er nit besser und nit schlechter, als ich bin. Schon eher deinetwegen. Muß dir's wohl sagen, Lisele, das da-

mals auf der Haferfuhr, das kann ich nit vergeſſen."

„Fürcht dich nit. Lang wird er's wohl eh nimmer machen."

„Es kann auch ſonſt eine Veränderung nehmen," ſagte Sabin. „Wenn er jetzt etwan ſein Geld wieder kriegt, dann geht er ja fort — ins Stadtleben, wohin er gehört, und wir zwei," der Burſche legte ſeine Arme um ihren Nacken, „wir zwei ſind allein. Liſerl — ich wart ſchon hart auf dich." Er liſpelte ihr's ins Ohr.

Jetzt ſtand ihr wieder das Trotzköpfel auf. „Was denkſt denn eigentlich? Haſt mich ſchon einmal ernſthaft gefragt, ob ich dich gern hab?"

„Iſt nit nötig, weil ich's eh weiß," antwortete er ganz gelaſſen.

„Wenn du's ſchon für gewiß ſagſt, ſo wird's auch richtig ſein," gab ſie ebenſo gelaſſen bei. „Ich bin dir mein Lebtag lang gut geweſen."

„Dein Lebtag lang kennſt mich ja gar nit," lachte er.

„Ich kenn dich mein Lebtag lang. Einen Mann, den ich gern haben kunnt, hab ich mir nie anders vorgeſtellt, als du biſt. — So, jetzt weißt es und jetzt geh! Gute Nacht!"

Des war er doch verblüfft. — „Geh? Gute Nacht? Aber Liſele! Wenn du mich gern haſt, wie kann denn das ſein?“

„Morgen, wenn die Sonn ſcheint, reden wir weiter.“

„Da braucht's keine Sonn und braucht's kein Reden ....“ ſagte er mit ſtockendem Atem, mit heißem Atem und ſuchte ihr Haupt an ſeine Bruſt zu drücken. Da ſtand ſie raſch auf und ſagte ſcharf und beſtimmt: „Bübel! Wir ſtehen heut nit anders miteinander als geſtern. Wenn wir im Herbſt zu einander in die Kirche gehen werden, will ich dir die Treue mitbringen — verſtehſt du? Will dir jetzt nit untreu werden mit dir ſelber. Wirſt froh ſein, ſpäter, wenn du weißt, daß du dich auf mich verlaſſen kannſt.“

„Aber ſchau, Liſele,“ ſchmeichelte er, „wir haben uns ja ſchon verſprochen.“

„Verſprochen, aber nit gegeben!“

Sie huſchte in die Hütte und ſchlug hinter ſich die Thür ins Schloß.

Sabin war nicht der Mann, ſich von dem erſten Mißerfolg abſchrecken zu laſſen. Er wartete ein Weilchen ganz ruhig, dann kniete er auf die Bank und zwängte den Kopf zum engen Fenſterchen hinein. Es ging bis knapp an die Achſeln und weiter nicht. Sie

drinnen im Gefühl ihrer Sicherheit packte ihn an beiden Ohren, drückte ihr Geſicht an das ſeine und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann ging ſie in ihre Nebenkammer. Der Burſche zog ſeinen Kopf mit den heißen Ohren und Lippen zurück. — Er ging zur Nachbarshütte, ſuchte auf dem Heu ein Lager und ſchluchzte vor Freude und Ärger.

Der Mond lächelte vergnügt. —

Am andern Morgen war auch Sabin vergnügt. Erſtens, weil er gut geſchlafen, und zweitens, weil er ein ſo tapferes Mädel hatte. „Schön Dank, Liſele!“ rief er noch zu ihrem Fenſter hinein. Sie ahnte es wohl, das war der Dank für die geſchloſſene Thür, und in ihrem Herzen war es freudig.

Sabin hüpfte thalwärts, friſch wie eine Gemſe, ſeinem Hochkaſer zu, wo er gegen Mittag ankam. Dort im Stall war der Michel und fütterte das Vieh. „Iſt der Bruder da?“ fragte Sabin haſtig.

„Bruder Anton iſt geſtern nach Oberbuſch überſiedelt. Denke dir, er hat dort ſchon zwei Patienten.“

„Aber den Hadrian meine ich doch! Eine Neuigkeit für ihn. Den Frang haben wir!“

„Den Frang habt ihr? Und den Hadrian ſuchſt du? Aber der iſt ja gar nit da. Der iſt ja fort!“

„Wie fort? Wo fort? Wann fort?“

„Wir haben doch gemeint, daß er euch nach iſt, dir und der Grünen.“

Die Stube war unordentlich. Auf dem Tiſch der Milchtopf, im Winkel ein paar ſchiefgetretene Stiefel, in der Lade alte Wäſche und Schriften.

Das ſah bedenklich aus. Dem Sabin gab's einen gelinden Stoß innerhalb des Bruſtfleckes.

„Wir müſſen eilig dran, ihn zu ſuchen,“ ſagte er und der Michel ſtellte ſich dazu bereit.

Als im Bau des Hochkaſer alles durchſpäht war, ſuchten ſie im Schachen, in der Schlucht, auf dem Brandanger. Dort ſtak der Spaten im Raſen und reckte ſeinen Stiel quer auf. Sie fragten in allen Häuſern von Seſam, ſie fragten in Oberbuſch, im Rotwaſſerthal, in Gug, im Schloß Finkenſtein umher. Sie mutmaßten, daß er von der Verhaftung Frangs gehört und ſich beim Kreisgericht eingefunden haben könnte. Aber nirgends eine Spur. Auf Anfragen bei Herrn Leo Hausler in der Hauptſtadt keine Antwort.

Dann ließ man amtlich ſuchen, mit Gendarmen, mit Steckbriefen und öffentlichen Kundmachungen. Hernach ſtand in den Zeitungen zu leſen, daß Herr Hadrian Hausler ſich im Kreisgericht Riedberg einfinden möge zu einer bevorſtehenden Gerichtsverhandlung gegen einen Johann Krenn, recte Lebrecht Frang, geweſenen Gutsverwalter auf Finkenſtein. Alles vergebens. Hausler erſchien nicht, und keine Spur war von ihm zu erforſchen. Die Leute rieten nur noch auf die Waſſertümpel. Der alte Lindwurm ließ den Sabin ſagen, ſo lange, als dieſes Geheimnis nicht aufgeklärt ſei, gäbe es keine Hochzeit.

Sabin wurde zur Gerichtsverhandlung in Riedberg vorgeladen. Dabei kam allerhand zur Sprache, im übrigen ging es ziemlich einfach her. Lebrecht Frang wurde verurteilt zu acht Jahren Zuchthaus.

Von einem Ersatz der Veruntreuung auf Finkenstein keine Rede. Außer etlichen hundert Kronen — Schulden besaß der Mann nichts.

Im Herbst kam ein Urlauber aus der Hauptstadt zurück nach Sesam. Der erzählte, er hätte den Hadrian Hausler gesehen. In einem Unterhaltungslokal der Vorstadt. Die grüne Lehrerin habe er bei sich gehabt, auf dem Kopf schief gesetzt einen hohen Zylinder, im Mund eine lange Zigarre und in einem Aug ein Zwickglas. Sabin meinte, nun könne man wohl das Suchen einstellen und die Hochzeit veranstalten. Da kam eine andere Nachricht. Professor Dr. Berthold schrieb an seinen Bruder Michel über einige Familienangelegenheiten und wußte nebenbei auch etwas von dem verschollenen Hausler. Der sei in einer Irrenanstalt gewesen, eines Tags aus ihr entflogen, in die Wohnung seines Vaters, des alten Rentiers Leo Hausler, gedrungen. Dort habe er die Jagdflinte ergriffen, und weil der Alte abwesend, auf dessen Marmorbüste geschossen. Die Kugel sei zurückgeprallt an seinen eigenen Kopf. Dann sei er in ein Spital gebracht worden.

Als der Sabin diese letzte Nachricht hörte, ward ihm seltsamlich — ganz anders, als je früher einmal in seinem Leben. Nicht lange besann er sich. Den Hochkaser übergab er der Sorge des Schwagers und der Braut, und dann ging er auch davon.

Auf dem Kutschbock hatte er die große Stadt einst verlassen, zu Fuß zog er jetzt wieder ein. Die Füße hatte er sich wund gegangen und die Lunge halb lahm geschnauft. Nach vielem Umfragen fand er das Spital, in dem sein — Kompagnon lag.

„Ach, der Mann mit dem Loch im Kopf," so bezeichnete ihn einer der graukitteligen Wärter. „Im Saal 3, Bett Nummer 73. Aber der Herr Doktor wird's nicht erlauben."

„Was wird er nicht erlauben?"

„Da kommt er ja gerade, der Herr Doktor."

Sabin fragte den hageren, schwarzbärtigen Mann, ob er den kranken Herrn Hausler sprechen könne.

Der Arzt ersuchte ihn, mit in sein Zimmer zu kommen.

„Wenn es möglich ist," sagte er, „so können Sie auf einen Augenblick zu ihm hineingehen. Er wird Sie kaum erkennen. Es steht schlecht mit ihm." Dann erzählte er, wie Hausler vor zwei Wochen bewußtlos in die Anstalt gebracht worden war. In einem so armseligen Zustand, daß niemand in ihm den Sohn des reichen Hausler hätte vermuten können. Niemand kümmere sich um den armen Menschen. Seit Tagen schwebe er zwischen Leben und Tod. Sein Sinn sei zumeist umnachtet, er phantasiere viel, rufe allerhand Namen und liege dann

wieder dahin. Im Kopf habe er eine Schußwunde, die geheimnisvoll sei. Er habe darüber ausgesagt, der Alte hätte auf ihn geschossen — man verstehe das nicht. Sein Vater sei auf Reisen, zur Zeit unbekannt wo.

Nach ähnlichen Vorbereitungen begleitete der Arzt den Burschen durch düstere, mit Jodoformgeruch erfüllte Krankensäle. Im dritten Saal, in einer langen Reihe von Betten mit blassen, eingefallenen Leidensgesichtern bemerkte Sabin sofort das richtige. Das fahle Gesicht mit dem wirren Bart war wie bei einer Leiche, die fleischlose Haut vermochte die Schädelform nicht mehr zu mildern. Nun schlug er die Augen auf, starr und stechend blickte er den Burschen an, der vor ihm stand.

Sabin hatte seine dürre, heiße Hand erfaßt, beugte sich über ihn und sagte leise: „Erkennst du mich, Vater?"

Da verzerrte sich des Kranken Gesicht zu einem leichten Lächeln. Seine Brust hob sich und er sprach: „Du bist mein Sabin." Mehr verwundert als erregt schaute er den Burschen an. „Wieso denn, daß du zu mir kommst, Sabin? Hast du nicht auf dem Rübenfeld zu thun?"

„Nein, lieber Vater, auf dem Rübenfeld hab ich jetzt nichts zu thun. Ich bleib bei dir, bis du gesund bist."

Der Kranke betaſtete ſeine Finger: „Das iſt er. Das iſt mein Sabin. Siehe, ich hab auf dich gewartet.“

Der Arzt war erſtaunt über die faſt behagliche wache Ruhe des Patienten. Er trat ein wenig zurück. Als der Kranke lange und unverwandt auf den Burſchen geblickt hatte, ſchien es, als hebe etwas in ihm an zu beben; zu ſchluchzen begann er, während der Burſche zärtlich ſein Haupt ſtreichelte und mit vor Bewegung gepreßter Stimme ihn immer wieder Vater nannte — als ſei Verſäumtes nachzuholen.

„Lange habe ich warten müſſen, mein Junge,“ ſtammelte Hadrian und ſchmachtete nach ſeiner Lippe. „Dich allein. Nur dich ganz allein. Dich hab' ich lieb . . .“

Der Doktor trat dazwiſchen und mahnte, den Beſuch abzubrechen.

Sabin löſte ſich ſanft los. „Um dich zu ſchonen, Vater. Um dich zu ſchonen. — Wir ſehen uns ja jetzt jeden Tag. Ich bleibe da, bis wir beide miteinander heimfahren können.“

Sabin nahm im Krankenhaus ein großes, ſonniges und bequem eingerichtetes Zimmer erſter Klaſſe auf, mit zwei Betten. Er bat den Arzt, den Kranken ſofort dahin übertragen zu laſſen. „Pflegen,“ ſagte er, „werde ich ihn ſelbſt, bis er wieder geſund iſt.“

„Gesund?“ entgegnete der Doktor. „Gestern noch hätte mir das unmöglich geschienen. Heute — Wir dürfen in der That hoffen . . .“

Ein Wärter kam geeilt und berichtete: „Herr Doktor! Der Patient Nummero dreiundsiebzig soeben verschieden.“ — — —

Als Sabin nach dem Begräbnis zurückgekehrt war ins Sesam, sagte er nicht, daß er ihn verloren, vielmehr, daß er ihn gefunden hätte. Der Tote jetzt war ihm mehr, als der Lebendige je gewesen. Was ihm an dem unseligen Mann früher verächtlich erschienen, das sah er jetzt als eine Seelenkrankheit, an der — in ähnlichen Kulturverhältnissen und von der Treulosigkeit der Mitmenschen vergiftet — gar mancher litte und verkomme. Im Grunde war's ein Mensch gewesen, mit gutem Willen und einem heißen, in Weltlust lahm gewordenen Herzen. Wer hätte geahnt, daß in diesem noch Liebe war, Liebe, lebendig begraben und verschmachtend! Ihr letztes Aufglühen hatte dem Burschen ein Licht gebracht.

Und auch uns hat dieses Schicksal gezeigt, daß ein Mensch, dessen Seele von Weltgift zerfressen ist, nicht in die ländliche Natur zurückkehren kann und soll.

Von der Doppelhochzeit im Lindwurmhof iſt weiter nichts zu ſagen, als daß dabei zwei Zentner Pulver verpufft und die letzten Vorräte des alten Edelhofs gründlich aufgegeſſen wurden. Aber wie der Sabin und der Michel zugreifen in der Wirtſchaft, beſteht kein Zweifel, daß Kiſten und Käſten ſich bald wieder füllen werden. Profeſſor Berthold, der Übermenſch, hatte bei der Hochzeitstafel Übermenſchliches geleiſtet. Und da war er am zweiten Tag des Gelages auf die wunderliche Idee gekommen, die Lebensgeſchichte des unſeligen und nun ſeligen Hadrian Hausler herauszugeben.

„Dann, Bruder, vergiß nicht, auf den Einband des Buches einen Totenſchädel zu zeichnen," ſagte Doktor Anton, „denn es iſt — Weltgift."

„Totenſchädel!" gab der Profeſſor zurück. „Behalten der Herr Doktor dieſes Wappen gefälligſt für ſich. Ich gebe zu meinem armen Hadrian den friſchen Sabin. Das iſt Gegengift."

Doktor Anton ſchwenkte ſein Sacktuch zum Fenſter hinaus und rief lachend:

„Losknallen, meine Herren, der Profeſſor hat endlich einmal einen vernünftigen Gedanken!"

Da krachten die Böller.

Ende.

✱ ✱ Verlag von L. Staackmann, Leipzig. ✱ ✱

Peter Rosegger's Ausgewählte Schriften

Oktav-Ausgabe in 30 Bänden — Band 1—20.

Elegante Ausstattung br. M. 50.—. — In geschmackvollem **Prachtband** (in grüner oder roter Farbe) M. 74.—.

Inhalt:

Das Buch der Novellen, 1., 2. u. 3. Band. — Die Schriften des **Waldschulmeisters**. — Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. — Die **Aelpler**. — Volksleben in Steiermark. — Heidepeters Gabriel. — Waldheimat, 1., 2. Band. — Feierabende: Sommerabende, Winterabende. — Am Wanderstabe. — Sonntagsruhe. — Dorfsünden. — Meine Ferien. — Der **Gottsucher**. — Neue Waldgeschichten. — Das Geschichtenbuch des Wanderers, 1., 2. Band. — Bergpredigten.

Preis des Bandes br. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.70.

Band 21—30 br. M. 40.—. — In geschmackvollem Prachtband M. 52.—.

Inhalt:

Band 21. Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen. — **Band 22. Allerhand Leute.** — **Band 23. Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. — **Band 24. Martin der Mann.** Eine Erzählung. — **Band 25, 26. Der Scheim aus den Alpen.** Allerhand Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Zwei Bände. — **Band 27. Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. — **Band 28. Allerlei Menschliches.** — **Band 29. Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. — **Spaziergänge in der Heimat.** Nebst einem Anhange: **Ausflüge in die Fremde.**

Preis des Bandes br. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.20.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

Miniatur-Ausgabe.

Waldheimat. 1. Band. Kindesjahre. 3. Auflage. — **Waldheimat.** 2. Band. Lehrjahre. 3. Auflage. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** 13. Auflage. — **Das Buch der Novellen.** — Erste Reihe. 5. Auflage. — **Das Buch der Novellen.** Zweite Reihe. 5. Auflage. — **Heidepeters Gabriel.** 4. Auflage. — **Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert.** 4. Auflage. — **Der Gottsucher.** Ein Roman. 4. Auflage. — **Sonntagsruhe.** 4. Auflage. — **Dorfsünden.** 4. Auflage. — **Das Volksleben in Steiermark.** 6. Auflage. — **Höhenfeuer.** 3. Auflage. — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** 6. Auflage. — **Allerhand Leute.** 4. Auflage. — **Geschichtenbuch des Wanderers.** 3. Auflage. — **Jakob der Letzte.** Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 4. Auflage. — **Neue Waldgeschichten.** 6. Auflage. — **Hoch vom Dachstein.** Geschichten und Schildereien aus Steiermark. 3. Auflage. — **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.** Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 4. Auflage.

Preis des Bandes in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt M. 4.—.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

Peter Rosegger's Ausgewählte Werke

Pracht-Ausgabe. Lexikon-Format.

Mit 900 Illustrationen von **A. Greil** u. **A. Schmidhammer.** In 6 Original-Prachtbänden in grüner, roter oder brauner Farbe, à Bd. M. 7.50.

Einen neuen, reich illustrierten Verlagskatalog liefert die Verlagshandlung jedem Interessenten gratis und franko.

✱ ✱ ✱ Verlag von L. Staackmann, Leipzig. ✱ ✱ ✱

Sonnenschein. Von Peter Rosegger. 29½ Bogen. 8°. Brosch. ℳ 4,—; in Originalband ℳ 5,—. **16. bis 18. Tausend.**

Inhalt: Vorwort. — Waldsonnenschein. — Wie der Lehrer Constant seinen Bruder glücklich macht. — Der Mann mit den sechs Händen. — Die Kreuzhütten-Buben. — Die Familie Nagerl auf der Bergpartie. — Natgewitter. — Die Männerwahl. — Null Annerls Hofstaat. — Die Komödie des Todes. — Der Waldbauer, dieser Dodel! — Schneiderliebe. — Der singende Schabelwirt. — Das reiche Waldschulmeisterlein. — Auf der Waldwiese. — Der Keuchen-Ferdl. — Der schlaue Bürgermeister. — Ein Ehehindernis. — Eine Vorlesung im Salon der kleinen Martha. — Lose Stubengenossen. — Wie die Müllerleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten. — Den Zug versäumt. — Die Feinde. — Mein Vetter, der Türke. — Onkel Sonnenschein.

Berner Bund sagt u. a.: Aber gute, heitere Zuversicht, wie sie einem lebenstapferen und lebensweisen Manne natürlich ist, bildet die Grundstimmung der fein und liebenswürdig erzählten Geschichten.

J. Erler, Altenburg schreibt: Überall strahlt uns aus seinen Selbsterlebnissen und aus seinem, dem reichen Innern entquollenen Schöpfungen der Sonnenschein warmer Lebensfreude und packenden Humors, zu dem sich eine sonnige Darstellungskraft, eine geradezu dramatische Kraft gesellt, entgegen.

Westermanns Monatshefte: Wenn wir einen Band von P. Rosegger in die Hand nehmen, so umhaucht uns alsbald die köstlichste, erfrischende Waldluft. Die Stadtgeräusche schweigen, das Land nimmt uns in seine kräftigen, gesunden Arme, wir atmen Freude und Sonnenschein. . . . Die herzhafte Freude an der Welt und dem Leben durchleuchten diese fünfhundert Seiten mit Waldsonnenschein. . . . Was den Volkserzähler macht, das ist Rosegger bis heute in unveränderter Kraft treu geblieben: er hat das sichere Gefühl für das Echte und Gesunde im Menschenleben, er packt fest und sicher zu, er weiß, wie keiner neben ihm, episch zu erzählen, so wenig er sich wohl auch jemals um die „Kunstformen" bekümmert hat.

Kartäusergeschichten. Von Otto Ernst. Novellen und Skizzen. 2. und 3. Tausend. 14½ Bogen. Schmal 8°. Brosch. ℳ 2,50; in Originalgeschenkband ℳ 3,50.

Inhalt: Der Kartäuser. — Anna Menzel. — Die Kunstreise nach Hümpeldorf Humoreske. — Ein Einschleicher. — Hans im Glücke.

Hamburger Post schreibt u. a.: O. Ernst bewährt sich auch als Novellist, als der feine und scharfe Beobachter des Kleinlebens, und zwar nicht nur des äußeren, sondern auch des innerlichen. Die seelischen Stimmungen weiß er ebenso meisterhaft wiederzugeben, wie er das Detail einer Zimmereinrichtung, das Leben der Groß- und Kleinstadt, das Entsetzen bei Einbruch einer allgemeinen Not zu schildern versteht. . . .

Internat. Litteraturberichte, New-York. . . . Wir können auch über dieses Werk nur das alte Urteil wiederholen, fein, humoristisch, gemütvoll.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06445 2553

Digitized by Google